



COLIN FORBES



TARGET 5

Colin Forbes

Target 5

Keith Beaumont erhält vom US-Geheimdienst den Auftrag, das Überlaufen des sowjetischen Ozeanographen Gorov in die Wege zu leiten. Dieser ist im Besitz der strategischen Pläne für das gesamte sowjetische U-Boot-Netz. In der Polarwüste nordöstlich vor Grönland liegt TARGET 5, eine jener schwimmenden Eisinseln, die um den Nordpol treiben und von Amerikanern wie Sowjets zu Spionagezwecken genutzt werden. Dort soll Gorov die Pläne übergeben doch dann beginnt der Kampf gegen einen Gegner, den niemand auf dem Zettel hatte – die Natur. Im Eis beginnt der Wettlauf um Leben und Tod.

Für Jane



»Ein havariertes sowjetisches Unterseeboot, das in einem schweren nordatlantischen Sturm bei Windstärke 11... in fünfzehn Meter hohen Wellen trieb... wurde von einem Aufklärungsflugzeug des amerikanischen Stützpunktes Keflavik gesichtet...«

ERÖFFNUNGSZUG

Die Lokomotive

Freitag, 18. Februar 1972: Mitternacht

Selbst im Jahr 1972, das kaum als ein Jahr des Friedens in die Geschichte eingehen wird, war es nicht alltäglich, daß ein Expreßzug mitten in der Nacht – und dazu noch auf freier Strecke – angehalten und ein Passagier von Bewaffneten herausgezerrt wurde. Jedenfalls nicht bei einem amerikanischen Expreß.

Daß ihm solches widerfahren könnte, daran dachte Keith Beaumont, als er sich im Bett eines Schlafwagens des Florida-Expresses entspannte, nicht einmal im Traum. Erstens brauste der Zug mit zweiunddreißig Waggons und einer Geschwindigkeit von hundertfünfzig Kilometer durch die Carolinas, während ein winterlicher Sturm gegen die verhängten Fenster schlug; und zum zweiten war der nächste planmäßige Aufenthalt mehr als zwei Stunden entfernt.

Im Schlafwagen war es feucht, heiß und stickig, da die Fenster wegen des Sturmes fest verriegelt waren und die Zentralheizung voll aufgedreht war. So heiß, daß der große Engländer Schwierigkeiten hatte einzuschlafen. Er stützte sich auf den Ellbogen und schaute auf seine Uhr. Fast Mitternacht. Hinter dem geschlossenen Vorhang, der ihn vom Korridor trennte, legte er sich auf sein Kissen zurück, die Hände hinter seinem starken Nacken verschränkt, und träumte mit offenen Augen.

Morgen würde er in Miami sein, Tausende von Kilometern von Grönland entfernt – weit entfernt davon, verängstigte Hunde durch heulende Schneestürme zu führen, bockende Schlitten über bröckelndes Eis zu schleppen, und weit entfernt vor allem von der endlosen Dunkelheit und Kälte, die den Verstand lähmten. Es war wunderbar, einmal wieder im Trockenen zu sein; Beaumont drückte seine Füße fest gegen das Bettende und aalte sich in der Wärme.

Dreißig Kilometer vor dem Expreß, der durch die stürmische Nacht donnerte, standen drei bewaffnete Männer – nicht so trocken – im strömenden Regen zusammengekauert unter dem Schutzdach eines Bedarfsbahnhofes irgendwo auf freier Strecke und warteten auf den anrollenden Zug. Planmäßig sollte er, wie gesagt, erst in etwa zwei Stunden halten, aber schon stellten sich ihm die Signale in den Weg, und der Führer der riesigen Diesellok, die den sehr langen Zug schleppte, zog bereits die Bremsen an. Gefahr lag in der Luft.

»Ich hoffe, daß er überhaupt im Zug ist«, murmelte einer der Männer in den Regenmänteln, während er eine durchweichte Zigarette zwischen den Zähnen zusammenpreßte.

»Das ist er bestimmt«, versicherte der vierzigjährige Anführer der Gruppe seinen zwei Begleitern. »Und wir werden ihn herausholen.«

»Es könnte heikel werden...«

»Das hier garantiert, daß es nicht heikel wird.« Der Ältere nahm einen 45er Colt aus seiner Tasche, prüfte die Trommel und steckte ihn wieder ein. »Und denk daran, Jo, es muß echt aussehen, ganz echt.«

Weniger als dreißig Kilometer weiter zurück starrte der Führer des Florida-Expreß besorgt in die Nacht. Das soeben passierte Signal halte, der Fahrtbestimmung gänzlich zuwider, eine Verminderung der Geschwindigkeit befohlen. Was zum Teufel ging hier vor? Er setzte die Geschwindigkeit weiter

herab und zog langsam die Hauptbremsen an. Regen hämmerte gegen das Stahldach des Führerstandes. Gischtfahnen stoben vom Dach und verschwanden in der Nacht. Der Zug brauste am nächsten Signal vorbei. Rot für Gefahr, also bremsen. Verflucht, was war hier los? Er legte die Bremsen stärker an. Sie waren in der Nähe von Cedar Falls, einer nicht eingeplanten Station.

Zwei Minuten später kam der Zug zum Stehen. Ein Donnerschlag rollte, und der Regen peitschte gegen die Waggons. Beaumont schlief in seinem Abteil gerade ein, als der Zug hielt, seine Hände lagen auf dem Laken zusammengefaltet. Er hatte die Augen geschlossen, als plötzlich die Vorhänge aufgerissen wurden und ein Mann mit durchnäßer Hutkrempe auf ihn hinabschaute, während er ihn mit einem Foto in seiner linken Hand verglich. »Er ist es, Jo«, sagte eine leise Stimme. Beaumont öffnete die Augen und starrte in die Mündung eines 45er Revolvers.

»Tu das Ding weg«, murmelte er. »Es könnte losgehen – Ihre Hand ist klebrig.«

Beaumont registrierte mehrere flüchtige Eindrücke: den durchnäßten Regenmantel des Mannes, der den Revolver hielt; den Dampf, der von den Ärmeln aufstieg; den verängstigten Ausdruck im Gesicht des Passagiers im gegenüberliegenden Abteil und den zweiten Mann im Regenmantel, der im Hintergrund stand, eine Hand in der Tasche. Der ältere Amerikaner, der offensichtlich unter der Hitze litt, denn Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, antwortete mit gedämpfter Stimme.

»Ziehen Sie sich an – Sie steigen aus...«

»Und wer zum Teufel sind Sie?« wollte Beaumont wissen.

Er war erschöpft von seiner langen Reise von Grönland nach Washington. Daher schätzte er seine Chance vorsichtig ab. Ein kurzer kräftiger Schlag, um dem Bewaffneten den Colt aus der

Hand zu schlagen, ein Knie in die Lende... Nein, es war zu gefährlich, wo sich andere Passagiere im Schlafwagen befanden.

»Dixon, vom FBI«, fuhr ihn der Mann mit der schweißnassen Stirn an. »Und beeilen Sie sich – der Zug kann nicht die halbe Nacht hier warten.«

»Das braucht er auch nicht – von mir aus kann er sich wieder in Bewegung setzen. Mit mir an Bord. Und Sie haben einen schweren Fehler gemacht – ich bin Engländer...«, Beaumont langte nach seiner Jacke, die an einem Haken hing.

»Paß auf...«, warnte Dixon.

Der Engländer fixierte ihn über seine breiten Schultern zurück mit einem Blick. Dixon war nicht ganz wohl dabei.

»Herrgott noch mal, ich wollte Ihnen meinen Paß zeigen«, knurrte Beaumont. Vorsichtig, mit gespreizten Fingern, zog er ihn aus dem Jackett und überreichte ihn Dixon. Der Amerikaner schlug den Paß gekonnt mit einer Hand auf, prüfte ihn einen Augenblick und zeigte ihn dann dem Mann hinter sich. »Ganz klar gefälscht, Jo.«

Beaumont erwiderte nichts. Er warf die Bettdecke zurück und erschien, abgesehen von Krawatte, Jackett und Schuhen, völlig angezogen. Während der Engländer aus dem Bett stieg und sich aufrichtete, wich Dixon zurück und starrte ihn an. Keith Beaumont, zweiunddreißig Jahre alt, war ein Meter fünfundachtzig groß, breitschultrig und über hundertachtzig Pfund schwer. Allerdings war Dixon, der den Engländer beim Anziehen beobachtete, nicht sonderlich beeindruckt: Bullen waren schwerfällig. Nach einer Minute schaute er auf die Uhr. »Beeilen Sie sich«, wiederholte er. Er hatte recht; die Reflexe dieses Mannes waren nicht gerade schnell.

»Zieh Leine.«

Der Passagier gegenüber erholte sich allmählich von seinem Schock. »Ich heiße Andrew Phillipson, aus Minneapolis«,

informierte er Dixon in geschäftigem Ton. »Dieser Mann sagte, er sei aus Grönland – Grönland, wo all das Eis ist. Mir kam das schon komisch vor...«

»Er wird gleich aussteigen«, unterbrach Dixon. »Dann können Sie weiterschlafen.« Er sah Beaumont an, der inzwischen fertig war. »Ist das Ihr Koffer? Gut. Und nun legen Sie beide Hände auf das Bett – nebeneinander.« Es war ein schwaches metallisches Klirren zu hören, als Dixons Begleiter seine Hand aus der Tasche nahm. Beaumont schüttelte seinen massigen Kopf, der mit dichtem dunklem Haar bedeckt war, und lächelte grimmig. »Damit Ihr Freund mir die Handschellen anlegen kann? Da spiele ich nicht mit, Dixon. Entscheiden Sie sich: Entweder ich gehe so mit, oder Sie erschießen mich.«

Sie gingen den Korridor entlang. Beaumonts Hände waren noch frei. Der Mann, der Jo genannt wurde und den Koffer des Engländers trug, ging voraus, während Dixon die Nachhut bildete. Vorhänge, die die kleinen Abteile abschirmten, wurden zur Seite geschoben, und die Passagiere starrten auf die kleine Prozession. Nackte Füße tappten hinter Dixon den Korridor hinunter. Es war Phillipson, der sich beeilte, sie einzuholen. »Wer ist dieser Mann?« rief er aufgeregt. »Er hat sich mit mir unterhalten. Vielleicht kann ich helfen...«

»Entflohener aus Folsom«, erwiderte Dixon knapp.

Beaumont stolperte, als er mit hängenden Schultern die steilen Stufen am Waggonende hinunterstieg. Groß, schläfrig und ungeschickt, stellte Dixon fest. Beaumont blieb auf den Schienen stehen, um seinen Mantel zuzuknöpfen und den Hut über die Ohren zu ziehen. Cedar Falls bestand aus einem kleinen einstöckigen Gebäude am Rande eines Waldes. Ein Seiteneingang führte auf eine Straße. Beaumont registrierte es, als ein Blitz einen kurzen, spärlichen Eindruck von dem Wind vermittelte, der die Bäume gegen Süden beugte. Dann fegte eine Regenwand die Schienen entlang. Er war naß bis auf die

Haut. Einige Meter entfernt sah einer der Eisenbahner mit einer Mischung aus Nervosität und Neugier zu. Ein zweiter Eisenbahnbeamter stand unter dem Vordach der Station. Dixon kam hinter Beaumont die Stufen herunter und stieß ihn mit dem Colt.

»Los – durch den Ausgang.«

Sie gingen weiter. Der andere Amerikaner ging ein Stück voraus und trug Beaumonts Koffer. Plötzlich blitzte es erneut, diesmal aber keineswegs vom Gewitter. Der Beamte unter dem Vordach hatte Beaumont mit einer Polaroid-Kamera fotografiert. »Jo«, rief Dixon, »hol das Foto.«

Während Beaumont zum Ausgang stapfte, bewegte sich Jo in Richtung des Bahnhofs. Ein weiterer Blitz beleuchtete den Wagen hinter dem Ausgang, auf den sie zusteuerten. Ein großer roter, teuer aussehender Wagen. Der Regen prasselte auf das Dach.

Beaumont ließ seine Schultern noch mehr hängen und achtete darauf, sein Tempo nicht zu ändern und keine Reaktion zu zeigen. Aber er war sich jetzt sicher: Diese Männer waren keine FBI-Agenten.

Sie traten durch den Ausgang hinaus in die Dunkelheit und entfernten sich von den verschwimmenden Lichtern des Zuges. Sie stapften durch schlammige Pfützen. Am Steuer des Wagens saß ein dritter Mann, der ihnen sein Gesicht zuwandte und sie beobachtete. Dixon öffnete die Hintertür für den Engländer, der in seinen Manteltaschen fummelte, die Dixon, bevor Beaumont den Mantel anziehen durfte, durchsucht hatte. Er nahm ein Päckchen Zigaretten heraus und nickte in Richtung des Wageninneren.

»Schon gut, Dixon«, sagte er freundlich. »Ich hab' schon begriffen. Ich komme mit.« Er hielt das brennende Streichholz in der hohlen Hand und stand hinter der halbgeöffneten Tür. Der Amerikaner zögerte. Der plötzliche Stimmungswechsel

irritierte ihn. Eine Sekunde später revidierte er seine Meinung über Beaumonts Größe und Schwerfälligkeit – eine Sekunde zu spät. Der Engländer rammte seinen großen Körper mit Wucht brutal gegen die Wagentür. Dixons Hand und Arm waren eingequetscht.

Es war ein akzeptables Risiko; Beaumont hatte es überlegt. Schlimmstenfalls würde der Schuß harmlos im Wageninneren losgehen; im besten Fall würde der Colt durch die Lücke zwischen der fast geschlossenen Tür und dem Türrahmen in den Schlamm fallen. Beaumont bückte sich so schnell, daß Dixon die Bewegung nur undeutlich wahrnahm, kam mit dem Colt wieder hoch und warf den Verletzten mit dem Gesicht nach unten auf den Rücksitz. Die Mündung des Colts zeigte auf den Mann auf dem Vordersitz, der überhaupt keine Zeit gehabt hatte, etwas zu unternehmen. »Langsam, Jungchen«, warnte Beaumont. »Diese Dinger sind bekannt dafür, daß sie manchmal Peng machen.«

Im Spiegel sah er, wie Jo mit dem Koffer durch den Ausgang kam. Er behielt den Mann hinter dem Steuer im Auge und brüllte einen Befehl, den Jo kaum überhören konnte. »Bleiben Sie stehen – falls Sie wollen, daß Ihre Kumpane am Leben bleiben.«

»Zum Teufel noch mal, wir sind vom FBI«, sagte der Mann hinter dem Steuer mit gequälter Stimme.

»Das stimmt, Beaumont...«, Dixon ächzte gequält, während er über den Rücksitz ausgebreitet liegenblieb und sein rechtes Handgelenk hielt.

»Beweisen Sie es!« fuhr Beaumont ihn an. »Und halten Sie den Koffer schön fest – mit beiden Händen«, rief er Jo zu, während er den dritten Amerikaner durch den Rückspiegel im Auge behielt.

Dixon benutzte seine linke Hand, um mit gespreizten Fingern einen Ausweis hervorzuziehen.

»Machen Sie Licht, damit ich dieses Ding sehen kann«, schnauzte Beaumont. Er beobachtete den Mann hinter dem Steuer, der einen Schalter drückte, und blickte flüchtig auf die Karte. »Ganz klar gefälscht«, bemerkte er zynisch.

»Dafür könnten Sie hinter Gitter kommen«, ließ ihn der Dreißigjährige hinter dem Steuer wissen.

»Unter welcher Anklage?« fragte Beaumont.

»Widerstand gegen die Staatsgewalt...«

»Staatsgefasel!« Beaumont schaute den Mann auf dem Rücksitz düster an. »Sie steigen in einen Zug und halten mir, während ich schlafe, einen Revolver unter die Nase. Es fällt Ihnen noch nicht einmal ein, mir Ihre Erkennungsmarke zu zeigen...«

»Es mußte so sein, Beaumont«, beteuerte Dixon müde. »Es mußte gut aussehen...«

»Ich bin noch nicht fertig. Ich gebe mich noch lange nicht zufrieden! Seit wann flitzt der FBI in Lincoln Continentals herum – oder seid ihr alle plötzlich Millionäre geworden?«

»Sagt Ihnen der Name General Lemuel Quincey Dawes etwas?« fragte Dixon. »Und darf ich Ihnen noch etwas zeigen?«

»Ich glaube, ich habe den Namen mal in der Zeitung gelesen«, meine Beaumont knapp. Er hielt den Colt noch immer auf den Mann hinter dem Steuer gerichtet und ließ Jo weiterhin mit beiden Händen den Koffer umklammern.

»Sie dürfen mir etwas zeigen – wenn Sie vorsichtig sind.«

Das Etwas war ein gefaltetes Stück Papier, das, entfaltet und von Dixon ins Licht gehalten, sich als ein kurzer Brief in einer auf fallenden Handschrift erwies, die Beaumont erkannte. »Keith – wir sitzen in einer Klemme, ein sehr dringender Fall. Ich brauche Sie sofort wieder in Washington. Tun Sie mir einen persönlichen Gefallen. Ihr Lemuel.«

»Scheißkerl«, kommentierte Beaumont schlicht. »Ich komme nicht – höchstens aus dem Regen in den Wagen hinein.« Er stieg ins Auto und lehnte sich vorsichtig gegen das weiche Leder. Dixon machte Platz und setzte sich aufrecht. Er hielt immer noch seine rechte Hand. »Kaputt?« fragte der Engländer.

Er betrachtete den Amerikaner hinter dem Steuer, der ihnen noch zugewandt war und Beaumont anstarrte wie ein Schlächter, der sich soeben daranmachte, sein Opfer zu zerlegen.

»Sie werden sich den Hals verrenken«, bemerkte Beaumont.

»Ihren möchte ich am liebsten umdrehen«, erwiderte der Mann hinter dem Steuer gelassen.

»Schon gut, Fred«, sagte Dixon irritiert. »Aber wissen Sie, Beaumont, das war ganz schön riskant von Ihnen...«

»Riskant?« explodierte der Engländer. »Sie wecken mich, indem Sie mir einen Revolver zwischen die Zähne stecken, und wenn meine Reflexe nicht besonders gut funktionieren...«

»Dann möchte ich nicht dabei sein, wenn sie funktionieren«, ergänzte Dixon gequält, während er sein Handgelenk rieb. »Und das mit dem Lincoln Continental sehe ich ein – mein Wagen hatte eine Panne auf dem Weg vom Flughafen hierher, und das war der erstbeste Wagen, den wir schnappen konnten.« Auf dem Vordersitz zündete Fred, der Beaumont nun den Rücken zugekehrt hatte, den Motor.

»Den kann er wieder abstellen«, befahl Beaumont barsch. »Wir bleiben noch hier.«

»Mach aus, Fred.« Dixon schien zerknirscht. »Wir fahren nicht. Noch nicht«, fügte er hinzu. »Sehen Sie, Mr. Beaumont«, sagte er sehr höflich, »es war eine schlimme Nacht für uns – noch bevor wir Sie trafen. Wir mußten von Washington durch ein Gewitter hierherfliegen – es gab heute abend keine Linienflüge.«

»Weiß ich«, sagte Beaumont forsch und zündete sich eine neue Zigarette an. »Ich wollte nach Miami fliegen, als man mir sagte, daß ein allgemeines Startverbot erteilt worden war. Deswegen mußte ich ja mit dem Zug fahren.«

»Es war die reinste Hölle, einen Flughafen zu erreichen, der dem Zug vorauslag«, fuhr Dixon fort. »Dann mußten wir einen Wagen finden, der uns rechtzeitig hierherbrachte, um den Expreß anzuhalten. Da können Sie sehen, wie dringend man Sie in Washington zurückhaben will. Und noch etwas – bis heute abend hat der Florida-Expreß seit fünf Jahren keinen außerplanmäßigen Aufenthalt gehabt...«

»Wir machen alle irgendwann einen außerplanmäßigen Aufenthalt«, erwiderte Beaumont. »So wie ich jetzt. Was sollte das übrigens bedeuten – ein Entflohener aus Folsom?«

»Das war Deckung«, seufzte Dixon. »Die Sicherheitsvorkehrungen bei dieser Sache sind schärfer als beim Besuch eines Staatsoberhauptes. Die anderen Reisenden werden glauben, daß wir einen Kriminellen aus dem Zug geholt haben – falls jemand wie dieser geschwätzige Phillipson es sich in den Kopf setzt, die Presse zu informieren. Übrigens halte ich den Zug noch immer an«, fügte Dixon hinzu.

»Das ist Ihre Sache. Die Sicherheitsvorkehrungen bei welcher Sache? Dawes verrät mir so gut wie gar nichts in seinem Brief.«

»Darüber weiß ich nichts...«

»Gute Nacht!« Beaumont öffnete die Tür, knallte sie aber wieder zu, als Dixon fortfuhr: »Wir wissen, daß Sie ohne Unterbrechung zwei Jahre in der Arktis verbracht haben und in Urlaub fahren wollten; aber ich habe Anweisung, Ihnen als letztes Lockmittel zu erzählen, daß Sam Grayson und Horst Langer ihre Hilfe zugesagt haben. Ich nehme an, Sie kennen diese Männer?«

Beaumont setzte sich in seinem Sitz aufrecht und starrte in den Regen, der gegen die Windschutzscheibe schlug. Dixon beobachtete ihn neugierig, bemerkte die kurze Nase, den festen Mund, die Linie des Kiefers, die Energie und Entschlußkraft ausdrückten. Es waren die Augen, fand er, die ihn am meisten störten, diese großen braunen Augen, die ihn anstarrten, ohne zu blinzeln, und die ihn zu durchdringen schienen.

Der Engländer nahm seinen tropfenden Hut ab, wandte sich Dixon zu und lächelte ihn ernst an. »Sie hatten einen turbulenten Flug hierher?« erkundigte er sich.

»Wir waren alle luftkrank.«

»Schade. Ich fürchte, Sie werden wieder luftkrank werden. Ich habe mit Grayson und Langer eine Menge durchgemacht, also werde ich nach Washington zurückkehren müssen. Lassen Sie den Zug abfahren, und bringen Sie mich dann schnell zum Flughafen. Es sieht tatsächlich aus, als hätte Dawes einige Schwierigkeiten.«

In einem plötzlichen Einfall reichte er Dixon den Colt.

Am Samstag, dem 19. Februar, brannten um drei Uhr früh in der obersten Etage des Gebäudes der National Security Agency in Washington noch immer die Lichter. Die NSA, die der Öffentlichkeit weit weniger bekannt ist als der CIA, ist einer der erfolgreichsten Nachrichtendienste der Welt, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie weniger im Rampenlicht steht als ihr berühmteres Gegenstück. Auf jeden Fall gibt sie einen größeren Etat wirkungsvoller aus.

General Dawes war ein kleiner, stark gebauter Dreiundfünfzigjähriger, der das Aussehen eines Managertyps hatte. Er trug tristgraue Straßenanzüge, hatte eine Vorliebe für tropische Pflanzen und haßte kaltes Wetter. Wahrscheinlich wurden ihm deshalb Angelegenheiten in der Arktis übertragen.

Am 19. Februar um drei Uhr früh schritt er in seinem kurzärmeligen Hemd in seinem Büro auf und ab, leicht schwitzend bei der Zimmertemperatur von 28 Grad, die durch ein ausgeklügeltes Kontrollsystem konstant gehalten wurde.

Achtundzwanzig Grad waren notwendig, um die tropischen Pflanzen, die sein Büro schmückten, am Leben zu erhalten. Seine weniger ehrerbietigen Mitarbeiter pflegten das Zimmer die Dschungel-Box zu nennen.

»Beaumont ist soeben angekommen. Sie sind gerade auf dem Weg vom Flughafen hierher, Herr General...«

Dawes' Assistent Jerry Adams hielt seine schlanke Hand über die Sprechmuschel des Telefons, als er fortfuhr. »Die Maschine hätte sich bei der Landung fast überschlagen. Aber er ist okay. Irgendwelche besondere Anordnungen? Wir haben Funkverbindung mit dem Wagen, der ihn herbringt...«

»Bringen Sie ihn einfach her – möglichst schnell!«

»Er könnte zuerst ins Hotel sich frisch machen«, drängte Adams. »Das würde uns ein bißchen Zeit geben, die Sache durchzukauen...«

»Wir haben ihn aus diesem Expreß herausgezerrt«, knurrte Dawes. »Ich kenne ihn – er geht schon jetzt die Wände hoch. Es wird nicht leicht sein, ihn zu überreden, und das wird noch viel schwieriger, wenn wir ihn einfach abstellen oder ihm Zeit zum Überlegen geben. Ich muß ihn in diese Sache regelrecht reinstoßen. Also bringen Sie ihn her!«

Adams, ein schmaler, fünfunddreißigjähriger Intellektuellentyp, zog in wortloser Mißbilligung seine dunklen Augenbrauen hoch und gab die Anweisung weiter. Dann legte er den Hörer auf und rückte seine randlose Brille zurecht. »Ich sehe immer noch nicht ein, warum wir diesen Engländer brauchen. So wie ich die Sache sehe, ist es eine einfache Operation, die unsere eigenen Jungs erledigen können. Sobald wir wissen, daß Gorow in Richtung Target 5 aufgebrochen ist,

schicken wir ein Flugzeug, es nimmt ihn an Bord und fliegt ihn raus...«

»Einfach?« Dawes mit seinem federnden Gang vollendete eine weitere Runde durch sein Zimmer und setzte sich hinter seinen großen, leeren Schreibtisch. »Einfach?« wiederholte er leise. »Genauso einfach wie vom PanAm-Gebäude zu fallen – so kann man sich natürlich auch das Genick brechen.«

»Mit einem bißchen Glück könnte es glatt ablaufen...«

»Einem bißchen Glück?« Dawes' ruhiger Ton trog. »In dem Punkt könnten Sie recht haben, Adams«, fuhr er milde lächelnd fort. »Ein wichtiger Russe läuft zu uns über, vielleicht der wichtigste Russe überhaupt, der jemals die Sowjetunion verlassen hat. Stimmt's?«

»Das ist wahr«, gab Adams einfältig zu.

»Er wird um sein Leben laufen müssen«, fuhr Dawes im selben gleichmäßigen Ton fort. »Er startet von der sowjetischen Eisinsel Nordpol 17* und wird versuchen, sich zu unserem nächsten Forschungsstützpunkt Target 5 durchzuschlagen, der sich in diesem Augenblick zufällig vierzig Kilometer westlich der sowjetischen Insel befindet. So, wie es jetzt steht, befinden sich nur drei Professoren auf Target 5, die auf ihre Evakuierung warten, bevor die Insel auseinanderbricht. Können Sie mir folgen?« erkundigte er sich.

»Vollkommen, Sir...«

»Keiner der drei Professoren auf Target 5 ahnt, was kommen wird – daß Gorow bald auf dem Weg über das Packeis zu ihnen kommen wird.« Dawes redete jetzt schneller, wobei er Adams' Blick mit seinen kalten blauen Augen festhielt. »Wir können es ihnen nicht sagen, weil sie nicht unter Geheimhaltungsstufe eins fallen...«

* Alle größeren schwimmenden Stützpunkte der UdSSR in der Arktis tragen die Bezeichnung »Nordpol« mit einer Kennziffer. Ein so bezeichneter Stützpunkt kann Hunderte von Kilometern vom Pol selbst entfernt driften.

»Vielleicht sollten wir ihnen trotzdem einen Funkspruch durchgeben«, schlug Adams vor, »ihnen einen Tip geben.«

»Von wegen Tip! Wir wissen erst seit kurzem, daß Gorow kommen will. Ein ganzes Flugzeug voller Männer darf ich nicht zu früh rüberschicken, weil es die Russen aufmerksam machen würde. Sie könnten ihren Stützpunkt abriegeln. Dann wäre auch Gorow eingeschlossen. Der Witz an der Sache ist, daß zu diesem Zeitpunkt die Lage auf Target 5 völlig normal und totenstill erscheinen muß.«

»Ich sehe immer noch nicht, was Beaumont damit zu tun hat.«

Dawes betrachtete Adams eingehend, bevor er antwortete. Mit seinen fünfunddreißig Jahren hatte Jerry Adams mehr akademische Qualifikationen für diese Position, als Dawes sich hatte merken können. Er sprach fließend sechs Sprachen, einschließlich Russisch und Serbokroatisch. Er war Experte in Kryptographie, Funkspezialist, und mit fünf anderen teilte er den Ruf, die besten Verhöre in den Vereinigten Staaten zu führen. Es gab nur eine Qualifikation für die Arktis, die ihm fehlte: Das einzige Eis, das er je in seinem Leben gesehen hatte, war das Eis im Cocktailglas.

»Nebel«, sagte Dawes.

»Nebel?«

»Nehmen wir an, Target 5** ist von Nebel eingeschlossen«, begann Dawes ernst. »Wie kommen wir hin, um Gorow rauszuholen? Wir können nicht einfliegen, wir können kein Schiff durch massives Packeis schicken, also werden wir zu Fuß gehen müssen, mit einem Schlitten über das Eis. Deswegen könnten wir Beaumont brauchen.«

** Sehr große Eisinseln, die in der Arktis driften, nennen die Amerikaner »Targets« (deutsch: Zielscheiben). T1 = Target 1, die erste Eisinsel, die bekannt wurde, wurde zum erstenmal am 14. August 1946 von dem Funker eines Superfortress-Bombers vor der kanadischen Arktisküste gesichtet

»Er ist so etwas wie eine letzte Rettung?«

»Ja.« Dawes schaute zu der geschlossenen Tür seines Büros, als könnte Beaumont jeden Augenblick im Türrahmen erscheinen. »Der Haken ist nur, daß er nicht weiß, daß er nur eine Art letzte Rettung ist, und ich habe nicht vor, es ihm unter die Nase zu binden. Um Ihr besorgtes Gehirn zu beruhigen, Adams, werde ich Ihnen seine Qualifikationen aufzählen.«

»Haben wir sonst niemanden, der einen Schlitten über das Packeis führen könnte?« fragte Adams ungläubig. »Das ist doch wirklich eine einfache Aufgabe.«

»Manchmal frage ich mich, warum ich Sie angestellt habe«, seufzte Dawes mit einem echten Ton der Verwunderung in der Stimme. »Schlittenführen ist das rauheste und härteste Geschäft, das der liebe Gott geschaffen hat.« Er stand auf und ging rasch zu einer riesigen Wandkarte. »Kommen Sie her, und ich werde Ihnen etwas beibringen, was man auf Harvard versäumt hat, Ihnen zu erzählen.«

Er starrte auf die Karte der arktischen Zone. Ganz oben war die Küste Rußlands mit Murmansk und Leningrad auf der rechten Seite zu erkennen. Der Mittelpunkt der Karte war der Nordpol, unterhalb Spitzbergen, Grönland und die Küste von Kanada und Alaska. Die Markierungsnadel, die die gegenwärtige Position von Target 5 angab, steckte sehr tief, genau über der Eisberg-Gasse, einem gefährlichen Trichter von treibendem Eis zwischen Grönland und Spitzbergen.

»Target 5 driftet zur Zeit hundertfünfundachtzig Kilometer von der Küste Grönlands entfernt«, sagte Dawes ruhig. »Vierzig Kilometer weiter östlich ist der sowjetische Stützpunkt Nordpol 17, von wo Gorow sich absetzen will. Jeden Tag driften die beiden Eisplatten, die diese Stützpunkte tragen, mit dem Packeis näher zur Eisberg-Gasse hin. Beaumont nennt es den gefährlichsten Ort der Erde, und ich bin derselben Meinung.«

»Seine Qualifikationen?« drängte Adams.

»Ungewöhnlich. Seine Mutter war Kanadierin, sein Vater Engländer; er fiel im Krieg. Inzwischen ist auch die Mutter gestorben. Beaumont wurde 1943 als Kind nach Kanada gebracht und kam nach Coppermine am Rande der Arktis. Er wuchs im Eis auf, in der Nähe der Gegend, wo die Eisinselfn entstehen, wenn sie vom kanadischen Schelfeis abbrechen. 1952 wurde er zur Ausbildung nach England zurückgeschickt, wo er anfang, sich für die Fliegerei zu interessieren. 1965 heiratete er – er war damals fünfundzwanzig Jahre –, und drei Wochen nach der Hochzeit wurde seine Frau von einem Betrunkenen, der Fahrerflucht beging, getötet.«

»Ein Alptraum«, murmelte Adams.

»Für den Fahrer, ja. Er wurde gefunden und angeklagt. Beaumont war im Gerichtssaal, als der Fahrer in London verurteilt wurde. Bevor man ihn aus dem Zeugenstand zurückführen konnte, hatte Beaumont sich auf ihn gestürzt und hätte ihn fast umgebracht. Er wurde mit Bewährung entlassen und kam direkt zurück nach Kanada.«

»Das muß vor sieben Jahren gewesen sein«, schätzte Adams.

»Schön zu sehen, daß Sie rechnen können«, bemerkte Dawes. »Seitdem verbrachte er die meiste Zeit in der Arktis, arbeitete teilweise für die Leute des arktischen Forschungslabors in Point Barrow, teilweise für uns. Er ist der Mann, der uns all die Informationen über den sowjetischen U-Boot-Jäger, diesen Hubschrauber, besorgt hat, als er zum erstenmal in der Arktis auftauchte.« Dawes erinnerte sich ungern an diesen Hubschrauber. »Er gehört zur Geheimstufe eins und spricht fließend Russisch. Falls das nicht reicht, ist da noch dieser Spitzbergen-Trip.«

»Was war das, Sir?«

»Unsere Sicherheitsvorkehrungen müssen besser sein, als ich dachte«, bemerkte Dawes mit einem kalten Lächeln. »Aber Sie

waren ja damals in Saigon. Letztes Jahr machten sich drei Männer auf den Weg über das Packeis, um etwas zu beweisen, was wir für unmöglich hielten: Sie legten den ganzen Weg von Grönland bis Spitzbergen per Schlitten zurück. Es kam nicht in die Presse, weil dieser Trip von militärischer Bedeutung war. Die drei Männer waren Sam Grayson und Horst Langer, die jetzt in Thule warten, und Beaumont – ihr Anführer.«

»Das klingt alles äußerst vielversprechend«, gab Adams zu. »Aber wir brauchen ihn nur für den Fall, daß Target 5 eingenebelt ist?«

»Richtig! Die Schwierigkeit ist, daß Beaumont nur dann direkt nach Grönland zurückgehen wird, wenn ich ihm sage, daß er Michael Gorow herausholen soll...«

»Aber das wissen Sie ja nicht«, warf Adams ein. »Der neueste meteorologische Bericht meldet klares Wetter über dem ganzen Gebiet...«

»Dann werde ich ihm eben *meinen* neuesten Wetterbericht zeigen.« Dawes ging zu seinem Schreibtisch und zog ein maschinengeschriebenes Blatt hervor, das er Adams reichte. »Er hat gerade zwei schlimme Jahre in der Arktis verbracht. Deshalb werden wir mit Engelszungen reden müssen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Diese kleine Fälschung muß dazu beitragen.«

Adams starrte auf das Blatt Papier. Es war ein offizieller meteorologischer Bericht mit Datum und Uhrzeit von vor acht Stunden. – Wetterbedingungen Umgebung Target 5 verschlechtern sich rapide. Dichter Nebel. Sicht null. Temperatur minus neunundvierzig Grad. Bedingungen verschlechtern sich voraussichtlich. – Adams blickte von dem Bericht auf. »Was passiert, wenn er dahinterkommt, daß Sie ihn angesmiert haben?«

»Er wird in die Luft gehen; aber bis dahin ist er hoffentlich in Thule auf Grönland.« Dawes nahm eine kurze, dicke Zigarre

aus einer Kiste und steckte sie in den Mund, ohne sie anzuzünden. Seit dreißig Tagen versuchte er, sich das Rauchen abzugewöhnen, und bis jetzt hatte er es vierzehn Tage lang ausgehalten. »Sie haben von der undichten Stelle in unserem Sicherheitssystem in Thule gehört?« fragte er beiläufig.

»Nein.« Adams richtete sich in seinem Stuhl auf. »Welche undichte Stelle?«

»Callard vom FBI hat mir vor zwei Stunden eine Warnung zukommen lassen.« Dawes blies das Streichholz aus, das er geistesabwesend angezündet hatte. Er blickte ernst drein. »Es hat den Anschein, daß ein Top-Sowjetagent seit mehr als zwei Jahren fortlaufend Informationen gesendet hat. Man kennt seinen Decknamen – Krokodil –, und man hofft, sehr bald seine Identität zu lüften.«

»Das könnte die Operation gefährden«, sagte Adams.

»Ich glaube nicht. Ich werde Beaumont empfehlen, nur mit Tillotson, dem Sicherheitschef dort, zu verhandeln.« Dawes blickte auf seine Uhr. »Beaumont dürfte bald hier sein. Halten Sie sich fest, Adams.«

Der Mond stand hoch, die Nacht war sternklar, und über dem Packeis funkelte der Himmel im Licht der Konstellationen um den Großen Bären. Die bittere Kälte der langen Nacht lag wie ein Belagerungsring um Target 5.

Hundertfünfundachtzig Kilometer östlich der Küste Grönlands und nur vierzig Kilometer westlich der sowjetischen Eisinsel Nordpol 17 wurde Target 5 von dem Packeis bedrängt, das an ihm rieb und sich gegen seine klippenähnlichen Ränder preßte. Es waren Milliarden Tonnen Eis, die ständig in Bewegung waren und quietschten und knirschten, in dem Bestreben, die Insel, die in ihm gefangen war, durch seinen Druck zu zermalmen.

Seit dreißig Jahren, seitdem im Jahre 1942 Target 5 vom kanadischen Schelfeis losgebrochen war und seinen spektakulären Umlauf rund um den Nordpol angetreten hatte, versuchte das Packeis die Insel zu zermalmen. Aber bisher hatte es den sieben Meter hohen Eisklippen, die sich über ihm erhoben, nichts anhaben können, da es aus Salzwassereis bestand – einem Eis, das sich aus der See geformt hatte. Die massive Insel, anderthalb Kilometer im Durchmesser, war zäher.

Target 5 bestand aus Frischwassereis, das härter ist als sein Gegner, der sich aus Salzwasser zusammensetzte. Sie hatte einen langen Stammbaum. Über Hunderte von Jahren hatte sich das Schelfeis entlang der kanadischen Küste aufgebaut aus dem langsam abfließenden Gletscherwasser, das sich zur gefrorenen See hinbewegte. Das Schelfeis hatte sich Lage um Lage aufeinandergeschichtet und eine Stärke von siebenzig Metern erreicht. Target 5 war ein Fragment dieses Schelfs, ein anderthalb Kilometer weites Fragment, das sich losgelöst hatte und seit dreißig Jahren mit dem Packeis driftete.

Die Eisinsel hatte gerade ihren vierten, zehn Jahre dauernden Umlauf um den Pol mit Kurs auf die kanadische Arktisküste begonnen, als die Grönland-Strömung sie erfaßte. Die riesige Eisscheibe wurde südlicher als je zuvor getrieben. Bald war sie in der Nähe des Trichters zwischen Grönland und Spitzbergen, bis sie den Punkt ohne Wiederkehr erreicht hatte, und trieb nun statt westlich weiter südlich in Richtung Eisberg-Gasse.

Weit entfernt in Washington wartete Dawes noch auf Beaumont, als Dr. Matthew Conway, der fünfzigjährige Stationsleiter von Target 5, aus der Hauptbaracke des Quartiers trat, um mit dem Sextanten die Position zu bestimmen. Conway, den normalerweise nichts aus der Ruhe bringen konnte, war etwas nervös, als er mit dem Instrument hantierte. Und die Tatsache, daß fast sofort ein zweiter Mann bei ihm

war, als er nun nach draußen trat, irritierte ihn eher noch mehr. Jeff Rickard, der zweiunddreißigjährige Funker, schloß schnell die Tür hinter sich, um die Kälte nicht in die Baracke zu lassen. »Irgendwas los, Matt?« erkundigte er sich.

»Eine ganze Menge«, antwortete Conway mit erzwungener Heiterkeit. »Der Omaha-Express ist gerade vorbeigefahren.«

»Mensch, wenn's nur so wäre! Irgendwelche Zeichen von den Russen, meinte ich.«

»Ich weiß, was du meintest.«

Sie standen zwischen zwölf Baracken, die den Forschungsstützpunkt in der Mitte der Insel bildeten. Auf beiden Seiten einer schmalen Straße aus festgefahretem Schnee standen sich je sechs Baracken gegenüber. Aus einer Baracke am Ende der Straße ragte ein Funkmast in die Mondnacht. Überall um sie herum, an keiner Stelle weiter als achthundert Meter entfernt, quietschte und knirschte der Feind – das Packeis – wie ein gequältes Ungeheuer. Es erinnerte sie daran, daß das Packeis lebte, sich bewegte und gegen die Klippen scheuerte, die es noch zurückhielten. Plötzlich hörten sie ein neues Geräusch, einen scharfen Knall, wie von einem Gewehrschuß.

»Was zum Teufel war das?« flüsterte Rickard.

»Ein Stück Eis, das abbricht«, antwortete Conway müde. »Geh bitte nach drinnen zu Sondeborg, Jeff. Ich möchte mit meiner Arbeit fertig werden.«

»Er hat wieder eine seiner Launen. Ich glaube, es wird schlimmer mit ihm, Matt.«

Conway hatte sein Gesicht von Rickard abgewandt. Er preßte die Lippen zusammen und versuchte, sich auf seine Positionsbestimmung zu konzentrieren. Sondeborg, mit sechsundzwanzig Jahren der Jüngste von ihnen, war kurz vor einem Nervenzusammenbruch, oder wie auch immer man es nennen wollte. Schuld war natürlich die Isolation. Außerdem

stand das Ende ihres Aufenthalts auf der Insel bevor. In zwölf Tagen sollte das Flugzeug kommen, um sie von dieser dem Untergang geweihten Insel zu evakuieren, und jetzt erschienen ihnen die Stunden – selbst die Minuten – wie Jahre.

Der Forschungsstützpunkt war rundherum von einem glatten; schneebedeckten Plateau umgeben, das sich bis zu den Eisklippen hin erstreckte, ausgenommen eine kleine Stelle im Süden, wo sich ein Hügel erhob, dessen Gipfel fünfzehn Meter über dem Plateau lag. Hier, mehr als hundertsechzig Kilometer von der nächsten Küste entfernt, war ein Hügel, aufgeschüttet aus riesigen, schneebedeckten Felsbrocken. Einige hatten die Größe kleiner Bungalows. Vor Jahrtausenden waren sie in einen Gletscher geraten und auf dem kanadischen Schelfeis abgelagert worden. Als die gewaltige Eisplatte abgebrochen war, hatte sie den Hügel mit sich getragen.

Die Tür hinter Conway wurde wieder geöffnet, und er spürte, daß er nahe daran war, seine Selbstbeherrschung zu verlieren. Sondeborg gesellte sich zu ihnen. Ihre Lage war äußerst vertrackt. Niemand war in dieser schrecklichen Einsamkeit gern sich selbst überlassen, nicht einmal in der Wärme einer Baracke. Trotzdem rieben sie sich gegenseitig auf, wenn sie zusammen waren, so wie das Eis, das gegen die nahen Klippen scheuerte. »Mach die Tür zu, Harvey«, sagte Conway, der sein Auge gegen das Instrument preßte. Die Tür schlug hinter ihm zu.

»Die Russen sind fort!« Sondeborg war nervös, fast hysterisch. »Sie haben mehr Verstand als wir. Sie haben ihren verfluchten Stützpunkt geräumt, als noch Zeit dazu war. Warum zum Teufel funken wir nicht nach unserem Flugzeug. Alles ist gepackt...«

»Jetzt reicht's!« Conway senkte den Sextanten und fuhr herum. »Es ist noch längst nicht alles gepackt – und du hast noch Experimente abzuschließen.«

»Scheiß auf die Experimente!« zischte Sondeborg. »Dieser Ort ist mir unheimlich...«

»Du bist seit elf Monaten auf Target 5«, unterbrach Conway, »und es ist noch immer derselbe Ort.«

»Es ist nicht derselbe Ort«, schnauzte Sondeborg zurück. »Wir befinden uns am Rand der Eisberg-Gasse...«

»Geh nach drinnen und mach uns Kaffee«, fuhr Conway ihn an. »Wir können alle etwas Heißes zu trinken gebrauchen.« Die Tür knallte wieder, als Sondeborg zurück in die Baracke stürmte. »Du gehst besser mit ihm rein, Jeff«, empfahl Conway ihm. »Du weißt ja, was er anstellt, wenn er allein ist. Dann kannst du noch mal versuchen, nach Thule durchzukommen. Ich will, daß man unsere neue Position kennt.«

»Ich werd's versuchen«, sagte Rickard skeptisch. »Es bilden sich starke atmosphärische Störungen. Ich glaube, wir sind abgeschnitten. Es könnte an einem bevorstehenden Wetterumschwung liegen.«

Conway runzelte die Stirn, als er seine Positionsbestimmung abgeschlossen hatte. Der Hinweis auf schlechte Funkverbindung beziehungsweise gar keine Funkverbindung machte ihm mehr Sorge, als er zeigen wollte. Bevor er wieder hineinging, blieb er kurz stehen und überflog die vertraute Wildnis aus gefrorener See und endlosem Eis. Aus irgendeinem Grund hatte Conway Angst.

In Dawes' Büro herrschte eine subtropische Hitze und eine Spannung, die die drei Männer ins Schwitzen brachte. Beaumont hatte diese Spannung ausgelöst. Er saß da in kurzärmeligem Hemd, die Hände über seine starken Knie verschränkt, und starrte Dawes an. »Also gut, ich bin jetzt im Bilde, nun, was macht diesen Russen, Michael Gorow, so verdammt wichtig?«

»Alles, was Sie wissen müssen, ist, daß er sehr wichtig ist«, warf Adams dazwischen. »Die Einzelheiten sind top secret.«

Beaumont wandte kurz seinen Kopf und warf dem Assistenten einen mißbilligenden, düsteren Blick zu. Dann wandte er sich wieder an Dawes, der eilig antwortete. »Michael Gorow ist der Meeresforscher Nummer eins der Sowjetunion. Er hat persönlich die Verlegung ihres gesamten Sosus- und Caesar-Systems* entlang dem arktischen Meeresboden überwacht. Und er bringt die Katharina-Karten mit – den vollständigen Plan dieses Systems, das ihre U-Boote unter dem arktischen Eis herleitet und sie bis an unsere Küsten führt. Sagt Ihnen das genug?«

»Es bedeutet, daß Gorow – wichtig ist.«

»Wenn wir diese Karten in unseren Händen haben, könnten wir uns daranmachen, ihr ganzes Offensivsystem auseinanderzureißen. Es könnte sie zehn Jahre zurückwerfen«, fuhr Dawes temperamentvoll fort. »Und es bedeutet noch mehr als das: Wenn der Präsident im Mai mit den Katharinen-Karten in seiner Tasche nach Moskau geht, könnte er aus einer sehr starken Position heraus verhandeln. So wichtig ist das, Keith. Und deswegen brauche ich Sie in Grönland.«

»Immer mit der Ruhe. Noch habe ich nicht die Absicht, überhaupt irgendwohin zu fahren.« Beaumont erhob sich und ging quer durch den Raum, um sich die Wandkarte anzusehen. Für einen Mann von seiner Größe ging er sehr gemessen. »Dieses Schiff, die *Elroy*...« Er zeigte auf eine Markierungsnadel unten auf der Karte. »Ist das der Eisbrecher, das Schwesterschiff der *Exodus*?«

»Ja. Nach einem Jahr in der Arktis ist sie auf dem Weg zurück nach Milwaukee.«

* Sosus und Caesar: amerikanische Bezeichnung für das Unterwasserortungssystem von Kabeln und Sonar-Bojen, das Unterseeboote in großer Tiefe unter dem Polareis auf vorbestimmtem Kurs entangleitet.

»Und wenn ich verlangen würde, daß Sie sie umkehren lassen und sie schnurstracks zu dem Eisfeld zurückschickten...?«

Adams' Stimme überschlug sich vor Entrüstung. »Sie scheinen vergessen zu haben, daß *wir* diese Operation planen, Beaumont.« Der Engländer wandte sich ihm langsam zu und fixierte ihn. Adams wurde unbehaglich zumute, und Beaumont ließ sich Zeit mit der Antwort: »Vielleicht hätten Sie Lust, mit mir zu kommen – über das ungemütliche Eis?« Er wandte sich wieder Dawes zu. »Ein ganz schöner Schlamassel – und diese undichte Stelle in unserem Sicherheitssystem da oben in Thule gefällt mir überhaupt nicht. Dorthin muß ich zuerst, um Grayson und Langer abzuholen und mir die Ausrüstung zu besorgen, bevor wir nach Curtis Field weiterfliegen.« Mit einem Finger stieß er auf die Landebahn, die Target 5 am nächsten lag. »Deshalb ist diese undichte Stelle gefährlich.«

»Callard vom FBI meint, sie könnten ›Krokodil‹ innerhalb weniger Stunden ausfindig machen. Irgendwelche notwendigen Instruktionen können wir vorab direkt an Tillotson funken. Er ist der Sicherheitschef dort oben.«

»Mir gefällt die Geschichte immer noch nicht. Zeigen Sie mir doch noch mal den Wetterbericht.« Dawes reichte ihm mit unbewegter Miene den gefälschten Wetterbericht; Adams konzentrierte sich auf seine Fingernägel. Beaumont las den Bericht und schüttelte den Kopf. »Das bedeutet, daß wir drei von Curtis Field aus bis an den Rand der Nebelbank fliegen müssen. Von da aus geht's weiter mit dem Schlitten nach Target 5 – für den Fall, daß wir es jemals finden. Wir holen Gorow ab – vorausgesetzt, daß er überhaupt die vierzig Kilometer über das unsichere Eis schafft –, dann müssen wir mit den Schlitten den ganzen Weg zurück, hundertfünfundachtzig Kilometer auf brüchigem Eis, wahrscheinlich mit den Sicherheits-Iwans auf den Fersen...«

»Wir könnten Sie vom Eis aufnehmen, sobald Sie aus dem Nebel sind, und Sie zurückfliegen«, schlug Adams vor.

»Könnten Sie«, stimmte Beaumont zu, »falls Sie uns finden, was ich bezweifle. Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wie das ist, wenn man versucht, vier Männer und zwei Schlittengespanne um diese Jahreszeit aus der Luft ausfindig zu machen? Offensichtlich doch nicht...«

»Es werden aber Leute aus der Luft gerettet«, beharrte Adams.

»Das stimmt«, brummte Beaumont, »werden sie. Aber etwas wissen Sie offensichtlich nicht, daß dies nämlich meist per Zufall geschieht – ein Flugzeug, das überhaupt nicht nach ihnen sucht, findet sie zufällig. Und da ist noch etwas, das mir nicht gefällt«, fuhr er fort, »wir wissen immer noch nicht, wann er kommt.« Er ließ den Wetterbericht in Dawes' Richtung flattern. »Senden Sie eine dringende Nachricht an die *Elroy* – sie soll sofort umkehren und direkten Kurs Nord zum Eisfeld steuern. Das könnte ein Treffpunkt sein...« Beaumont nahm einen Bleistift und zeichnete ein dickes Kreuz auf die Wandkarte ein.

»Das ist ja mitten im Eis«, protestierte Adams.

»Dann soll sie sich eben ihren Weg durchs Eis rammen. In zwei Stunden will ich in einem Flugzeug nach Grönland sitzen«, sagte er zu Dawes, »in einer schnellen Maschine, die mich nonstop hinbringen kann.«

»Eine Boeing steht in diesem Augenblick für Sie bereit«, sagte Dawes.

Beaumont zog die Augenbrauen hoch. »Sie waren sich Ihrer Sache ziemlich sicher, nicht wahr? Amerikanische Organisation – manchmal jagt sie mir Furcht ein. Zu klären wäre also nur noch diese heikle Angelegenheit, wann wir wissen werden, ob Michael Gorow kommt.«

Adams redete jetzt schnell und sachlich. »Wir erwarten die Rückkehr eines Mannes von Leningrad nach Helsinki. Er nimmt Verbindung mit einem Verwandten Michael Gorows auf, und er wird uns den Zeitpunkt angeben, wann Michael Gorow Nordpol 17 verläßt. Wir wissen mit Sicherheit, daß dies in den nächsten Tagen sein wird. Den genauen Tag werden wir dann wissen, wenn unser Mann herauskommt.«

»Angenommen, er kommt nicht lebend aus Leningrad raus?« warf Beaumont ein.

»Es müßte ihm eigentlich gelingen«, sagte Adams zuversichtlich. »Er war bisher noch nie hinter dem Eisernen Vorhang, und deshalb wurde er ausgewählt. Aber er ist ein sehr erfahrener Mann. Sobald er Helsinki erreicht, geht er direkt in unsere Botschaft, die uns umgehend informieren wird.«

»Die ganze Sache hängt von einem einzigen Mann in Rußland ab«, sagte Beaumont grimmig.

»Ein erstklassiger Mann«, versicherte Adams. »Wir werden es spätestens um ein Uhr Sonntag früh unserer Zeit wissen. Sobald wir es wissen, werden wir es Ihnen nach Curtis Field weitergeben.« Adams in seinem Optimismus schien in anderen Sphären zu schweben. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Sie werden sehen – es wird alles klappen wie am Schnürchen.«

»Wird es nicht«, knurrte Beaumont. »Ich kann Ihnen nur das eine mit Sicherheit voraussagen: Es wird nicht klappen wie am Schnürchen.«

Freitag, 18. Februar

Am Freitag, dem 18. Februar, genau fünf Minuten nach fünfzehn Uhr, wurde auf dem Newski-Prospekt in Leningrad ein Mann getötet.

Nachmittags um drei Uhr Leningrader Zeit ist es in Washington erst sieben Uhr morgens. Beaumont hatte noch nicht einmal den Florida-Express bestiegen, aus dem er siebzehn Stunden später ohne viel Federlesens herausgeholt werden sollte. Es war also fast drei Uhr nachmittags, als Harvey Winthrop, ein amerikanischer Tourist, vorsichtig die fünf vereisten Stufen hinunterstieg, die vom Hotel Europa aufs Straßenniveau hinabführten.

Winthrop, ein großer, ernst aussehender Mann von achtunddreißig Jahren, war laut Paß Schriftsteller: ans Schreiben dürfte er aber wohl kaum gedacht haben, als er auf seine Uhr schaute und das Hotel Europa um 2.55 Uhr verließ. Auf der Straße wandte er sich nach links und stapfte durch den Schnee in Richtung Newski-Prospekt.

Der Himmel war wolkenverhangen und verhiß mehr Schnee. Es waren wenige Leute unterwegs, denn auf diesem nördlichen Breitengrad würde es innerhalb von dreißig Minuten dunkel sein. Die Straßenlaternen brannten sogar schon. Ihr Licht spiegelte sich gespenstisch im Schnee, als Winthrop den Newski-Prospekt erreichte und vorsichtig in beide Richtungen der breiten Allee spähte. Er erweckte den Eindruck, als sei er unschlüssig, ob er die Straße überqueren sollte; aber in Wirklichkeit beobachtete er drei parkende Wagen auf der anderen Seite der Allee.

Die Reisebegleiterin von Intourist, Madame Vollin, die ihn bei jedem Besuch der Eremitage begleitet hatte, seit er vor fünf Tagen aus Helsinki angekommen war, konnte er nirgends entdecken, weder in einem der geparkten Wagen noch vor den

schwacherleuchteten Schaufenstern hinter den Fahrzeugen. Sie hatte also seiner Versicherung geglaubt, daß er heute nicht mehr zur Eremitage zurückgehen würde, da er zu müde sei, sich weitere Rubens anzuschauen. Er zögerte und wartete einen herannahenden Trolley-Bus ab. So hatte er wieder einen Vorwand, die Lage noch einmal gründlich zu sondieren.

Auf der gegenüberliegenden Seite der fast menschenleeren Allee eilte ein Jugendlicher in einer schwarzen Lederjacke um die Ecke, steckte seinen Schlüssel in eine Wagentür, öffnete sie und wartete auf ein junges Mädchen, das nach ihm um die Ecke bog.

Das rothaarige Mädchen trug einen enganliegenden Minimantel. Als es den jungen Mann eingeholt hatte, fing es an, auf ihn einzuboxen. Winthrop lächelte trocken, während der Trolley-Bus vorbeirollte, blaue Funken von der eisbehangenen Oberleitung sprühend: Auch die Russen hatten ihre Probleme mit Jugendlichen, besonders wenn es sich um Sprößlinge der oberen Parteifunktionäre handelte. Dann endlich überquerte er die Straße.

Es war kein Zufall, daß man Winthrop durchaus für einen Russen halten konnte. Er trug einen Pelzmantel, Pelzmütze und kniehohe Stiefel, die er drei Tage nach seiner Ankunft im Kaufhaus GUM erstanden hatte. »Ich hatte keine Ahnung, daß es so kalt sein würde«, hatte er Madame Vollin gegenüber erklärt. Als er die andere Straßenseite erreichte und an dem noch immer streitenden jungen Paar vorbeiging, schaute er auf die Uhr.

Zwei Uhr achtundfünfzig. Noch zwei Minuten bis zu dem Treffpunkt, den er bereits sehen konnte: den kleinen baumbestandenen Park weiter unten auf dem Newski-Prospekt. Er stapfte die Allee entlang, seine behandschuhten Hände tief in die Manteltaschen vergraben und einen Kunstkatalog unter den Arm geklemmt. Er ging dieselbe Strecke zur Eremitage im

Winterpalais, die er fünf Tage lang zusammen mit Madame Vollin gegangen war. Er näherte sich dem kleinen Park und konnte schon die Lenin-Statue neben dem Weg sehen und weiter entfernt eine kurze, gedrungene Gestalt, die vom Newski-Prospekt abgelenkt und schon innerhalb des Parkes angelangt war.

Ob das der Seemann war? Winthrop betrat den Park.

Winthrop war Peter Gorow, dem Bruder des Meeresforschers Michael Gorow, noch nie begegnet. Er strengte seine Augen an, um die drei Erkennungszeichen zu überprüfen, bevor der Mann ihn erreichte. Den Seesack trug er unter dem Arm anstatt über der Schulter, wie es die sowjetischen Seeleute normalerweise taten. Stimmt. Ein roter Schal war um den Hals geschlungen. Stimmt. Aber es gab ein weiteres Merkmal, und das Licht wurde immer diffuser. Winthrop behielt seinen langsamen, lässigen Schritt bei. Das dritte Detail war ein Knopf, ein einzelner weißer Knopf oben am Mantel, während die anderen Knöpfe dunkel sein sollten. Verdammt, dieses Kennzeichen konnte er überhaupt nicht ausmachen. Ein Milizsoldat – ein Polizist – kam von der gegenüberliegenden Seite her in den Park und folgte den Fußstapfen des Seemanns.

Winthrop blieb das Herz stehen, aber er behielt das Tempo bei. Er war eingetroffen – der unvorhergesehene Faktor, der alles ruinieren und den Kontakt unmöglich machen konnte. Ein weiterer beängstigender Zustand spannte Winthrops Nerven – folgte der Polizist Gorow? Das war unwahrscheinlich, es wäre zu auffällig gewesen. Reiß dich zusammen, Mann! Helsinki, Finnland – Sicherheit – liegt nur hundertfünfzig Kilometer entfernt. Aber dieser Gedanke beruhigte Harvey Winthrop keineswegs, als er dem Seemann immer näher kam: Er könnte genauso gut in Kiew sein, im Herzen der Ukraine, von wo Gorow gerade – nach dem Treffen mit seinem Bruder Michael – gekommen war.

Es wurde zusehends dunkler. Der Matrose kam näher, der Polizist im dunkelblauen Mantel in gleichbleibendem Abstand von fünfzig Metern hinter ihm. War auch das ein Zufall – daß der Polizist genau dasselbe Tempo beibehielt wie Peter Gorow? Falls es Gorow war – Winthrop konnte immer noch nicht den Knopf entdecken. Er sah zwar das rote Band an der Mütze des Polizisten, aber nicht Gorows verdammten Knopf. Der Seemann, der jünger als dreißig zu sein schien, blickte geradeaus. Winthrop bildete sich ein, zu sehen, wie sich seine Kiefermuskeln verkrampften. Der arme Teufel schien in einer Zerreißprobe zu stecken. Für eine derartige Spannung war er nicht geschult. Dann bemerkte Winthrop plötzlich den helleren Knopf oben am Mantel.

Vor der Lenin-Statue rutschte Winthrop auf dem Eis aus – in einem Augenblick, als der Seemann nur noch ein paar Meter von ihm entfernt und der Polizist immer noch fünfzig Meter hinter ihm war. Als der Amerikaner ausglitt, war der farbige Katalog auf den Boden gefallen. Die Abbildung eines Rubens-Gemäldes hob sich vom Schnee ab wie ein Blutfleck. Der Katalog war sein Erkennungszeichen. Wie selbstverständlich blieb der Seemann stehen, während Winthrop versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, und sagte eilig und leise etwas auf russisch.

»Er kommt am 20. Februar – zu dem amerikanischen Stützpunkt Target Nummer 5 – 20. Februar...« Er wiederholte das Datum noch leiser, und Winthrop spürte, daß zwei Dinge den Seemann furchtbar ängstigten – daß der Amerikaner das lebenswichtige Datum nicht gehört haben könnte, wohl aber der Polizist.

Winthrop war wieder auf den Beinen und klopfte den Schnee von seinem Mantel. Der Matrose zuckte mit den Schultern, als wäre es alltäglich, daß Leute bei diesem Wetter ausgleiten, und setzte seinen Weg durch den Park in Richtung Newski-

Prospekt und zu den Docks fort. Winthrop hob den Katalog auf und versuchte zu gehen, hinkte aber stark. Er lehnte sich an das Gitter, das die Statue umgab. Der Polizist erreichte Winthrop und fragte: »Können Sie gehen? Haben Sie weit zu gehen?«

»Schon gut. Ich glaube, ich habe mein Fußgelenk verstaucht, aber es geht schon.« Winthrop hatte vorsichtshalber auf englisch geantwortet – niemand außer Gorow, der schon außerhalb des Parks war, wußte, daß er Russisch sprach. Der Polizist starrte ihn verständnislos an, während Winthrop qualvoll lächelte.

Er hatte sich tatsächlich das Fußgelenk verstaucht.

»Ich wohne im Europa-Hotel«, fuhr er fort, bemüht, den Mann loszuwerden. Er winkte ab. »Es ist nicht weit.« Er lächelte wieder und ging dann denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurück.

Winthrop humpelte von Schmerzen gequält durch den Park, jetzt wirklich besorgt, daß er fallen könnte. Er mußte es einfach bis zum Hotel schaffen. Trotz der Schmerzen arbeitete es fieberhaft im Gehirn des Amerikaners. Vielleicht konnte der verstauchte Knöchel ihm als Vorwand dienen, aus Rußland herauszukommen.

Winthrop sollte am übernächsten Tag, einem Sonntag, mit einem frühen Flug nach Helsinki zurückkehren. Aber das war der Tag, an dem Michael Gorow schon nach Target 5 aufbrechen würde. Den sowjetischen Behörden war sein Abreisetermin bekannt, und sie wußten, daß er sich in Leningrad aufhielt, um in seiner Eigenschaft als Kunstkritiker die großartige Sammlung von Rubens-Gemälden in der Eremitage zu besichtigen. Eine vorzeitige Abreise könnte sie argwöhnisch machen. Der tatsächlich verstauchte Knöchel war Grund genug, schon den Samstagflug der Finnair nach Helsinki zu nehmen. Dann konnte die Nachricht an Dawes in

Washington weitergegeben werden, einen Tag bevor Gorow von Nordpol 17 flüchten würde.

Als Winthrop auf den Newski-Prospekt humpelte, begann es zu schneien. Automatisch überblickte er die Situation auf der Straße und bemerkte, daß der junge Mann in der Lederjacke sich immer noch mit seinem Mädchen zankte. Sie müssen verliebt sein, sagte er ironisch zu sich selbst. Es war kein Verkehr. Er hatte sich nicht nach dem Polizisten umgesehen, als er auf die Straße trat.

Wahrscheinlich war der frische Schneefall der Grund für das, was jetzt passierte. Dem jungen Mann in der Lederjacke war es wohl zu kalt geworden, und das Schneetreiben hatte dem Streit ein Ende gemacht. Er setzte sich hinter das Steuer seines Wagens, das rothaarige Mädchen kletterte neben ihm auf den Beifahrersitz. Der junge Mann drehte den Zündschlüssel, ließ den Motor aufheulen und jagte los wie eine Rakete. Dann erst fiel ihm ein, das Licht einzuschalten.

Trotzdem hätte Winthrop noch beiseite springen können, hätte er das Humpeln nur vorgetäuscht; aber der Wagen heulte ihm schon entgegen, als die Scheinwerfer aufleuchteten und ihn blendeten. Im Strahl der Scheinwerfer schoß Winthrops humpelnde Gestalt dem Wagen entgegen, bis sie die Windschutzscheibe völlig ausfüllte, dann wurde er von der Kühlerhaube hochgeworfen und einige Meter weitergeschleudert. Mit der Wucht eines Sturzes aus großer Höhe schlug er krachend auf dem Bordstein auf. Er war tot, bevor das Auto um die nächste Ecke brauste. Eine Frau auf dem Bürgersteig schrie auf.

Hundert Meter weiter auf dem Newski-Prospekt war Gorow stehengeblieben, um die Allee zu überqueren. Er sah Winthrop über die Straße humpeln, sah, wie der Wagen ihn traf und wie sein Körper durch die Luft wirbelte, bevor er aufschlug; und er wußte, daß der Amerikaner tot war. Er überquerte die Allee

und setzte seinen Weg zu den Docks fort, wo der Trawler *Girolog* in drei Stunden auslaufen sollte.

Gorow ging wie in Trance, konnte kaum fassen, was gerade geschehen war. Es war die totale Katastrophe: Die Nachricht würde Washington nie erreichen, und nun gab es keine Möglichkeit, seinen Bruder zu warnen. Michael würde den Weg über das Eis antreten, und die Amerikaner würden nicht einmal wissen, daß er kam. Niedergeschmettert ging Gorow durch den Schnee weiter; seine Füße nahmen wie im Traum die vertraute Strecke. Mein Gott, was konnte er tun?

Samstag, 19. Februar

Im Leningrader Hauptquartier des Staatssicherheitsdienstes war es gerade Samstagmorgen acht Uhr.

»Dieser Amerikaner, der Winthrop, der gestern auf dem Newski umgekommen ist – ich habe so ein komisches Gefühl, daß etwas dahintersteckt...«

Die Lokomotive – das war der Spitzname des Oberst Igor Papanin in Leningrad – war der Chef der Sicherheitsbehörde für besondere Aufgaben für den arktischen Militärbereich. Die Definition von Lokomotive laut Lexikon – sich von der Stelle bewegende Kraftmaschine – traf als Beschreibung Oberst Papanins den Nagel auf den Kopf. Viele stellen sich bei dem Wort eine riesige Maschine vor, die mit großer Geschwindigkeit Hunderte von Leuten mit sich reißt – auch das traf auf den Sibirier zu.

»Ich will einen ausführlichen Bericht, Kramer! Schaffen Sie mir dieses verfluchte Kindermädchen vom Intourist her, Vollin, oder wie sie heißt! Und den Polizisten, der es beobachtet hat. Treiben Sie irgendwelche weiteren Zeugen auf,

und führen Sie sie mir bis zwölf Uhr vor. Ich werde sie selbst vernehmen.«

Strenggenommen hätte das Hauptquartier der Sicherheitsbehörde für die Arktis in der Hafenstadt Murmansk sein müssen, aber als Leonid Breschnew, der Erste Sekretär der KPdSU, Papanin auf diesen Posten berief, hatte er das Hauptquartier nach Leningrad verlegen lassen. Auch dies war ein Zeichen von Macht.

Wie Hamburg in Deutschland und Quebec in Kanada, nahm Leningrad in Rußland die Stelle eines Außenseiters ein. Es war die Stadt Leningrad, in der der Kommunismus geboren wurde, als der Kreuzer *Aurora* mit Kanonendonner die Revolution verkündete. Da Stalin die Selbständigkeit der Stadt fürchtete, hatte er den Unterdrücker nach Leningrad geschickt, auf den er sich am meisten verlassen konnte: Kirow – und Kirow starb durch die Kugel eines Attentäters. Also schickte Breschnew Papanin nach Leningrad.

»Und nehmen Sie Verbindung mit dem Flughafen auf, wo Winthrop angekommen ist. Man wird die Ankunft dieses Mannes registriert haben. Ich will wissen, ob er allein gekommen ist. Bis zwölf Uhr!«

Die ›blutrünstigen‹ Bürger Leningrads versuchten nicht, Papanin wie Kirow zu erschießen. Sie gaben ihm nur den Spitznamen ›die Lokomotive‹. Wenn er, eine bekannte Figur, über den Newski-Prospekt schritt, erkannte jeder Russe ihn sofort, auch im dichtesten Gedränge. Papanin überragte die Menschen wie ein Turm. Er war ein Meter neunzig groß, breitschultrig und schwer gebaut; sein grober sibirischer Schädel war fast kahlgeschoren, und sein Mund war breit wie ein Karpfenmaul. Wenn er gelegentlich wie ein Feldwebel dröhnte, so konnte man – behaupteten die Leute – ihn bis Murmansk hören.

»Gehen Sie zum Polizeirevier und bringen Sie mir Winthrops Sachen, Kramer. Gehen Sie selbst! Ein amerikanischer Tourist im Februar in Leningrad? Ich sag' Ihnen, Kramer, da ist was faul...«

Walther Kramer, ein fünfundvierzig Jahre alter, kurzer, stämmiger Balte aus Litauen, der sich mit der Geschmeidigkeit und Geräuschlosigkeit einer Katze bewegte, glaubte ihm kein Wort. Als Papanins Assistent konnte er sich im Gespräch mit seinem Chef ein Minimum an Freiheit herausnehmen. Vorsichtig meldete er seine Zweifel an.

»Gibt es wirklich einen Grund zu der Annahme, daß der Amerikaner mehr ist als das, was in seinem Paß steht...?«

»Sind Sie noch nicht fort?«

Nachdem der Balte das Zimmer verlassen hatte, stand Papanin auf und ging zum Fenster hinüber. Dann zog er sein Reise-Schachspiel aus der Westentasche und betrachtete es. Während er sich über das winzige Schachbrett beugte, hob sich sein glattes, knochiges Gesicht von dem bereiften Fenster ab. Um acht Uhr morgens war es draußen noch dunkel. Eiliges Tappen auf dem Kopfsteinpflaster drang zu ihm hinauf; Menschen auf dem Weg zur Arbeit. In der Ecke hinter ihm stand ein uralter, grüner Kachelofen, den er eben erst angemacht hatte. Die Wärme hatte sich noch nicht im ganzen Raum verbreitet. Im Zimmer nebenan rasselte pausenlos der Fernschreiber modernster amerikanischer Bauart, aber Papanin wärmte sich an einem Ofen, der so alt war wie die Revolution selbst.

Es war die Judenfrage, die Papanins Argwohn gegenüber Winthrop geweckt hatte. Die Judenfrage war ein weiterer Grund, weshalb Leonid Breschnew froh war, daß er Papanin nach Leningrad geschickt hatte. Neben all seinen anderen Aufgaben hatte Papanin außerdem herauszufinden, wie Geld

ins Land geschmuggelt wurde, um Juden zur Emigration nach Israel zu verhelfen.

Er betrachtete das Schachbrett und begleitete seine Gedanken mit einem Brummen. Winthrop hätte ein Kurier sein können, ein Verbindungsmann zum jüdischen Untergrund. Er würde Winthrop – obwohl er bereits tot war – auf Herz und Nieren prüfen. Wortwörtlich auf Herz und Nieren. Deshalb hatte der Sibirier eine Obduktion der Leiche angeordnet. Er runzelte die Stirn, entschied sich für einen Zug und zog einen Bauern vor.

Er war sicher, daß er recht hatte: Irgend etwas an diesem Mr. Harvey J. Winthrop war in der Tat sehr ungewöhnlich. Um acht Uhr am Samstagmorgen hatte Papanin noch keine Ahnung, daß er das Geheimnis um Winthrop lüften mußte, bevor Michael Gorow am Sonntag um Mitternacht von Nordpol 17 flüchten würde.

In Washington war es erst Freitag, Mitternacht. Beaumont lag noch im Schlafwagen des Florida-Express. Auf dem sowjetischen Stützpunkt Nordpol 17 war es erst vier Uhr morgens, und Michael Gorow war erst kürzlich aus Murmansk eingetroffen.

Michael Gorow, vierzig Jahre alt, Mitglied der sowjetischen Akademie der Wissenschaften und der hervorragendste Meeresforscher der Sowjetunion, war fast krank vor dem Streß, vom Warten, vom Zählen der Stunden bis Sonntag.

Um vier Uhr morgens stand er im Mondlicht am Rande der frisch geräumten Landebahn, die die Eisinsel Nordpol 17 in zwei Hälften teilte. Absichtlich schaute er nach Osten statt nach Westen, wo vierzig Kilometer entfernt der amerikanische Stützpunkt Target 5 lag. Jenseits der Insel glitzerte im Mondlicht das aufgewühlte Packeis wie ein wüster, endloser Berg aus zerschmettertem Milchglas. Hinter ihm lagen die

Hütten, die den Stützpunkt bildeten. Die flachen Dächer waren hoch mit Schnee bedeckt. Aus dieser Richtung hörte er jetzt Schritte. Es war Nikolai Marow, der Sicherheitsbeamte. Marow trat nah heran und betrachtete den gebeugten Rücken des Meeresforschers. »Fühlen Sie sich nicht wohl, Akademiker Gorow?« erkundigte er sich.

»Selten so wohl gefühlt.«

»Sie sind so früh auf«, beharrte der Sicherheitsbeamte.

»Ich bin immer früh auf –, das sollten Sie inzwischen wissen.«

Gorow ließ absichtlich seine Gereiztheit durchblicken, und seine Taktik hatte den gewünschten Erfolg. Marow murmelte etwas und trottete zu den Baracken zurück. Gorow ballte die Fäuste in seinen Manteltaschen: Marow würde wahrscheinlich ein Problem für ihn bedeuten, denn immer, wenn er sich aufs Packeis wagte, schloß Marow sich ihm an. Da war noch ein Grund, weshalb Gorow sich erlaubte, seine Gereiztheit zu zeigen: Er war soweit, daß er den Anblick eines Sicherheitsbeamten nicht mehr ertragen konnte. Oberst Papanins Sicherheitsdienst war verantwortlich für den Tod von Rachel Lewitzer vor sechs Monaten.

Bei der Erinnerung an sie füllten sich Gorows Augen mit Tränen. Sie waren inoffiziell verlobt. Da sie Jüdin war und er ein bedeutender Akademiker, hatten sie ihre Verbindung geheimgehalten. Dann, im August 1971, hatte ihn die Nachricht erreicht, daß Rachel in Leningrad gestorben war.

Der Sicherheitsdienst wollte sie in ihrer Wohnung verhaften: stand im Zusammenhang mit der jüdischen Untergrundorganisation – Gorow hatte nie Einzelheiten erfahren –, aber Rachel hatte versucht zu fliehen. Dabei hatte ein Sicherheitsbeamter ihr ein Bein gestellt, und sie war eine Treppe mit dreißig Steinstufen hinuntergestürzt. Sie war sofort tot. Genickbruch.

Gorow sah auf seine Uhr. Vier Uhr zehn ihrer Zeit. Noch zwanzig Stunden, bis er sich in einem verzweifelten Versuch, Target 5 zu erreichen, über das Packeis absetzen würde. Der Zeitplan war lebenswichtig. Die Amerikaner hatten ihn wissen lassen, daß er den Zeitpunkt seiner Flucht selbst bestimmen und unbedingt daran festhalten mußte.

Gorows Plan war, Nordpol 17 genau um Mitternacht zu verlassen. Er fragte sich, wie er, unter dem Vorwand, mit seinen Tiefenmessungs-Experimenten beschäftigt zu sein, die nächsten zwanzig Stunden überstehen würde. Aber es gab wenigstens einen Trost: Sein Bruder Peter würde zu diesem Zeitpunkt die Nachricht schon weitergegeben haben. Die Amerikaner wußten schon, wann er kommen würde.

›Die Lokomotive‹ lief bereits auf Volldampf. Schon um elf Uhr am Samstagmorgen waren im Hauptquartier des Sicherheitsdienstes alle Zeugen verhört worden – von Papanin höchstpersönlich. Er hatte die Intourist-Reiseleiterin, Madame Vollin, gesprochen – »... ein widerliches Weib. Außerdem hatte sie einen ekelhaften Mundgeruch. Ich weiß nicht, wie Winthrop das ausgehalten hat...«

Sehr viel länger hatte er sich mit dem Polizisten beschäftigt, der den Unfall beobachtet hatte. Er hatte das Personal des Hotels Europa befragt und den Beamten am Flughafen, der Winthrops Ankunft aus Helsinki vor fünf Tagen registriert hatte. Nichts hatte er erfahren, was auch nur im geringsten verdächtig schien.

›Ich habe das Gefühl, wir jagen Gespenstern nach«, bemerkte Kramer, als der Flughafenbeamte verhört war. »Es gibt kein einziges Indiz, das diesen Winthrop mit den Juden in Verbindung brächte.«

›Irgend jemand steckt ihnen Geld zu – das wissen wir. Und irgend etwas an Winthrop ist immer noch faul.« Mit einem Satz sprang der Sibirier hinter seinem Schreibtisch auf und

begann im Zimmer hin und her zu marschieren. »Fünf Tage lang ist er schön brav – besucht die Eremitage und guckt sich die Rubens an, immer mit seinem Kindermädchen, diesem Weib Vollin. Und was passiert gestern?« Papanin bückte sich, hob das Stoecheisen auf und fing an, das Innere des Ofens zu attackieren, indem er die glühenden Kohlen auf dieselbe Art aufrüttelte, wie er Menschen aufzurütteln pflegte.

»Er stirbt bei einem Verkehrsunfall...«

»Vorher! Er gibt seine Gewohnheiten auf, Kramer – er erzählt der Reiseleiterin, er sei müde und gehe nicht mehr aus.« Er bohrte das Stoecheisen tief in den Ofen. »Sobald sie ihm den Rücken zudreht, schlüpft er auf eigene Faust wieder hinaus – obwohl es [^]fast schon dunkel ist. Warum, Kramer, warum wohl?«

»Er fühlt sich besser. Er geht zurück zur Eremitage.«

»Obwohl das Museum schon um vier schließt? Er wäre gerade noch rechtzeitig zur Schließung des Museums gekommen! Warum ist er auf eigene Faust ausgegangen?«

»Um jemanden zu treffen...«, Kramer antwortete ganz beiläufig, nur um etwas zu sagen. Der Sibirier griff das Stoecheisen fester. Er zog die Waffe aus dem Ofen, richtete sich langsam auf und starrte seinen Assistenten an. »Ich glaube es eigentlich nicht«, sagte Kramer hastig.

»Um jemanden zu treffen?« wiederholte Papanin. »Wissen Sie, Sie könnten recht haben! Aber wen? Er hat niemanden getroffen, bevor er Gelegenheit dazu hatte, wurde er getötet.«

Papanin fuchtelte mit dem Stoecheisen in Kramers Richtung. »Benutzen wir doch einmal unseren Kopf – ich meine *meinen* Kopf. Der Amerikaner geht aus, spaziert zu dem Park...«

»Verstaucht sich einen Knöchel...«

»Scheint sich seinen Knöchel zu verstauchen, Kramer.« Mit geschlossenen Augen versuchte Papanin sich die Szene vorzustellen, die der Polizist ihm geschildert hatte. »Vor dem

Seemann rutscht er aus, dann kehrt er um. Ich möchte wissen, wer dieser Seemann war, Kramer.«

»Das kann einer von Hunderten gewesen sein.«

»Nein – das können wir abgrenzen. Der Matrose trug seinen Seesack und schlug die Richtung zu den Docks ein...« Papanin legte das Stoecheisen zurück auf den Ofen und zog eine Akte aus einer Schublade. Jeden Tag erhielt er eine Aufzeichnung der Vorgänge in der Stadt, die auch den Polizeibericht enthielt, aber er suchte nach dem Hafenbericht. »Das einzige Schiff, das gestern ablegte, war die *Girolog*, ein Trawler, und der Eisbrecher, der sie herausgeleitet hat. Er muß an Bord der *Girolog* gegangen sein.«

»Mit einer dreißigköpfigen Crew...«

»Das stimmt. Deshalb will ich jetzt, daß Sie sofort zum Hafen fahren und mir die komplette Liste der Mannschaft besorgen, die gestern nacht mit der *Girolog* ausgelaufen ist. Bis zwölf Uhr.«

»Dazu reicht die Zeit nicht«, protestierte Kramer.

»Das ist Ihr Problem!« Papanin setzte sich hinter seinen Schreibtisch und wartete, bis Kramer an der Tür stand. »Übrigens, wie ich sehe, haben Sie einen Versetzungsbefehl für Michael Gorow zurück nach Nordpol 17 unterschrieben, als ich diese Woche in Moskau war.«

»Ja, das ist richtig.« Kramer zögerte an der Tür, wegen des plötzlichen Themawechsels ein bißchen unsicher. »Er wollte einige abschließende Tiefenmessungen durchführen, bevor wir den Stützpunkt evakuieren. Er tat so, als wüßten Sie Bescheid.«

»In Ordnung, Kramer. Es fiel mir gerade ein, daß er nicht vorgehabt hatte, dorthin zurückzugehen. Und besorgen Sie mir die Liste von der *Girolog* bis heute mittag!«

Allein in seinem Zimmer, legte Papanin einen Stiefel auf die Tischplatte und betrachtete verstimmt den grünen Kachelofen, der nun große Hitzewellen ausstrahlte.

Bis Michael Gorow nach Target 5 aufbrach, blieben Papanin genau siebzehn Stunden, um herauszufinden, warum Winthrop nach Leningrad gekommen war.

Der Flug von Washington nach Thule auf Grönland in einer Flughöhe von dreizehntausend Metern dauerte sechs Stunden. Es war Samstagabend elf Uhr, als Beaumont aufwachte und die riesige Landebahn sah, die der Boeing 707 entgegenflog. Es kam ihm nicht wie Samstag vor – nach all den Ereignissen war Beaumont so durcheinander, daß er nachdenken mußte, um den Wochentag rekonstruieren zu können. Und es sah auch nicht aus wie elf Uhr morgens, als die Boeing aus einer mondhellen Nacht in die Wildnis aus Schnee und Eis herabfiel.

»Es kommt mir vor, als hätten wir Washington erst vor fünf Minuten verlassen«, rief er zu Callard hinüber, dem Mann vom FBI, der auf der anderen Seite des Ganges saß.

Der Mann im gepflegten blauen Anzug, frisch rasiert, schaute zu dem großen Engländer hinüber, unsicher, ob er antworten sollte.

»Kommt mir eher wie fünf Jahre vor«, sagte er schließlich. Er wandte sich ab und schaute aus dem Fenster auf seiner Seite.

Beaumont lächelte in sich hinein. Callard war um fünf Uhr morgens in Washington kurz vor dem Start nach Grönland an Bord der Maschine gesprungen; er machte den Eindruck, als hätte er das Flugzeug Kilometer um Kilometer selbst geflogen, während Beaumont geschlafen hatte. Er schaute aus dem Fenster auf die wüste, schneebedeckte Ebene der grönländischen Eisdecke. In der Ferne ragte der

dreihundertdreißig Meter hohe Radarmast jäh in den mondhellen Himmel, mit dem rot blitzenden Warnlicht auf der Spitze. Dieser höchste Mast der Welt hatte eine Reichweite von fünftausendsechshundert Kilometern über das Dach der Welt. Er war das Kernstück des Frühwarnsystems.

»Wir sehen uns in Vandenberg's Büro«, rief Gallard plötzlich herüber. »Irgendwann heute abend vielleicht.«

Beaumont nickte; er maß dieser Aufforderung eine große Bedeutung bei. Die Boeing setzte ihren Anflug zur Landung fort. Er war sicher, daß Callard die Nuß geknackt hatte, daß er jetzt wußte, wer hinter dem Decknamen ›Krokodil‹ steckte, und auf dem Weg war, den Sowjetagenten zu verhaften. Sie gingen jetzt auf eine Höhe hinab, die unterhalb der Spitze des Radarmastes lag. Das trostlose Panorama kam näher. Beaumont hatte nun Schrägsicht auf die Flachdächer beiderseits der schneebedeckten Hauptstraße, die sich durch die Mitte der Siedlung zog. Dann setzten sie zur Landung an.

Als Beaumont, in seinen Pelz-Parka gepackt, mit dem man ihn in Washington versorgt hatte, aus dem Flugzeug stieg, wartete Tillotson bereits auf ihn. Es war minus vierzig Grad Celsius, und die unbewegte Luft traf ihn wie ein Fausthieb. Sie verschlug ihm den Atem, als er am Fuße der Treppe stehenblieb. Tillotson, ein großer, hart aussehender Mann mit einem Gesicht wie aus Stein gehauen, schüttelte seine behandschuhte Hand. »Ich habe alles vorbereitet für Ihr Unternehmen...«

Er hielt inne und beobachtete Callard, der hinter Beaumont die Treppe heruntergekommen war und eilig an den zwei Männern vorbei zu Oberst Vandenberg, dem Lagerkommandanten, hinüberging. »Wer ist das?« fragte er.

»Keine Ahnung«, sagte Beaumont, ohne zu zögern. »Er war nicht gerade gesprächig; und ich habe fast die ganze Zeit über

geschlafen. Vielleicht hat man sich hier über die Würstchen beschwert.«

Tillotson sah zurück zum Flugzeug, wo gerade der Pilot die Stufen herunterkam. »Entschuldigen Sie«, sagte er, als er dem Piloten in den Weg trat. »Dieser zweite Passagier – wer ist das? Mit diesem Flug war nur Beaumont angekündigt.«

Der Pilot nahm seinen Flughelm unter den Arm und zog sich die Kapuze seines Parkas über den Kopf. »Hier oben scheint es aber auch immer kälter zu werden. Der Mann sprang in Washington in letzter Minute an Bord. Er fuhr mit einem Regierungsfahrzeug vor...«

»Ich werde mich später um ihn kümmern.« Tillotson führte Beaumont zu einem überdachten Jeep und begann zu reden, als er den Motor anließ. »Ja, wie gesagt, es steht alles für Ihr Unternehmen bereit. Zwei Sikorsky-Hubschrauber sind nach Curtis Field an die Ostküste Grönlands geschickt worden. Grayson und Langer warten im Hauptquartier auf Sie – Grayson war hier, aber Langer mußten wir erst auf der Ellesmere-Insel aufgabeln.« Er fuhr den Jeep langsam in einer Spur in Richtung Lager und hielt großen Abstand zu dem Wagen mit Oberst Vandenberg und Callard. »Zwei norwegische Schlitten sind auf dem Weg nach Curtis...«

»Die sind unbrauchbar«, unterbrach Beaumont. »Ich habe ausdrücklich Eskimoschlitten verlangt. Sie sind schwerer und gehen in dem zerklüfteten Eis nicht in die Brüche. Das würde mit ihnen ganz sicher passieren.«

Tillotson blickte ihn überrascht an. »Wir selbst benutzen nur den Norwegerschlitten. Wir haben keinen einzigen Eskimo-Schlitten...«

»Ich glaube doch. Als ich das letzte Mal hier war, hatten Sie zwei davon hinten in dem großen Hubschrauberhangar verstaut.«

»Wollen Sie jetzt nachsehen? Ich könnte hier abbiegen und gleich rüberfahren.«

»Jetzt?«

»Warum nicht jetzt? Ich schätze, daß Sie es ziemlich eilig haben.«

An einer Abzweigung der gewalzten Schneepiste änderte Tillotson die Richtung. Er entfernte sich von dem Barackenlager und fuhr auf einen großen, weiter abgelegenen Hangar zu. Etwa einen halben Kilometer vor ihnen glitzerte der dick vereiste Drahtzaun um das Militärgelände im Mondlicht. Hinter dem Drahtzaun stand ein unbenutzter orangefarbener Schneepflug in der Nähe des Hangars. Tillotson zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus der Tasche und reichte es Beaumont. »Der Wetterbericht für das ganze Gebiet – ich weiß nicht, für welche Gegend Sie sich interessieren. Zerklüftetes Eis, sagten Sie?«

»Genau, zerklüftetes Eis.«

Beaumont hatte sich an die bitterkalte arktische Luft noch nicht gewöhnt, die durch den Jeep strömte, sein Gesicht erstarren ließ und ihm den Atem verschlug. Der Wagen mit Vandenberg und Callard verschwand auf der Hauptspur, seine roten Rücklichter wurden kleiner. Ein anderer Jeep raste in die entgegengesetzte Richtung zu der Boeing 707.

»Irgendwo Nebel gemeldet?« fragte Beaumont beiläufig, während er den Wetterbericht las.

»Nein, nirgendwo Nebel, Gott sei Dank. Nach dem letzten Bericht – und den haben Sie gerade in der Hand – haben wir vollkommen klares Wetter von hier bis Norwegen.«

»Sie meinen, Sie hatten Nebel, und er hat sich erst kürzlich aufgelöst?« drängte Beaumont. Er dachte an den Wetterbericht über die Wetterlage um Target 5, den Dawes ihm in Washington gezeigt hatte. *Dichter Nebel... Sichtweite null.*

»Wir hatten überhaupt keinen Nebel. Seit drei Wochen nicht.«

Tillotson fuhr langsamer und warf einen Blick auf Beaumont, der immer noch den Bericht las und dabei immer wütender wurde. Dawes hatte ihn mit einem gefälschten Wetterbericht reingelegt, um ihn nach Grönland zu locken. Tillotson hielt an, ließ aber den Motor laufen. »Meine Innenhandschuhe sind verrutscht«, erklärte er. »Ich will das eben in Ordnung bringen.« Er fummelte an dem Handschuh, streifte ihn ab und steckte ihn in seine Manteltasche. Als er seine Hand herauszog, hielt er eine 38er Smith & Wesson. Mit einer kurzen blitzschnellen Bewegung schmetterte er sie gegen Beaumonts Schläfe. Instinktiv warf Beaumont den Bruchteil einer Sekunde, bevor der Revolver ihn traf, den Kopf zur Seite, so daß er nicht mit voller Wucht getroffen wurde, aber er war verletzt. Er schnappte nach dem Zündschlüssel, zog ihn heraus und warf ihn aus dem Seitenfenster in den Schnee. Tillotson schlug ein zweites Mal mit dem Revolver zu. Es war, als ob ein Blitz in Beaumonts Kopf explodierte, ein blendender Blitz – dann umfing ihn dumpf gähnende Schwärze.

Samstag, 19. Februar

Beaumont lag noch benommen im Schnee und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen, als er Sam Graysons aufmunterndes Gesicht über sich sah. Aber es lag auch Besorgnis im Blick des Amerikaners, als er die Brandyflasche an Beaumonts Lippen führte. »Mach langsam, Keith...«

Beaumont zwang sich auf seine Ellbogen, griff die Flasche und nahm einen Schluck. In seinem Kopf hämmerte es; er sah alles verschwommen, dann spürte er, wie der hochprozentige Alkohol seine Lebensgeister weckte. Er konnte wieder klar

sehen. Mit tiefen langsamen Zügen atmete er die schneidende Nachtluft ein. Sie schien noch besser zu wirken als der Brandy. »Hilf mir auf die Beine«, preßte er durch die Zähne.

»Warte lieber noch ein bißchen...«

Beaumont fluchte, rappelte sich mühsam auf, schwankte und wäre fast wieder hingefallen, wenn nicht Grayson ihn am Arm gepackt hätte. Als er Tillotsons Jeep einige Meter entfernt stehen sah, erinnerte sich Beaumont, daß er den Zündschlüssel in den Schnee geworfen hatte. Bei einem zweiten Jeep, der in der Nähe stand, war die Windschutzscheibe zersprungen und der vordere rechte Reifen platt. »Tillotson hat auf dich geschossen?«

»Tillotson...?«

»Ja, Tillotson«, Beaumont räusperte sich heiser und ungeduldig. »Er ist das ›Krokodil‹ – die undichte Stelle. Aber davon weißt du ja nichts. Wir müssen ihm unbedingt nach – wo ist er hin?« Beaumont schaute zum Flugplatz hinüber, konnte aber außer dem Postenstand an dem Tor im Drahtzaun, dem orangefarbenen Schneepflug weiter entfernt und dem Hangar dahinter nichts sehen.

Wohin zum Teufel war Tillotson verschwunden? »In welche Richtung ist er gegangen?« fragte Beaumont gereizt. Grayson war klein, drahtig, fünfunddreißig Jahre alt und mittelblond. Seinen Schock hatte er immer noch nicht ganz überwunden: er war in dem Glauben gewesen, Beaumont sei tot. »Es gab Gerüchte über eine undichte Stelle im Sicherheitssystem. Ich wollte dich abholen und kam zu spät zum Flugzeug. Der Pilot sagte, du wärest schon weg mit einem Jeep. Ich konnte nicht glauben, daß es Tillotson war, der schoß. Er ist zum Flugplatz rübergelaufen...« Grayson sprach zu sich selbst, denn Beaumont rannte schon zu dem Wachposten hinüber.

»Er kommt nicht weit«, rief Grayson, während er hinter Beaumont herlief. »Vandenberg hat, kurz bevor dein Flugzeug

landete, Alarmbereitschaft angeordnet. Der Stützpunkt ist abgeriegelt...«

»Ich glaube, Tillotson kann einen Hubschrauber fliegen«, rief Beaumont zurück. Er kam jetzt richtig in Fahrt, seine Beine trugen ihn mit einer für seine Größe erstaunlichen Geschwindigkeit über den Schnee. Allein seine Willenskraft trieb ihn an. Sein Kopf schmerzte entsetzlich, das Blut an seinem Gesicht war in der bitteren Kälte erstarrt. Ihm war speiübel. In der eisigen Luft, die er im Laufen in tiefen Zügen einatmete, erholte er sich aber schnell.

Bei dem Postenstand, der seltsamerweise verlassen war, blieb er stehen und wartete, bis Grayson ihn eingeholt hatte. »Hast du ein Schieß Eisen, Sam? Gut, gib's her, und bleib im Hintergrund.«

Er nahm den 45er Colt des Amerikaners und ging auf das Wachhaus zu. Irgend etwas lag im Schnee – gleich vor dem Betonblockhaus. Ein amerikanischer Soldat, der noch seinen Karabiner umklammert hielt, lag in seinem Parka auf dem Rücken und starrte in den arktischen Himmel. Beaumont kniete nieder, prüfte seinen Puls und rollte ihn aufs Gesicht. Er war tot. Der Blutfleck um das Einschußloch auf dem Rücken des Parkas war schon gefroren. Tillotson hatte einfaches Spiel gehabt, denn schließlich war er Sicherheitschef. Die Alarmbereitschaft bedeutete, daß niemand auf den Flugplatz durfte, also hatte Tillotson das Hindernis aus seinem Fluchtweg geräumt. »Er ist schon auf dem Flugplatz«, sagte er wütend zu Grayson, der hinzukam.

»Ich habe nie gehört, daß Tillotson fliegen kann«, warf Grayson ein.

»Ich glaube, er kann einen Hubschrauber fliegen – und in diesem Hangar stehen Hubschrauber.« Beaumont starrte angestrengt über das Gelände hinter der Umzäunung. Aber dort rührte sich nichts. »Ich habe ihn einmal in einer Maschine

gesehen. Genau das wird er versuchen – mit einem Hubschrauber hier rauszukommen. Los!«

»Im Hangar stehen zwei Wachtposten«, erinnerte sich Grayson blitzartig. »In dem Wachhaus ist ein Telefon – wir müssen die Männer im Hangar warnen.«

Schon an der Tür des Wachhauses sah Beaumont die zwei Enden der durchgeschnittenen Telefonschnur. »Hat keinen Zweck, Sam, daran hat er gedacht. Aber wo steckt er, verdammt noch mal?« Beaumont rannte zu dem offenen Tor und schaute über die weiße Öde des Flugplatzes. Der Schneepflug.

Er war nur noch als Farbklecks auf dem Weiß zu erkennen. Wie ein orangefarbener Käfer kroch er auf den Hangar zu, wo die Hubschrauber untergebracht waren. Tillotson hatte das nächstbeste Transportmittel geschnappt, um schnell zum Hangar zu gelangen. Beaumont wollte rufen, um nur irgendwie die Männer zu warnen, die die Maschine bewachten. – Aber er war zu weit entfernt. Er atmete tief ein und rannte wieder lös, Grayson hinter ihm her.

Der Amerikaner trug Stiefel, Beaumont aber steckte noch in Schuhen mit Gummisohlen. Da der Schnee aber verkrustet war, bewältigte er die Strecke mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Er war einige Minuten gelaufen, als er in der Nähe des Hangars stolperte und kopfüber in den Schnee stürzte. Er raffte sich auf.

Sein Kopf schmerzte, sein Gesicht brannte, und er mußte nach dem Revolver suchen, der ihm aus der Hand geflogen war. Er fand ihn, halb im Schnee vergraben. In diesem Augenblick hörte er ein Geräusch, das ihn erstarren ließ: das rhythmische Pochen eines Hubschraubermotors. Die Waffe in der Hand, legte er die letzten zweihundert Meter zurück.

»Bleib zurück!« rief er Grayson zu.

Den Schneepflug hatte Tillotson am Eingang des Hangars abgestellt, die riesigen, automatisch betriebenen Tore standen schon offen. Mit letzter Willenskraft schleppte er sich weiter. Bis auf zehn Meter war er an das Tor herangekommen, als die Maschine erschien – eine Sikorsky H-19. Ihre Blätter rotierten schon hochtourig, als sie aus dem Dunkel auftauchte. Schnee wurde vom Boden hochgepeitscht und über das Flugfeld gewirbelt. Die Maschine rollte durch den aufgewühlten Schnee auf ihn zu. Im Mondlicht kam sie ihm ungeheuer groß vor.

Beaumont stand regungslos, dann nahm er sich zusammen und hob den Revolver, den er mit beiden Händen umspannte, um ruhig zielen zu können. Die Maschine kam immer näher; in zehn Sekunden würde sie über ihm rotieren. Er zielte auf das Cockpit, auf den verschwommenen Oberkörper hinter dem vereisten Plexiglas. Er atmete tief ein, zielte sorgfältig und drückte los. Der Hahn klickte. Er fühlte das Klicken mehr, als er es in dem Getöse des Hubschraubers, das auf sein Trommelfell hämmerte, hören konnte. Der Zündmechanismus funktionierte nicht. Der Revolver ging einfach nicht los.

»Paß auf!« schrie Grayson ihm zu; aber seine Warnung ging in dem Lärm unter.

Tillotson steuerte mit der Maschine genau auf ihn zu. Beaumont warf sich seitwärts auf den Boden. Beim Aufprall auf den Schnee rollte er sich über die Schulter ab, rollte weiter, mehrmals um die eigene Achse, während das scheußliche Dröhnen ihn fast betäubte. Der Motor hustete kurz, dann wurde das Dröhnen zu einem gleichmäßigen, zielstrebigem Pochen, und als Beaumont aufblickte, hatte die aufsteigende Maschine bereits die Höhe des Hangardaches erreicht. Er kniete sich hin und wischte den Schnee aus seinem Gesicht, den die rotierenden Blätter aufgewirbelt hatten. Grayson kam zu ihm herüber.

»Wir müssen hinter ihm her«, bestimmte Beaumont. »Er darf uns nicht entkommen – unser Leben hängt davon ab!«

Er warf nur einen kurzen Blick auf die zerquetschte Gestalt, die halb unter den grausamen Schrauben des Schneepflugs lag. Eine der Wachen. Es war ein leichtes Spiel gewesen, kaltblütig und brutal. Daß der Schneepflug auf dem Flugplatz auftauchte, war nichts Ungewöhnliches – der Soldat war ihm entgegengegangen – und Tillotson hatte ihn einfach überfahren. Im Eingang des Hangars stolperte Beaumont wieder und fiel fast über den Körper des zweiten Wachposten. Mit einem Blick erfaßte er, wie es passiert sein mußte. Tillotson hatte seinem Opfer einfach zugerufen: »Es ist etwas Entsetzliches passiert...« Bevor der junge Mann sich von dem Schock erholen konnte, war er bereits vom Messer getroffen. Im Schein seiner Taschenlampe sah Beaumont das Messer im Rücken des Toten.

Er ließ den nutzlosen Colt fallen, nahm den Karabiner des Soldaten an sich, der keine Chance gehabt hatte, ihn zu benutzen, und lief in den Hangar. Eine zweite Sikorsky stand hinten in der Halle unter einer Lampe. Die Maschine war an ein elektrisches Kabel angeschlossen, um das Einfrieren des Motors zu verhindern. Beaumont zog das Kabel heraus, kletterte auf die Maschine, öffnete die Tür und stieg in die Kanzel. Grayson folgte ihm.

»Er ist weg. Wir werden ihn niemals finden«, riet der Amerikaner ab.

»Wir werden ihn finden...« Beaumont setzte Helm und Kopfhörer auf, die immer auf dem Pilotensitz liegenblieben, streifte seine Parka ab und setzte sich an den Steuerknüppel. »Tür zu, Sam – es geht los.« Er überblickte das Armaturenbrett- Radarhöhenmesser, Kraftstoffanzeiger, Drehzahlmesser und die anderen Instrumente. Der Steuerknüppel zur Kontrolle der Flughöhe war links von ihm,

der zyklische Steuerknüppel zur Flugrichtungskontrolle rechts. Ein Drehgashebel ähnlich dem Handgas bei Motorrädern war am Steuerknüppel angebracht. Beaumont startete den Motor.

Die ganze Kanzel erzitterte. Ohrenbetäubender Lärm dröhnte durch die Halle. Die Rotorblätter setzten sich schwerfällig in Bewegung, an – aus – an. Dann lief die Maschine mit voller Kraft. Im gespenstischen Licht des Armaturenbretts sah Beaumont wildentschlossen aus. Der Hubschrauber setzte sich in Bewegung, donnerte über den Betonboden und rollte aus der Halle. Der Radarmast, der in die Sterne zu greifen schien, kam in Sicht, und Beaumont drehte auf. Die siebzehn Meter langen Drehflügel durchjagten ihre Kreise, peitschten die arktische Luft, als wollten sie sich jeden Augenblick von der Maschine losreißen. Der Zeiger des Drehzahlmessers kletterte schnell. Die Maschine bebte wie ein riesiger, angeketteter Vogel, der verzweifelt versuchte, in die Freiheit zu entkommen. Dann stiegen sie auf.

Vor der Plexiglaskuppel, die sich über ihnen wölbte, sahen sie die Mauern des Hangars absteigen wie ein Lift. Das schneebedeckte Dach erschien, tauchte unter; Fahrzeugscheinwerfer schlängelten sich wie eine Kette von Glühwürmchen auf den Postenstand an der Flugplatzeinfahrt zu. »Sie haben's endlich begriffen!« Beaumont sprach die Worte in das Mikrophon, das unter seinem Kinn am Kopfhörer hing. Grayson, der neben Beaumont im Beobachtersitz saß, hörte ihn durch seine eigenen Kopfhörer. Der Hubschrauber gewann an Höhe. Die Fahrzeuge huschten unter ihnen durch den Schnee. Das gedämpfte Dröhnen des Motors wurde plötzlich von Schüssen übertönt. Beaumont fluchte. »Sie schießen auf uns!«

»Warum denn, um Himmels willen?«

»Weil Vandenberg und Callard denken, Tillotson sei in dieser Maschine...«

Um den Gewehrsalven zu entkommen, stieg Beaumont senkrecht auf. Die Nadel des Höhenmessers kletterte. In der fahl schimmernden Nacht war von dem anderen Hubschrauber keine Spur zu sehen. Wieder einmal war Tillotson spurlos verschwunden. Beaumont drehte nach Osten ab, in die Richtung, in der er ›Krokodil‹ vermutete. »Und wer ist Callard?« fragte Grayson.

»Der Mann vom FBI, der hierhergekommen ist, um Tillotson festzunehmen. Alles war zu schön geplant – die Alarmbereitschaft, die du erwähntest, die kurz bevor die Boeing landete, angeordnet wurde und den Stützpunkt abriegelte. Callard steigt aus dem Flugzeug, fährt mit Oberst Vandenberg zum Lager, und sobald Tillotson eintrifft, stellen sie ihn zur Rede.« Beaumont behielt den östlichen Kurs bei und spähte nach vorn: außer der flachen Eisdecke nichts zu sehen. »Schön zurechtgelegt – dieser Plan von Mr. Callard«, fuhr Beaumont fort. »Er hat nur vergessen, das ›Krokodil‹ einzukalkulieren.«

»Was ist denn passiert?«

»Ich nehme an, Tillotson hatte eine leise Ahnung, daß man Verdacht schöpfte – schließlich war er der Sicherheitschef. Natürlich mußte er sich über den Alarmzustand wundern. Als nächstes erfährt er vom Piloten, daß Callard in letzter Minute in Washington an Bord gegangen war, ohne daß man Tillotson ein Wort davon gesagt hatte. Folglich denkt er, ist es höchste Eisenbahn für ihn. Ich glaube nicht, daß irgend jemand vermutet hat, daß er eine Sikorsky fliegen kann...«

»Da drüben! Richtung Norden...« Grayson zeigte mit dem Finger nach links, und Beaumont schaute hinüber. Nichts als Eis, trostlos, kalt und schrecklich öde. Dann sah er etwas. Tillotsons Maschine war schätzungsweise fünfzehn Kilometer entfernt.

Ein Schatten, ein kleiner dunkler Punkt huschte über den Schnee.

Sekunden später machte er die Maschine aus, die den Schatten warf. Er änderte die Richtung.

»Warum sollte unser Leben davon abhängen, daß wir Tillotson aufhalten?« fragte Grayson gelassen.

Beaumont brummte, während er auf denselben Kurs ging, den Tillotson flog. »Diesmal könnte es ganz schön wüst werden, Sam, du brauchst also nicht mitzukommen. Wir müssen einen sowjetischen Wissenschaftler aus Target 5 herausholen. Er kommt von Nordpol 17 über das Eis; das liegt im Moment etwa vierzig Kilometer östlich von Target 5 über das Packeis. Wir werden gebraucht, falls Target 5 von Nebel eingeschlossen werden sollte und kein Flugzeug landen kann. Das würde bedeuten, daß wir per Hubschrauber mit Schlitten bis an den Rand des Nebels geflogen werden; der restliche Weg wäre Schlittenfahrt.«

»Und mit Schlitten zurück – den ganzen Weg bis Grönland?«

»Ich glaube schon. Dawes ist anderer Meinung. Er hofft, uns wieder auflesen zu können, sobald wir aus dem Nebel raus sind. Ich bezweifle, daß sie uns finden werden. Also werden wir die ganze Strecke bis zur Küste mit den Schlitten zurücklegen müssen. Das ist jedenfalls die offizielle Version. Ich habe da eine andere Vorstellung. Und die russische Sicherheitstruppe wird uns auf den Fersen sein. Wirklich eine wüste Sache, Sam.«

»Aber nirgends ist Nebel.«

»Dann sitzen wir eben herum und lassen es uns auf Kosten der amerikanischen Armee schmecken. Der entscheidende Tag könnte Sonntag sein – morgen. Ich habe zwei Sikorskys für uns in Curtis Field an der Küste bereitstellen lassen.«

»Tillotson fliegt genau nach Norden«, unterrichtete ihn Grayson. Der Amerikaner benutzte jetzt ein Nachtfernglas, das

er in der Kanzel gefunden hatte; der Schatten der Maschine des Sowjetagenten war immer noch klarer zu erkennen, als die Maschine selbst. Ohne den Schatten, dachte Grayson, hätten sie ihn schon längst verloren. Beaumont warf einen Blick auf den Kompaß. Genau Nord – wie Sam gesagt hatte.

»Ich schätze, er steuert auf den Humboldt-Gletscher zu«, erwiderte Beaumont. »Warum wohl? Wäre er direkt östlich geflogen, hätte er die Küste erreicht. Diese Maschinen stehen immer voll getankt bereit, also hätte er genug Treibstoff. Was zum Teufel hat er auf dem Humboldt-Gletscher verloren?«

»Warum ist der Mann so wichtig?« fragte Grayson zum zweitenmal.

»Weil er zuviel weiß«, sagte Beaumont knapp. »Er weiß nichts von Gorow, dem Mann, den wir herausholen sollen. Niemand hier wußte etwas davon bis zu meiner Ankunft. Aber er weiß von den Vorbereitungen für ein Unternehmen. Er weiß, daß Curtis Field damit zu tun hat. Das ist der nächste Flugplatz von Target 5 aus. Das mußte er wissen, weil wir die Maschinen dorthin schicken wollten. Ich hoffe nur, daß er keinen Sender dort oben versteckt hält, mit dem er, wenn wir ihn nicht rechtzeitig erwischen, nach Leningrad funken könnte. Wenn er das schafft, Sam, dann können wir unser Testament machen.«

Der atemberaubende Anblick des Humboldt-Gletschers entfaltete sich vor ihren Augen, als sie näher flogen. Vom Nährgebiet des Gletschers aus zog sich ein ausgedehnter, Hunderte von Metern breiter Eisstrom weit hinab zum Fjord – ein Eisstrom, der im Mondlicht glitzerte wie eine weite Fläche zertrümmerten Kristalls. Eine lange Strecke fiel er steil ab, bis er zum Eisfall wurde und über hundert Meter über einen gewaltigen Felsen hinabstürzte. Als sie näher kamen, konnten sie am Fuße des steilwandigen Fjords große Eisberge sehen, die am tiefverschneiten Ufer gestrandet waren. Tillotsons

Sikorsky war schon gelandet und stand auf einer Kuppe gleich neben dem Gletscher. Tillotson selbst war zum drittenmal verschwunden.

»Ich habe das Gefühl, wir jagen einem Phantom nach«, knirschte Beaumont wütend, während er über dem abgestellten Hubschrauber kreiste. »Vielleicht sitzt er noch in der Maschine und wartet, bis wir landen, damit er auf uns schießen kann, bevor wir eine Chance haben, rauszukommen«, vermutete Grayson.

»Vielleicht...« Beaumont kreiste weiter in einer Höhe von etwa siebzig Metern. Ihm wurde fast schwindelig, als er den Steilhang des Gletschers absuchte. Dann kippte er die Maschine leicht. »Dort unten ist er! Siehst du weiter unten am Gletscher die kleinere Kuppe? Er bewegt sich gerade.«

»Kannst du auf der Kuppe landen?«

»Zu klein – wir könnten abrutschen. Wir gehen neben Tillotsons Maschine runter, dann kann er uns nicht entkommen. Du bleibst da, falls er mir entwischt – und versuchst weiter, Thule zu erreichen.«

Bereits fünfmal hatte Grayson versucht, Funkverbindung aufzunehmen, jedesmal ohne Erfolg. »Wenn man sie wirklich dringend braucht, funktionieren diese verdammten Dinger nie«, fluchte Beaumont. Er hielt den Hubschrauber nun auf der Stelle, senkte ihn dann langsam und landete fünfzig Meter von der anderen Maschine entfernt auf dem Hügel. Sie sah aus wie endgültig abgestellt, als hätte Tillotson gar nicht die Absicht, zu ihr zurückzukehren. Er stellte den Motor ab. »In einer Stunde müßte ich zurück sein, Sam«, sagte er beiläufig, während er sich in seinen Parka zwängte. Grayson nickte, wohl wissend, daß der Engländer, falls Tillotson ein Gewehr hatte, in weit weniger als einer Stunde bereits tot sein konnte. Aber während ihrer langen gefährlichen Fahrt nach Spitzbergen hatten die drei Männer – Beaumont, Grayson und Horst Langer

– gelernt, kein überflüssiges Wort zu verlieren. Man kümmerte sich eben nur um seine Aufgabe. Und Beaumonts Aufgabe war jetzt, Tillotson gefangenzunehmen oder unschädlich zu machen.

Im Innern der Kanzel war es sehr warm. Beaumont nahm den Karabiner. Als er die Tür öffnete, mußte er sich zusammenreißen. Die Temperatur fiel augenblicklich von plus fünf auf minus vierzig Grad. »Dann wollen wir mal«, munterte er sich selbst auf. Er sprang aus der Maschine, der stahlharte Boden traf seine Füße wie ein Hammerschlag. Die starre Kälte erstickte ihn fast. Er zog den Parka bis unters Kinn zu und stülpte die Kapuze über. Hinter ihm knallte Grayson, ohne so etwas wie ein Wort des Lebewohls, schnell die Tür zu. Wie vorhin: kein vergeudetes Wort. Die Drehflügel über ihm hatten aufgehört zu kreisen, und ein unfäßbares Schweigen senkte sich auf ihn herab, das Schweigen der arktischen Nacht.

Während er an Tillotsons Sikorsky vorbei zum Hang des Hügels stapfte, versuchte er, flach zu atmen. Dann blieb er stehen und schaute über die ungeheure Weite des Gletscherhangs. Der zweite Hügel weiter unten am Gletscher war im Mondlicht klar zu erkennen: ein kleiner Buckel aus lauter Felsbrocken, überragt von einem groben Holzkreuz. Tillotson stand über irgendeinen Gegenstand gebeugt, den er unter dem Eskimograb versteckt gehalten haben mußte, einem auf Grönland geheiligten Ort, der laut Erlaß der dänischen Regierung unter keinen Umständen mißbraucht werden durfte. Beaumont konnte jetzt den Gegenstand erkennen: ein kastenähnliches Ding, aus dem eine Stange herausragte. Seine Gesichtszüge spannten sich. Tillotson *hatte* also ein Funkgerät.

Der Felsenrand des Gletschers war zu steil, um über ihn hinunterzukommen. So war er gezwungen, über den Gletscher selbst zu gehen. Vorsichtig ging er über das Eis – das Gewehr im Anschlag. Das Licht war zu diffus, um aus dieser

Entfernung zu schießen. Der Untergrund kam ihm bedrohlich und heimtückisch vor. Es war fast, als kletterte er eine schräge Eisbahn hinunter, eine von Rinnen und Furchen gerippte Eisbahn. Seine gummibesohnten Schuhe waren nicht gerade das ideale Schuhwerk, und er fürchtete, daß er, wenn er einmal ins Rutschen käme, keinen Halt mehr finden und über den Rand des Eisfalls hinabschießen würde. Verbissen setzte er seinen Weg fort, so schnell, wie er überhaupt nur wagen konnte, da Tillotson möglicherweise schon dabei war, seine Nachrichten zu übermitteln. Der Sowjetagent war jetzt vollkommen außer Sicht. Die Kuppe verbarg ihn.

Weiter unten, wo der Gletscher stark zerklüftet war, wurde es noch viel gefährlicher. Spalten, deren Tiefe man nur erahnen konnte, dunkel klaffende Risse, verloren sich in ihren eigenen Schatten. Er kam jetzt langsamer vorwärts, da er vorsichtig von einer Eisrippe auf die andere treten mußte, die zwischen den schmalen Spalten hochragten. Dabei benutzte er den Karabiner als Stütze. Die ganze Zeit über war er darauf gefaßt, daß er ausrutschen würde. Die beißende Kälte machte die Sache auch nicht einfacher. Beaumonts Widerstandsfähigkeit gegen niedrige Temperaturen war phänomenal – wahrscheinlich weil er seine Jugend in Coppermine verbracht hatte. Aber er trug noch nicht die für arktisches Klima geeignete Kleidung. Die Kälte drang bereits durch seine Handschuhe und durch den Parka und kroch in den Beinen hoch.

Er war dem Hügel jetzt sehr nah und benutzte den Karabiner nicht mehr als Stütze, sondern hielt ihn schußbereit. Zum drittenmal innerhalb einer Minute schaute er auf. Tillotson tauchte von der anderen Seite des Hügels auf, eine große, pelzbekleidete Gestalt, die irgend etwas in der rechten Hand hielt. Tillotson stand etwa sieben Meter über dem Engländer. Seinen Arm streckte er rückwärts zum Wurf aus. Einen

furchtbaren Augenblick lang, der ihm wie eine Ewigkeit erschien, dachte Beaumont, er würde eine Handgranate werfen. Er riß den Karabiner hoch, das Geschoß flog auf ihn zu, schlug vor ihm auf dem Eis auf – und prallte ab. Ein Stein. Blitzartig erfaßte Beaumont, daß Tillotson keine Waffe mehr hatte.

Er hatte entweder erstaunlich gut gezielt oder verdammt Glück. Der Stein prallte vom Eis ab auf Beaumonts rechtes Bein zu. Er sprang zur Seite. Der Stein verfehlte ihn. Dann verlor er das Gleichgewicht, fiel hin und glitt wie ein Schlitten den Gletscher hinab – auf den Rand des Eisfalls zu.

Der Karabiner war weg. Er schlitterte seine eigene Bahn, war schneller als er und schoß über den Eisfall, währen Beaumont auf dem Bauch rutschte und verzweifelt versuchte, abzubremesen, irgendeinen Halt zu finden, eine Ritze, in die er seinen Fuß rammen könnte. Und während die schneidende Luft ihm ins Gesicht schlug und der Gletscher unter ihm vorbeiraste, dachte er schaudernd daran, daß er jeden Augenblick, anstatt weiterzuschlittern, plötzlich in die Tiefe stürzen könnte, daß er einen Halt in einer Gletscherspalte finden würde. Die Talfahrt ging weiter. Er glitt jetzt über die glattpolierte Oberfläche eines Hanges mit einer Neigung von etwa dreißig Grad. Der Parka schützte seinen Körper vor der Reibung und dem Schürfen des Eises; aber immer noch stürzte er mit zunehmender Geschwindigkeit abwärts. Mit seinen Handschuhen hämmerte er auf das Eis, die Schuhspitzen versuchte er einzurammen, aber er konnte die teuflische Fahrt nicht aufhalten.

Der Rand des Eisfalls, eine Gerade, hinter der nichts mehr war – nichts als ein Steilabhang von mehr als hundert Metern –, raste ihm entgegen, und immer noch konnte er nicht abbremsen, geschweige denn zum Stillstand kommen. Er hatte die perfekte Handlung für einen Kunstsprung über den Abgrund. Er stemmte seine Unterarme fest ein, erreichte den

Rand und mußte im nächsten Augenblick hinübergleiten. Endlose, gähnende Leere und Tiefe unter ihm – und irgend etwas Kantiges. Sein linker Arm berührte den Felsen, einen großen, im Gletscher eingebetteten Brocken.

Es war reiner Reflex – sein Arm hakte ein und fand Halt an dem Felsen. Der momentane Ankerpunkt diente nur als Drehpunkt vor dem Sturz in den Abgrund. Sein flach auf dem Boden ausgestreckter Körper schwenkte nach links, glitt über den Rand. Seine linke Hand fühlte einen Vorsprung im Felsen, seine behandschuhten Finger krallten sich fest. Das Gewicht seines Körpers und der Schwung rissen ihm fast den Arm aus. Dann hing er reglos über dem Abgrund, gehalten nur von einer Hand und einem gekrümmten Arm, sein Körper schwebte im leeren Raum.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah er unter sich das Nichts, den steilen Eisfelsen, der tief und tiefer abfiel, und am Boden das ausgedehnte Eisfeld, aus dem riesige Eisnadeln herausragten. Er zwang sich, nach oben zu schauen, konzentrierte seine letzte Energie darauf, sich festzuhalten und sich über den Rand des Eisfalles zurückzuschwingen. Mit dem rechten Arm umschlang er den Felsen, fühlte seine suchenden Finger die andere Hand berühren. Er krallte seine Hände ineinander. Erst dann schaute er an dem Felsen vorbei den Gletscher hinauf. Tillotson kam auf ihn zu.

Es war entsetzlich still – bis auf das Knirschen der Spikesstiefel, die sich in das Eis bohrten. Beaumonts Gesicht verzog sich: Tillotson trug Stiefel mit Eissporen, die ihm einen sicheren Abstieg ermöglichten. Wo zum Teufel hatte er sie her? Er mußte sich die Stiefel im Jeep bereitgelegt haben; er mußte seine Flucht von Thule geplant haben, noch bevor die Boeing 707 gelandet war. Und in weniger als dreißig Sekunden würde der Amerikaner ihn erreicht haben. Zu spät für einen Versuch, über den Rand zurückzuklettern. Einen Augenblick

lang schien Beaumonts Sehkraft zu schwinden – aus dem sich nähernden Tillotson wurden zwei Männer. Beaumont blinzelte. Die Vision löste sich auf zu einem einzelnen Mann, einem Mann mit einem Messer in der rechten Hand. Tillotson war schon ganz nah, als Beaumonts Kopf zur Seite fiel und seine rechte Hand ihren Halt verlor.

Sein rechter Arm hing erschlafft und kraftlos hinter dem Felsen. Das Zerren in seinem linken Arm war beängstigend, fast unerträglich, und seine Kleider unter dem Parka waren schweißnaß. Tillotson blieb etwa einen Meter vor dem Felsen stehen und stellte fest, daß er ihn von dort mit dem Messer nicht erreichen konnte. Nach zwei weiteren kurzen, vorsichtigen Schritten ließ er sich in Sitzstellung hinter dem Felsen nieder, hob seinen rechten Fuß und zielte mit den Eisspornen nach der Hand des Engländers. Die Spikes waren einen halben Zoll lang und eisverkrustet. Er holte aus, um mit voller Kraft die Spikes in den Handschuh zu stoßen.

In diesem Augenblick schnellte Beaumont seinen rechten Arm über den Felsen, umklammerte Tillotsons Fußgelenk und wuchtete es mit äußerster Anstrengung zur Seite. Die Spikes streiften Beaumonts linke Hand, Tillotson verlor das Gleichgewicht. Er kam ins Rutschen. Sein Körper schlitterte um die andere Seite des Felsens, wobei seine Hände fieberhaft nach einem Halt suchten. Seine Finger krallten sich in den Felsen, fanden einen Halt, und er glaubte sich gerettet. Beaumonts rechte Hand schlug noch einmal zu, diesmal mit der geballten Faust. Mit brutaler Gewalt schmetterte er sie auf das Nasenbein des Amerikaners. Tillotson brüllte auf, verlor erneut das Gleichgewicht und rutschte über den Rand des Eisfalls. Der Schrei hallte zurück den Eisfall herauf, ein langgezogener Schrei, der abrupt endete. Beaumont begann, sich zurück über den Rand zu ziehen.

Als er auf der anderen Seite des Felsens angelangt war, brach er zusammen. Er war noch bei Bewußtsein, aber kaum fähig, sich zu bewegen. Er lehnte sich gegen den Felsen und massierte müde seinen linken Arm. Mühsam kniete er sich hin und blickte über den Felsen in die Tiefe hinab. Tillotson war auf makabre Weise gestorben. Sein Körper steckte auf der Spitze einer der unzähligen Eisnadeln, in der Mitte aufgespießt.

»Du kannst uns zurückfliegen, Sam.«

Beaumont sackte im Beobachtersitz neben Grayson zusammen, der ihn fragend ansah. »Er hatte tatsächlich ein Funkgerät«, fuhr er fort. »Und zwar eins mit ziemlich großer Reichweite. Natürlich ›Radio Corporation of America‹, für den Fall, daß irgend jemand es gefunden hätte, was allerdings unwahrscheinlich gewesen wäre. Er hatte es in einem Eskimograb versteckt, und niemand würde darin herumschnüffeln. Fliegen wir los! Vandenberg kann jemanden schicken, das Funkgerät abzuholen.«

»Hat er gesendet?« fragte Grayson.

»Ich bin sicher, irgend etwas hat er gesendet. Vielleicht hat er nicht allzuviel Zeit gehabt. Die Nachricht könnte verstümmelt sein. Er muß sie verschlüsselt haben, bevor er Thule verließ.«

»Das werden wir wahrscheinlich nie erfahren.«

Beaumont sah Grayson an. »Und ob wir das erfahren werden! Spätestens dann, wenn die russische Sicherheitstruppe uns auf dem Eis einen warmen Empfang bereiten wird.«

Samstag, 19. Februar

»Ich weiß, warum Winthrop nach Leningrad gekommen ist. Ihre Gespenster sind inzwischen ganz schön lebendig geworden, Kramer!«

Samstagabend, acht Uhr – acht Stunden bevor Michael Gorow sich von Nordpol 17 abzusetzen plante, war Papanin noch in seinem Büro. Sein Zimmer war die reinste Hölle. Der grüne Kachelofen ließ den Raum und die Anwesenden schmoren. Der Sibirier liebte extreme Temperaturen. Er liebte sie seit seiner Kindheit in Omsk; wo die entsetzliche Kälte im Winter ihn geradezu in Schwung gebracht hatte, während sie jeden anderen lähmte. Andererseits hatte er sich auch immer in der Wärme der sibirischen Kachelöfen geaalt, wenn er ins Haus kam. Kramer dagegen schnappte nach Luft.

»Ich verstehe nicht, warum Sie sich plötzlich für Michael Gorow interessieren«, krächzte er mit trockener Stimme. »Was soll er mit dieser jüdischen Sache zu tun haben?«

»Sie werden das erst im nächsten Jahr kapieren, genau wie all die anderen. Und deshalb sitze ich auf diesem Stuhl, weil ich Dinge sehen kann, bevor sie überhaupt passieren.«

Papanin lehnte sich in seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Es war die Mannschaftsliste, die mich auf die Spur gebracht hat.«

»Sie meinen den Zweiten Steuermann, Peter Gorow?«

»Sie werden die Gespenster also doch noch schnappen.« Papanin betrachtete den Balten mit einem starren Blick. »Falls die Sie nicht zuerst erwischen. Erinnern Sie sich an den Fall Rachel Lewitzer, diese Jüdin, die versuchte zu fliehen und dabei die Treppe hinunterfiel?«

»Sie brach sich das Genick...«

»Und Michael Gorows Herz. Wußten Sie das?«

»Ich hab' so was gehört...«

»Sie wurde vertuscht – diese Beziehung – wegen der Stellung, die Michael Gorow einnimmt. Wir haben nach einem dreckigen kleinen Boten gesucht, der große Summen aus Amerika einschmuggelt, irgend jemanden, der bei seiner Einreise am Flughafen jederzeit kontrolliert werden könnte. Ich glaube, sie sind gerissener gewesen...« Papanin legte eine Pause ein, um seinen Volltreffer wirkungsvoll zu landen: »Ich glaube, Michael Gorow, unser Meeresforscher persönlich, bringt das Geld ins Land.«

Kramer war verblüfft, entsetzt. Gebannt schaute er auf Papanin und versuchte zu erraten, was er im Sinn hatte, aber das war ein schier unlösbares Rätsel. »Das können Sie nicht im Ernst meinen«, sagte er schließlich. »Woher sollte er das Geld kriegen?«

»Das ist ja der Clou! Er hat drei Jahre in der Arktis verbracht mit der Planung und Verlegung des Katharina-Systems von Kabeln und Sonar-Bojen entlang dem Meeresboden. Er besuchte oft amerikanische Eisinseln, um zu sehen, was die so vorhatten.« Papanin schlug mit seiner riesigen Faust auf den Tisch. »Und das waren die Gelegenheiten – diese Besuche auf den amerikanischen Stützpunkten –, bei denen sie ihm das Geld zugesteckt haben. Er wurde nie durchsucht, wenn er zurückkam – daran hätte niemand im Traum gedacht.«

»Aber warum?« Kramer war verwirrt. »Warum sollte er das tun?«

»Seine verdammte jüdische Geliebte hat ihn dazu überredet. Er war drei Jahre lang mit ihr befreundet, bevor sie starb – und er tut es noch immer, ihrem Andenken zuliebe oder aus irgendeiner anderen verrückten Gefühlsduselei!«

»Das ist unglaublich...«

»Es ist logisch!« brüllte Papanin. »Er hat seinen Bruder Peter, den Zweiten Steuermann, diesen Monat in Kiew getroffen, als sie beide Urlaub hatten. Peter kommt hierher zurück, um an

Bord seines Schiffes zu gehen – und auf dem Weg trifft er im Park diesen Amerikaner Winthrop. Er hat Winthrop eine mündliche Nachricht überbracht – von seinem Bruder Michael.«

»Wir müssen vorsichtig sein«, warnte Kramer. »Michael Gorow ist ein Freund von Marschall Gretscho*.«

»Gretscho ist ein arrogantes Schwein. Wenn ich mit Gorow recht behalte, dann garantiere ich Ihnen, daß Gretscho ihn kaum gekannt haben wird.«

»Trotzdem ist es gefährlich...«

»Vielleicht, aber es gibt noch jemanden, an den wir uns halten können – Peter Gorow, der ist nur Matrose. Sie haben die gegenwärtige Position der *Girolog* in Erfahrung gebracht?«

»Sie ist fünf Fahrtstunden von Reval entfernt...«

»Schicken Sie sofort ein Flugzeug nach Reval, das auf Gorow warten soll. Funken Sie dem Kapitän, er soll auf direktem Wege Reval anlaufen. Fünf Stunden bis zum Hafen, je eine halbe Stunde hin und zurück bei beiden Flughäfen, eine Stunde Flugzeit hierher. Peter Gorow müßte in sieben Stunden in meinem Büro sein – Sonntagmorgen drei Uhr. Warum stehen Sie hier noch rum, Kramer?«

Papanin, wieder allein in seinem überheizten Büro, zog sein kleines Reiseschachspiel hervor und konzentrierte sich auf das Brett. Der Sibirier, ein Mann mit vielen Talenten, war sowjetischer Großmeister im Schach. Im Juli würde er zum Schachmeisterschaftsspiel Spassky gegen Fischer auf Island sein. Offiziell würde er als einer von Spasskys Beratern fungieren; inoffiziell als Hauptrepräsentant der Sowjetunion, um die Sicherheitsvorkehrungen im Auge zu behalten.

Igor Papanin, nach außen hin eine auffallende und extrovertierte Persönlichkeit, war ein eiskalter, distanzierter Denker, für den die ganze Arktis nichts als ein gigantisches

* Sowjetischer Verteidigungsminister.

Schachbrett war. Es gab sowjetische Figuren und amerikanische Figuren auf dem Brett, und wie bei jedem Zweikampf mußte der Eröffnungszug sitzen. Schon erstaunlich, daß der Sibirier – betrachtete man die Rolle, die Keith Beaumont in dem bevorstehenden Kampf der Mächte spielen würde – die englische Eröffnung studierte.

»Eine Nachricht von ›Krokodil‹ ist gerade durchgekommen.« Kramer erwähnte die Neuigkeit ganz beiläufig, als er eine halbe Stunde später in das Büro des Sibiriers zurückkam, so, als hätte sie keinerlei Bedeutung. »Sie sind gerade dabei, sie zu entschlüsseln...«

Er unterbrach seinen Bericht, da Papanin weiter in der Personalakte von Michael Gorow las.

»Noch etwas?« brummte Papanin, ohne aufzusehen.

»Wer ist ›Krokodil‹?«

»Eine Person. Seine Identität ist nur General Syrtow und mir bekannt.« Nachdem er diese Abfuhr erteilt hatte, schaute Papanin auf. »Sowie die Nachricht entziffert ist, will ich sie sehen.«

Es war einundzwanzig Uhr, als Kramer mit der Nachricht wiederkam. Die *Girolog* hatte schon ihren Kurs geändert und steuerte südlich langsam durch das Eis auf den Hafen von Reval zu. Das Flugzeug, das Kramer beordert hatte, sollte in zehn Minuten auf dem Flughafen in Reval landen.

In Washington war es acht Stunden früher als in Leningrad. Dawes und Adams warteten mit wachsender Ungeduld auf ein Zeichen von einem Toten. Auf Grönland, wo es ebenfalls acht Stunden früher war, flogen Beaumont und Grayson gerade vom Humboldt-Gletscher nach Thule zurück. Eine Nachricht – die von Winthrop – würde nie ankommen. Die andere – von Tillotson – wurde gerade Papanin überreicht.

»Sie haben Schwierigkeiten damit gehabt«, erklärte Kramer.
»Sie ist ziemlich verstümmelt. Der Funker sagt, er hätte sehr sprunghaft gesendet, und er ist sicher, sie ist nicht vollständig.«

Papanin las den Funkspruch: »Wie scharfsinnig beobachtet«, kommentierte er. Er strich sich über den fast kahlgeschorenen Kopf, während er die Mitteilung ein zweites Mal las. *Amerikaner bereiten vor... über Packeis... Umgebung Target 5... Beaumont über Eis mit Ziel... amerikanische Flugzeuge Curtis Field... Beaumont Gruppe, 1.*

Wortlos stand der Sibirier auf und schritt aus seinem Zimmer in das Büro nebenan, wo der amerikanische Fernschreiber immer noch pausenlos rattete und einen Strom von Nachrichten aus sowjetischen Stützpunkten ausspuckte, die über die ganze Arktis verstreut waren.

Vier Männer hinter Stahlischen waren damit beschäftigt, Berichte zu schreiben und zu telefonieren. Papanin zog eine kleine geschwungene Pfeife aus seiner Kitteltasche und stopfte sie mit Tabak aus einem alten Tabaksbeutel, wobei er intensiv die Wandkarte studierte.

Sie war der riesigen Wandkarte in General Dawes Büro nicht unähnlich, nur war hier die Arktis aus einem anderen Blickwinkel zu sehen: Die russische Küste lag unten, nahe dem Boden, die entfernten Küsten Grönlands, Kanadas und Alaskas waren hoch oben in Deckennähe.

»Dort liegt Curtis Field«, sagte er zu Kramer und zeigte mit dem Pfeifenstiel auf den Flugplatz an der grönländischen Küste, die Target 5 am nächsten lag. Er rief einem der Männer an den Schreibtischen zu:

»Petrow, unterrichten Sie mich über den gegenwärtigen Stand der Schiffspositionen in diesem Gebiet...«

»Die Trawler-Flotte K 49, Oberst?«

»Das würde für den Anfang genügen.«

»Wie Sie sehen, liegt sie augenblicklich sehr weit nördlich von Island; aber sie bewegt sich jetzt südwärts, um das NATO-Manöver Seelöwe zu beobachten. Es sind zwölf Schiffe, alle mit der üblichen elektronischen Ausrüstung versehen.«

»Auch mit Funkstörgeräten?«

»Ja, Oberst. Der Hubschrauberträger *Gorki* westlich von Spitzbergen hat in derselben Mission nach Süden abgedreht...«

»Was ist mit der *Revolution*? Sie liegt der Eisberg-Gasse am nächsten.«

»Sie wird dort einige Wochen bleiben – sie überwacht amerikanische Satelliten.«

»Dieses amerikanische Schiff...«, Papanins Pfeifenstiel stieß gegen eine Markierung weiter oben.

»Der amerikanische Eisbrecher *Elroy*. Wir haben seine Position gerade verändert – vor weniger als einer Stunde. Er war auf dem Weg nach Süden und hat jetzt wieder genau Nord gedreht – ein Hubschrauber von der *Gorki* hat es beobachtet.«

»Vielen Dank.« Zu niederen Mitarbeitern war Papanin immer höflich; die höheren Beamten wie Kramer mußten sehen, wie sie mit ihm zurechtkamen. Er marschierte geradewegs zurück in sein Büro und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Seine sonst übliche explosive Art war verschwunden, und als er dem Balten seinen dramatischen Befehl erteilte, war seine Stimme ruhig und besonnen.

»Ordnen Sie Alarmbereitschaft für die ganze arktische Zone an, für jeden Küstenstützpunkt, jeden Flugplatz, jede Eisinsel einschließlich der Inseln vor der Küste Alaskas. Funken Sie Murmansk, daß sie einen Bison-Bomber Tag und Nacht voll aufgetankt bereithalten sollen. Geben Sie dem Leningrader Flughafen Anweisung, ein Flugzeug bereitzuhalten, das jederzeit binnen einer Stunde startklar sein kann, um mich nach Murmansk zu bringen...«

»Ich werde zuerst deswegen in Moskau nachfragen...«

»Schicken Sie Wronsky und sein Spezialkommando nach Murmansk – es muß in dreißig Minuten in der Luft sein...«

»Sicherlich müssen wir das an Moskau weitergeben.«

»Das Kommando wird Zivilkleidung tragen und voll ausgerüstet sein mit Handwaffen. Besorgen Sie mir den neuesten Wetterbericht von dem Gebiet um Target 5...«

»Ohne Rücksprache mit Moskau, Oberst? Operationen dieser Größenordnung bedürfen doch immer General Syrtows Genehmigung.«

Papanin nahm die Pfeife aus seinem breiten Mund. »Sie verstehen aber wirklich nicht, worum es geht, nicht wahr, Genosse? Den Anforderungen sind Sie wohl nicht gewachsen, wenn Sie plötzlich zwei Gespenstern auf einmal nachjagen sollen, nicht wahr?«

»Die Nachricht von ›Krokodil‹ ergibt keinen Sinn.«

»Sie würden einen Sinn darin sehen, wenn Sie ›Krokodil‹ kennen würden. Die Amerikaner planen irgendeine große Sache in der Nähe ihres schwimmenden Stützpunktes Target 5. Sie gebrauchen das Codewort Beaumont für diese Operation. Wir müssen unbedingt den Eröffnungszug machen.«

»Sie wollen immer noch Peter Gorow von Reval hergebracht haben?«

»Aber natürlich.« Papanin zündete erneut seine Pfeife an und beobachtete Kramer. »Das ist ein Problem für sich. Und jetzt«, fuhr er fort, ohne den Ton zu ändern, »machen Sie sich endlich auf die Socken.«

Curtis Field liegt auf einer hundert Meter hohen Klippe, die steil von der Ostküste Grönlands aufragt. Man kann sich darüber streiten, welche der beiden Erfahrungen mehr das Fürchten lehrt – Landung oder Abflug –, wahrscheinlich aber

ist letztere die schlimmere. Die Flugzeuge starten von einer Startbahn, die am Rande einer Klippe endet. Beaumont hatte das so beschrieben: »Wenn man nichts mehr vor sich sieht, geht's entweder aufwärts oder abwärts.«

Am Samstagabend um einundzwanzig Uhr, Washingtoner Zeit, war Beaumont marschbereit, nachdem er ein Bravourstück an Organisation durchgeführt hatte, das an ein Wunder grenzte. In den verflossenen sechzehn Stunden war er von Washington nach Thule geflogen; Tillotson auf den Fersen, war er zum Humboldt-Gletscher und zurückgefliegen, danach hatte er die ganze Breite Grönlands überflogen bis nach Curtis Field. Um neun Uhr abends war alles soweit – und Curtis Field hatte einen Wirbelwind zu spüren bekommen.

»Ich brauche diese zwei Sikorskys in zwei Stunden – total überholt und voll aufgetankt...«

»Unmöglich«, hatte Fuller, der Kommandant des Flugplatzes, zurückgefaucht.

»Dann kommandieren Sie mehr Leute ab dafür! Ich muß doch wohl nicht Dawes in Washington an den Draht holen? Schließlich sind Sie es, die in der Klemme sitzen...«

Fünf Minuten nach neun waren die Hubschrauber startklar. Ein Flugzeug war aufgestiegen, um die Wetterbedingungen um Target 5 zu sondieren. Es kam zurück mit der Meldung, daß es keinerlei Anzeichen von Nebel gab. Die zwei Schlitten waren von Camp Century herübergebracht und vollgepackt worden mit Proviant, einem starken Funkgerät, Gewehren und Munition – und einem Peilgerät.

»Wozu brauchen Sie denn das?«

»Für alle Fälle.«

Die Antwort war abrupt und nicht die Spur informativ. Ruhelos war Beaumont im Hangar herumgestreunt, von dessen Eisenträgern Eiszapfen hingen, hatte in alles seine Nase gesteckt, die Armaturen einer Sikorsky überprüft, beim

Verstauen der Schlitten mit angepackt und zwischendurch immer wieder den Funkraum aufgesucht, um sich nach irgendwelchen Nachrichten aus Washington zu erkundigen. Mit seiner anscheinend grenzenlosen Energie hatte er das Flugplatzpersonal angesteckt und sie von der Dringlichkeit der Sache überzeugt, so daß sie sich nahezu überschlugen. Hätte Oberst Igor Papanin dieser Vorstellung beiwohnen können, sie hätte ihn nachdenklich gestimmt.

Ohne die Hilfe Sam Graysons, dieses kleinen drahtigen, fünfunddreißig Jahre alten Amerikaners, hätte Beaumont jedoch das Unmögliche nie möglich gemacht. Es war Grayson, der nervenaufreibende Stunden damit verbracht hatte, mit Thule zu telefonieren, dem riesigen amerikanischen Luftstützpunkt oberhalb der Baffin-Bai. »Ich brauche diese Hunde hier, und zwar sofort. Kein Flugzeug verfügbar? Nur eine Hercules, die gerade nach Point Barrow startet? Dann reißen Sie sich gefälligst aus Ihrem Ohrensessel und stoppen Sie sie! Hören Sie! Wenn sie startet, schicke ich Ihnen Dawes auf den Hals, der die Maschine in der Luft umkehren läßt.«

»Die Hunde hätten vor einer Stunde hier sein sollen«, knurrte Beaumont im Hintergrund.

Grayson drehte sich zu ihm um: »Keith, willst du sie sofort oder erst wenn sie ankommen?« wollte er wissen.

Beaumont grinste breit: »Sowohl als auch, möglichst noch schneller!«

Alle Teams in der Arktis handeln nach einer von nur zwei möglichen Arbeitsweisen. Ein britisches Team hat einen Anführer, und die anderen richten sich nach seinen Anweisungen; andere Nationalitäten arbeiten auf andere Weise – Amerikaner und Norweger demokratisch; sie tauschen ihre Meinungen untereinander aus. Beaumonts Dreimannteam stellt eine Ausnahme dar. Wie er mit einem trockenen Lächeln formuliert hatte: »Sie tun, was ich sage, weil sie wissen, daß

ich recht habe.« Graysons Version hörte sich ein wenig anders an: »In einer Krise folgen wir Beaumont, streiten tun wir uns hinterher.« Horst Langers Version wich wiederum ab davon. »Wir haben drei Bosse, und es funktioniert. Wieso, weiß ich nicht.«

Sam Grayson, ein überragender Navigator, Meeresbiologe und erstklassiger Schütze, stammte aus Minneapolis. Vor seiner legendären Überquerung von Grönland nach Spitzbergen mit Beaumont und Langer hatte er für das amerikanische geologische Vermessungsamt und für das geologische Observatorium der Columbia-Universität gearbeitet. Er war ein alter arktischer Schneehase. Vor jedem Unternehmen beteuerte er seiner Frau: »Das ist vielleicht meine letzte Schlacht auf dem Eis – vielleicht werde ich es leid...« Die letzte Schlacht war es aber immer nur, bis das nächste Unternehmen anlief.

»Die Hunde sind gerade eingetroffen«, berichtete er Beaumont, zwei Stunden nachdem er Thule angerufen hatte.

»Vielleicht sollte Horst sie sich sofort einmal ansehen.«

Beaumont wandte sich dem dritten Mann ihres Teams, Horst Langer zu, der gerade in den winzigen Raum trat, den Grayson sich als sein Hauptquartier auserkoren hatte. »Die Hunde sind da. Was ist das für eine Hiobsbotschaft in deiner Hand?«

»Eine dringende Meldung von Dawes ist gerade durchgekommen – wir sollen uns für einen sofortigen Abmarsch bereithalten.«

Das Tiefdruckgebiet von unerhörtem, nie dagewesenem Ausmaß, das sich Ende Februar 1972 über Nordgrönland zusammenzog, traf sämtliche Meteorologen völlig unerwartet. Dies war das Tief, das später im Jahr das Wetter von Nordamerika und Westeuropa beeinflusste, das den Sommer

nahezu in Winter verwandelte, Eisberge weiter südlich wandern ließ als je zuvor, die in transatlantische Schifffahrtslinien einbrachen und große Linienschiffe zur Kursänderung zwangen. Dies war auch das Tief, das den Nebel brachte.

Die sowjetischen Meteorologen auf Nowaja Semlja sahen es nicht heraufziehen. Das amerikanische Wetterflugzeug, das täglich von Mildenhall in Ostengland quer über das Dach der Welt nach Alaska fliegt, hatte es nicht gesichtet. Das US-Wetteramt sah es nicht voraus. Aber während Beaumont sich ruhelos in dem eiskalten Hangar in Curtis Field herumtrieb, bildete sich eine mehrere Kilometer weite und fast tausend Meter hohe Nebelbank. Gefrierender schwarzer Nebel tauchte nördlich von Target 5 auf und begann, sich stetig nach Süden zu bewegen.

Sonntag, 20. Februar

Man stirbt nur einmal. Aber manchmal hat man das Gefühl, hundert Tode zu sterben.

Für Peter Gorow war der Flug von Reval nach Leningrad ein Alptraum. Niemand wollte ihm den Grund für seine Rückbeorderung nennen oder ihm sagen, wer ihn in Leningrad sprechen wollte; aber er wurde behandelt wie ein König, als er morgens um ein Uhr von Bord der *Girolog* ging.

Eine schwarze Zil-Limousine mit Schneeketten fuhr ihn durch einen Schneesturm zum Flughafen. Als er das Flugzeug bestieg, das ihn erwartete, schüttelten die beiden Piloten ihm die Hand. Sie forderten ihn freundlich auf, im Cockpit mitzufliegen, und boten ihm einen Sitz hinter dem Kopiloten an. Der Alptraum begann in dem Moment, als sich das Flugzeug von der Startbahn erhob.

Beim Start wäre es fast abgestürzt. Noch am Boden, steuerten sie direkt auf den Kontrollturm zu, und der Kopilot brüllte: »Du schaffst es nie!« Er riß einen Arm hoch, als wollte er damit eine Kollision abwehren. Dann zog der Pilot die Maschine hoch und verpaßte den Turm um Haaresbreite – so jedenfalls kam es dem vor Angst erstarrten Gorow vor.

Aber das war nur der Anfang. Als das Flugzeug Höhe gewann und ostwärts von der vereisten Ostsee abdrehte, brachen die Piloten einen wütenden, endlosen Streit vom Zaun und beschuldigten sich gegenseitig. »Du Blödmann, Serge! Du hast nicht genug Gas gegeben...«

»Idiot! Es war schon zuviel Fahrt! Hättest ja selbst fliegen können!«

Der Streit tobte weiter. Von der technischen Terminologie verstand Gorow keine Silbe. Plötzlich kippte das Flugzeug zur Seite und fing an, mit beängstigender Geschwindigkeit abzusacken. Unter Fluchen gewann der Pilot die Kontrolle wieder und setzte mit kreischender Stimme seinen Zank fort. Zitternd beobachtete Gorow die Szene: Es schien, als würden sie sich mehr auf ihren Streit konzentrieren als auf das Fliegen. Seine Angst stieg, als die Maschine schlagartig steil nach oben stieß. Gorow, der in seinen Sitz zurückgepreßt wurde, erlitt Todesängste. Es war sein erster Flug. Auf halber Strecke nach Leningrad begannen sie zu trinken.

Der Streit legte sich urplötzlich, und die Piloten versöhnten sich mit einer Flasche Wodka. Aber ihre Höflichkeit dem verehrten Gast gegenüber ging nicht so weit, daß sie ihm einen Schluck angeboten hätten. Statt dessen leerten sie die Flasche selbst. Mit wachsendem Schrecken beobachtete Gorow, wie die Wirkung des Wodka sich in ihren Flugkünsten bemerkbar machte. Die Maschine taumelte hin und her, wenn sie wie ein Stein in Luftlöcher sackte und dann fast senkrecht wieder aufwärts schoß. »Der Wetterbericht war schlimm«, nuschelte

Serge mit schwerer Zunge. »Wenn Sie nicht so wichtig wären, hätten wir das Flugzeug gar nicht erst bestiegen.«

»Wichtig für wen?« fragte der verwirrte Matrose.

»Vielleicht für den Ersten Sekretär. Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

Zweimal mußte er schleunigst zu der kleinen engen Toilette laufen und sich übergeben. Als er nach dem zweiten Mal an seinen Platz zurückkehrte, war sein Kopf für einige Minuten klar. Er rechnete sich in etwa aus, daß er, wohin auch immer in Leningrad man ihn bringen würde, gegen drei Uhr morgens ankommen würde. Dann würde es auf Nordpol 17 elf Uhr abends sein, vier Stunden später als in Leningrad. Er war jetzt ziemlich sicher, daß man etwas über den Amerikaner erfahren hatte, daß man ihn ausfragen würde. Er mußte bis nach Mitternacht – der Zeit auf Nordpol 17 – durchhalten, was vier Uhr morgens in Leningrad bedeuten würde. Das hieß also, daß er noch über eine Stunde durchhalten mußte.

Als sie zur Landung in Leningrad ansetzten, hatte er das Gefühl, daß sein Hals enger zugeschnürt war als sein Magen durch die Gurte, die Serge ihm anzulegen empfohlen hatte. Als sie bei Schneefall hinabglitten, fiel der erste Motor aus, Sekunden später auch der zweite. Konnten sie mit nur zwei Motoren landen? Gorow hatte keine Ahnung. Der Pilot sprach mit einem Anflug von Hysterie mit der Bodenstation: »Mayday, Mayday, Notlandung...«

Gorow schloß die Augen, fühlte, wie sich in seinem Kopf alles drehte. Er öffnete sie wieder und sah die blendenden Lichter der Landebahn auf sich zukommen. Das Flugzeug schaukelte entsetzlich. Der Kopilot fluchte und fuchtelte mit der leeren Wodkaflasche vor Serge herum: »Du fliegst zu schnell an... Du bringst uns um.« Gorow saß schweißgebadet in seinem Sitz, unfähig, seine Augen von den ihnen entgegenrasenden Lichtern abzuwenden, die, von dem

schaukelnden Flugzeug aus gesehen, zu kippen schienen. Seine Kleider waren klatschnaß, und sein Mund war ausgedörrt. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Sie waren betrunken, alle beide, diese Verbrecher. Er sah sich bereits auf grausamste Weise in den Flammen umkommen.

Im letzten Augenblick sprangen die zwei ausgefallenen Motoren wieder an, die Räder setzten mit einem heftigen Ruck auf der Landebahn auf, die Maschine glitt zwischen den Lichtern hindurch und legte eine perfekte Landung hin. Nachdem Gorow, ohne ein Wort mit ihnen zu reden, von Bord gegangen war, brach Serge in Gelächter aus und schwenkte die leere Flasche. »Mineralwasser kann ich nicht ausstehen! Was draufsteht, wäre mir lieber gewesen...«

Gorow würde nie erfahren, daß es die beiden erfahrensten Piloten der Baltik-Staffel gewesen waren, die ihn nach Leningrad geflogen hatten. Sie waren wahrscheinlich die einzigen Männer, die mit einem Flugzeug auf so fürchterliche Weise umgehen und dabei so glimpflich davongekommen konnten. Papanin persönlich hatte den Flughafenkommandanten in Reval angerufen und ihm seine Instruktionen erteilt: »Ich will, daß Sie ein kleines Spielchen mit unserem Passagier treiben. Er soll sich vor lauter Angst in die Hose machen. Nach der Landung muß er Pudding sein.«

Der Mann auf dem Stuhl schwitzte. Schweißperlen auf seinem Gesicht reflektierten das Scheinwerferlicht. Es war Angst – und der grüne Kachelofen. Papanin saß hinter seinem Schreibtisch im Halbdunkel. Die anderen Männer waren Schatten hinter dem Stuhl, entnervende Unbekannte, um Gorow seine Anwesenheit zu dokumentieren. Die Uhr an Peter Gorows linkem Handgelenk zeigte drei Uhr zwanzig.

Papanin, der völlig auf der falschen Spur war und immer noch glaubte, kurz vor der Entlarvung des Geldboten zu sein, der den jüdischen Untergrund finanzierte – tatsächlich hatte

Michael Gorow nicht die geringste Beziehung zu dieser zwielichtigen Organisation gehabt –, hatte noch genau vierzig Minuten, um Gorows Widerstand zu brechen. In vierzig Minuten würde es in Leningrad vier Uhr sein und erst Mitternacht auf Nordpol 17. In vierzig Minuten würde Michael Gorow auf das Packeis verschwunden sein.

»Wir wollen noch mal wiederholen«, sagte Papanin. »Nur um sicherzugehen, daß ich alles richtig verstanden habe. Fangen Sie damit an, daß Sie in den Park gingen.«

Noch mal wiederholen – in Gorows Kopf drehte sich alles. In einem alten schrottreifen Wolga war er vom Flughafen hergebracht worden. Kramer hatte ihn ohne Mantel und bei offenem Fenster fahren lassen. Dabei war Gorow stark unterkühlt worden. Es war eine Idee Papanins: Plötzlich extreme Temperaturänderungen setzen die menschliche Widerstandskraft herab. Er hatte sich das überheizte Cockpit im Flugzeug vorgestellt, dann den halberfrorenen Gorow während der Fahrt vom Flughafen, und jetzt ließ er ihn wieder schmoren. Gorows Magen war leer, seine Nerven zerrüttet; und er war kaum noch zu irgendwelchen Gedanken fähig, als Papanin wiederholte: »Erzählen Sie alles noch mal von vorn.«

Gorow wußte nicht mehr, wie oft er alles schon erzählt hatte. Er versuchte, es herunterzuleiern wie einen Katechismus, während er fühlte, wie die Hitze des Ofens auf seinem Rücken brannte. »Ich ging in den Park.«

»Warum?«

»Ich war auf dem Weg zu den Docks.«

»Sie gingen also geradewegs über den Newski-Prospekt. Das ist der direkte Weg.«

»Ich ging über den Newski-Prospekt...« Seine Stimme war monoton, wie die eines Kindes, das Auswendiggelerntes hersagt.

»Das haben Sie nicht getan! Sie gingen in den Park! Warum?« Sie kamen zu dem Punkt, wo der Fußgänger auf dem Eis ausgerutscht war, und Papanin stellte die gleiche Frage, die er seit Gorows Ankunft immer wieder gestellt hatte. »Wir wollen seinen Namen wissen«, wiederholte der Sibirier. »Darum geht es. Wir wollen seinen Namen wissen...«

»Ich weiß den Namen des Amerikaners nicht...«

Gorow brach ab. Sofort war ihm klar, daß ihm ein fataler Fehler unterlaufen war. Papanin ließ ihn seinen Schrecken eine Minute lang ausschwitzen. Sie hatten Gorow gegenüber nichts davon erwähnt, daß Winthrop Amerikaner war; und Winthrops Kleidung hatte ihn aussehen lassen wie einen Russen. Und Winthrop hatte mit dem Seemann nicht gesprochen. Gorow hatte das immer wieder betont. »Bringt ihn nach unten«, sagte Papanin. Er wartete ab, bis er mit Kramer allein war. »Finden Sie heraus, was er weiß – schnell.«

Da ihr Opfer Seemann war und da der Alptraum eines jeden Seemanns das Ertrinken ist, wandten sie die Wassermethode an.

Im Keller, der ebenso eiskalt wie Papanins Zimmer glühend heiß war, fesselten sie Gorow auf eine verstellbare Liege und banden ihm die Augen zu. Er lag flach ausgestreckt auf dem Rücken. An Hals, Handgelenken und Beinen hatte man ihn an die Liege geschnallt. Irgendwo außerhalb seines Blickfeldes schwappte Wasser in einem Behälter.

»Welche Nachricht hat Ihnen der Amerikaner übergeben?«

Ein Mann packte Gorows Unterkiefer, ein anderer zwängte ihm einen großen Gummitrichter in den Mund, der dritte fing an, Wasser in den Trichter zu gießen. Sofort hatte er das Gefühl zu ersticken; das Gefühl des Ertrinkens kam später. Auf einem Hocker neben seinem Patienten saß ein Arzt, der ein Stethoskop an Gorows nackte Brust hielt.

Für Gorow, der flach auf dem Rücken lag, blind und unfähig, sich zu bewegen, bestand die Welt aus Wasser – Wasser, das in seinen Mund floß, Wasser, das in seine Kehle strömte, Wasser, das sich in seine Lungen ergoß. Verzweifelt versuchte er, Arme und Brust zu heben, versuchte, den Atem anzuhalten; und dann spuckte er, würgte – von Schmerzen geschüttelt – erbrach sich, war dem Ersticken nah. Sein ganzer Körper schien anzuschwellen und drohte zu bersten. Seine Augen quollen hervor, seine Halsmuskeln strafften sich und erschlafften wieder. Er versuchte zu schreien. Aber der Schrei erstickte, und Gorow wußte, daß er starb, ertrank. Sie gossen weiter Wasser, bis der Arzt zu Kramer hinüberschaute. Der Balte nickte. Jemand traf auf einen Fußhebel unter der Liege, das Kopfende der Liege schnellte nach oben und brachte Gorow in Sitzstellung. Der Matrose würgte, spuckte, schnappte nach Luft. Sein Kopf baumelte nach unten, er hechelte unregelmäßig. Kramer nahm die Augenbinde ab, faßte unter Gorows Kinn und hob seinen Kopf.

»Welche Nachricht hat Ihnen der Amerikaner übergeben?«

Glasige Augen starrten auf Kramer zurück, Augen voll Haß. Zweimal versuchte er zu sprechen, sah auf sein linkes Handgelenk, und zweimal brachte er nur ein heiseres Krächzen heraus, einen kaum menschenähnlichen Laut. Sie hatten ihm die Uhr abgenommen. Das war für Gorow die größte Qual: Er hatte keine Ahnung, wieviel Zeit verstrichen war, nichts, was ihm sagen konnte, wie lange er noch durchhalten mußte. Beim drittenmal gelang es ihm, die Worte herauszubringen: »Keine Nachricht...«, wobei seine Augen Kramer haßerfüllt anfunkelten.

Der Balte wußte jetzt, daß die Widerstandskraft Gorows groß war. Es würde eine halbe Stunde dauern, vermutete er, vielleicht aber auch weniger. Wenn der Haß verschwinden würde, abgelöst von Todesqualen, dann würden sie ihrem Ziel

näherkommen. Er nickte, und sie wiederholten die Behandlung. Gorow schätzte, daß gut zwanzig Minuten vergangen sein müßten. Tatsächlich waren es aber weniger als fünf Minuten, seitdem sie ihn in den Keller gebracht hatten.

Die Lokomotive kam allmählich in Fahrt. Papanin brachte seine Leute auf Trab, als wäre er erst gerade vor einer Stunde aufgestanden. In Wirklichkeit hatte er inzwischen zweiundzwanzig Stunden nicht geschlafen. Nicht die Nachricht, mit der der Balte in das Zimmer stürzte, war es, die seine fieberhafte Aktivität in Gang gebracht hatte. Wieder einmal nahm er dem dicken Balten den Wind aus den Segeln.

»Michael Gorow will zu den Amerikanern überlaufen...«

»Dazu haben Sie zwei Stunden gebraucht. Kramer.« Papanin sah auf die Wanduhr, die fünf Uhr dreißig anzeigte. »Dieser Steuermann ist ein tapferer Mann, und Sie sind zu spät mit Ihren Neuigkeiten; diese Meldung ist gerade aus Nordpol 17 eingetroffen.« Er reichte das Papier dem Balten, der durch den plötzlichen Temperaturwechsel in Schweiß ausbrach, während er las. *Michael Gorow Mitternacht mit Hundegespann von Nordpol 17 entflohen. Sicherheitsmann Marow tot im Eis aufgefunden. Suchtrupps ausgeschiedt. Erbitte Anweisungen. Minsky.* –

In weniger als einer Minute hatte Papanin handschriftlich seine Antwort hingekritzelt, mit der Petrow in die Nachrichtenzentrale lief: – *Senden Sie alle verfügbaren Hubschrauber weiter westlich, als Gorow gekommen sein kann. Gründlich durchkämmen zurück bis Nordpol 17. Melden Sie unverzüglich irgendwelche Aktivitäten um Target 5. Papanin.* –

Er wies Kramer an, erstens mit Murmansk Verbindung aufzunehmen, um festzustellen, ob der Bison-Bomber zu sofortigem Start bereit sei, zweitens vom Leningrader Flughafen die Bestätigung einzuholen, daß ein Flugzeug

startklar bereitstand; drittens per Funk bei der Trawler-Flotte K 49 und bei der *Revolution* Informationen über amerikanische Aktivität in diesem Gebiet anzufordern und schließlich viertens dem Hubschrauberträger *Gorki* den Auftrag zu geben, unverzüglich die gegenwärtige Position des amerikanischen Eisbrechers *Elroy* festzustellen.

Er rief General Boris Syrtow, den Chef des Sicherheitsdienstes für besondere Aufgaben in Moskau an, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er ihn um halb sechs in der Frühe vielleicht aus dem Bett holen könnte. Aber Syrtow war gerade selbst schon im Begriff, den Sibirier anzurufen; das Gespräch wurde mit einem Gefecht eröffnet.

»Papanin!« Syrtows Ton war scharf. »Ich höre gerade aus Murmansk, daß Sie Alarmbereitschaft für die Arktis angeordnet hätten. Das stimmt doch wohl nicht, oder?«

»Es stimmt, General...«

»Ohne meine Ermächtigung?«

»Es war eine dringende Vorsichtsmaßnahme...«

»Breschnew hat davon erfahren. Ich muß sofort in den Kreml.«

»Gut...«

»Was haben Sie gesagt?« brüllte Syrtow.

»Die Vorsichtsmaßnahmen waren gerechtfertigt«, raunzte Papanin zurück. Jetzt fuhr er sein Geschütz auf. »Michael Gorow ist über das Eis geflüchtet... Er bringt den Amerikanern mehr als nur sein Gehirn. Soeben habe ich in Erfahrung gebracht, daß er zwei Stunden im Geheimarchiv zugebracht hat, als ich in Moskau war. Ich fürchte, er hat die Katharina-Dokumente fotografiert. Er bringt ihnen eine Kopie unseres gesamten Unterwassersystems.«

Syrtows Zorn erlosch. Seine chronische Angst überkam ihn statt dessen. Er erkundigte sich, welche Befugnisse Papanin brauchte. Die Antwort warf ihn um.

»Persönliche Befehlsgewalt über den Träger *Gorki*, die Trawler-Flotte K 49 und das Forschungsschiff *Revolution*...«

»Sie wissen, das hat es noch nie gegeben.«

»Die Situation hat es noch nie gegeben. Der Erste Parteisekretär kann die Einwilligung geben. Deshalb bin ich froh, daß Sie zu ihm gehen.«

»Ich werde mich wieder bei Ihnen melden«, sagte Syrtow kurz. »Setzen Sie in der Zwischenzeit Ihre Vorbereitungen fort.«

»Ist bereits geschehen, einschließlich des Befehls zur Alarmbereitschaft vor neun Stunden ohne Ihre Vollmacht, der uns Zeit von unschätzbarem Wert eingebracht hat...« Mit Genugtuung hörte Papanin das Knacken, als am anderen Ende der Leitung der Hörer aufgelegt wurde. Als er aufschaute, kam gerade Kramer herein, gespannt auf Neuigkeiten. »Schnappen Sie sich Ihre Wärmflasche, Kramer; in vierundzwanzig Stunden sind wir in der Arktis.«

Genau um ein Uhr Sonntag früh knipste in Washington Lemuel Dawes das Licht über seinem Feldbett an, das er in seinem Büro aufgestellt hatte, und sah nach der Uhr. Wie gewöhnlich hatte ihn seine innere Uhr pünktlich geweckt. Er hatte Kopfschmerzen. Kein Wunder – die Hitze, der Mangel an frischer Luft und die tropischen Pflanzen, die zwei Wände fast völlig verbargen, schufen ein Klima, das man nicht anders als ekelhaft nennen konnte. Zehn Minuten später klopfte Adams an seine Tür und kam herein.

»Keine Nachricht aus Helsinki«, sagte er ernst. »Aber das Flugzeug könnte Verspätung haben – vielleicht kommt er noch durch.«

»Sie meinen, wir sollen warten?«

»Ja.«

»Das könnte ein Fehler sein.« Dawes kratzte sein zerzaustes Haar. »Aber im Augenblick können wir kaum etwas daran ändern. Gorow könnte schon auf dem Eis sein, wir könnten jetzt zwar ein Flugzeug nach Target 5 schicken, aber das wäre gewagt.

Falls Gorow noch nicht unterwegs ist, könnte jede ungewöhnliche Bewegung auf Target 5 die Russen aufmerksam machen.«

Während also Beaumont im weitentfernten Curtis Field am Rande der grönländischen Eiskappe vor lauter Ungeduld bereits die Wände hochging und während Dawes auf ein Zeichen von einem Mann wartete, der seit vierzig Stunden bereits tot war, steckte Oberst Papanin mitten in seinen intensiven Vorbereitungen, und es sah so aus, als würde er das Spiel gewinnen, bevor es überhaupt angefangen hatte.

Sonntag, zwölf Uhr mittags, schritt Leonid Breschnew, der Erste Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, in Begleitung von General Boris Syrtow forsch in das Büro von Oberst Papanin. Wie immer trug Breschnew unter seinem Pelzmantel einen eleganten dunklen Anzug. Sein dichtes Haar war tadellos gebürstet. In Detroit hätte man ihn leicht für den Generaldirektor von Ford halten können. Niemand half ihm aus dem Mantel; der Erste Sekretär haßte es, wenn man seinetwegen Umstände machte. Er kam immer sofort zur Sache.

»Papanin, Sie haben die Befehlsgewalt über sechs Schiffe der Trawler-Flotte, über den Hubschrauberträger *Gorki* und das Forschungsschiff *Revolution*. Keins von diesen Schiffen wird den Anschein erwecken, daß es sich um ein militärisches

Unternehmen handelt. Es sind alles Schiffe der zivilen Schifffahrt sozusagen. Sie verstehen, was ich meine?«

»Es darf keinen internationalen Zwischenfall geben.«

»Keinen internationalen Zwischenfall«, bestätigte Breschnew. »Im Mai kommt der amerikanische Präsident nach Moskau zu einem Gipfeltreffen; und mir liegt sehr daran, daß er kommt. Seien Sie also vorsichtig.«

»Aber es könnte zu einem kleineren internationalen Unfall kommen«, sagte Papanin unverblümt. »Ich kenne diese Gegend. Es kann alles mögliche dort passieren. Es könnten Männer in offene Wasserrinnen fallen oder für immer in einem Schneesturm verschwinden...«

Breschnew hob abwehrend seine gepflegte Hand. »Keine Einzelheiten bitte. Ich gebe zu, es gibt einen himmelweiten Unterschied zwischen einem Zwischenfall und einem Unfall – das ist Ihr Spezialgebiet.« Er betonte jedes Wort mit Nachdruck, wobei er seine buschigen Augenbrauen hob. »Aber Sie müssen mir Gorow wiederbringen! Weder er noch die Katharina-Karten dürfen jemals Washington erreichen. Ich bin persönlich hierhergefliegen, um zu betonen, von welcher eminenter Wichtigkeit diese Angelegenheit für uns ist.«

»Wir sind den Amerikanern bereits drei Züge voraus«, erwiderte Papanin. »Das ist die Hauptsache...«

»Wir müssen ihnen voraus bleiben.« Breschnew schaute zu Syrtow, einem kleinen Mann mit hagerem Gesicht und gereiztem Blick, der eine Ledermappe trug. »Der General hat Kode und Frequenzen für Sie, auf denen Sie sich mit diesen Schiffen verständigen müssen. Sie haben schon Befehl bekommen, in das betreffende Gebiet vorzurücken.«

»Ich würde gerne sofort losfahren.« Papanin nahm die Mappe von Syrtow entgegen. »Ich denke, wir werden gerade noch rechtzeitig kommen...«

Breschnew ergriff den Arm des Sibiriers: »Igor, Sie müssen rechtzeitig sein. Sie müssen.«

Es war drei Uhr in Murmansk, als Papanin an Bord des vollbesetzten Bison-Bombers ging. Am Sonntag, dem 20. Februar, um drei Uhr nachmittags war es in Murmansk bereits Nacht, eine klare Mondnacht. Die vier Düsen heulten mit ohrenbetäubendem Lärm auf, als der Sibirier sich in einen behelfsmäßigen Sitz in der Nähe des Cockpits niederließ und eine Karte ausbreitete, auf der er die neueste Position des amerikanischen Eisbrechers *Elroy* eintrug. Hinter ihm war das ganze kahle Deck ohne Sitze vollgepackt mit pelzbekleideten Männern, die ihre Gewehre an sich preßten. Die enorme Kraft der Triebwerke steigerte sich, Schnee stob auf von der kürzlich gepflügten Startbahn, dann gab der Kontrollturm Start frei, und die vibrierende Maschine setzte sich in Bewegung.

Vom Kontrollturm aus konnte man die rotglühenden Austrittsgase der Triebwerke sehen, als die Maschine davonrollte, die Richtung änderte und auf die Hauptstartbahn kam. Danach wurde die Maschine erst richtig lebendig, die Düsen stießen das dem Bison eigene Dröhnen aus, die Räder rasten über die Startbahn, hoben vom Boden ab. Als der Bomber steil aufstieg, prallte der Austrittsschub der Düsen auf die Startbahn wie Gewehrshalven, fegte den Schnee von dem Beton und schleuderte weiße Wolken auf. Fünf Minuten später war er nur noch ein Kondensstreifen in zehntausend Meter Höhe. Papanin war unterwegs. Ziel: Nordpol 17.

»Immer noch keine Nachricht aus Helsinki.« Adams reichte Dawes das Papier und nahm Platz. »Das ist gerade eingetroffen – langsam glaube ich, daß Winthrop etwas passiert ist...«

»Das habe ich vor Stunden vermutet.« Dawes beachtete das Papier kaum. »Ich möchte wetten, Sie werden noch lange auf ihn warten.«

Ironischerweise war es Papanin, der Dawes alarmierte. Seit Stunden hatte er mit wachsender Besorgnis einen Strom von Informationen erhalten, die von Schiffen, Wetterflugzeugen und Satelliten kamen, die hoch über der Arktis kreisten – und alle Nachrichten deuteten darauf hin, daß etwas Ungewöhnliches im Gange war.

Als erstes hörte Dawes, daß der sowjetische Träger *Gorki* seinen Kurs geändert hatte, daß er mit voller Kraft nach Norden auf das Eisfeld zufuhr. Eine Stunde später kam die Meldung durch, daß sechs Schiffe der Trawler-Flotte K 49, Schiffe, die vollgestopft waren mit elektronischer Ausrüstung, ebenfalls nach Norden abgedreht hatten, wobei sie ihr offensichtliches Vorhaben, bei dem NATO-Manöver *Seelöwe* herumzuspionieren, aufgegeben hatten. Schließlich hatte er erfahren, daß das riesige neue sowjetische Forschungsschiff *Revolution*, das auf seiner Jungfernfahrt mit Spähauftrag war und direkt von der Nikolajew-Werft an der Schwarzmeerküste kam, ebenfalls Kurs geändert hatte. »Es fährt direkt auf den Schlund der Eisberg-Gasse zu«, hatte er Adams mitgeteilt und dann sofort ein dringendes Telefongespräch geführt.

Nur dreißig Minuten später war ein unauffällig gekleideter Mann mit Hornbrille in Dawes' Büro eingetroffen. Der Assistent des Präsidenten, sein engster Vertrauter, hatte eine Viertelstunde lang intensiv zugehört, bevor er selbst redete.

»Lemuel, die Lage ist so: Wenn der Präsident mit den Katharina-Karten in der Tasche zum Gipfeltreffen nach Moskau geht, könnte er aus einer ungeheuer starken Position heraus verhandeln – und die Russen würden vielleicht die Konzessionen machen, die wir von ihnen wünschen...«

Dawes hatte die Vollmacht zu selbständigen Entscheidungen ohne vorherige Rücksprache mit Washington erhalten. »Vorausgesetzt, Sie beschwören keinen internationalen Zwischenfall herauf«, hatte der brillante, in Deutschland geborene persönliche Berater gewarnt. »Das könnte das Gipfeltreffen verderben...«

Dawes dachte an diese Bedingung, als er ein Blatt Papier aus seiner Tasche nahm und es Adams reichte. »Ich habe Ihnen noch nicht den Wetterbericht gezeigt, der soeben durchgekommen ist. Dichter Nebel ist aus dem Nichts aufgetaucht und hat Target 5 völlig zugedeckt. Es sieht so aus, als würde es doch eine Operation Beaumont werden.«

Adams sagte nichts zu dem Wetterbericht, legte nur den Sicherheitsgurt an. Die Boeing, mit der sie flogen, verlor bereits an Höhe, und in der Ferne leuchtete die Doppelreihe der Landebahnlichter durch die weiße Nacht. Die erste, seiner Entscheidungen hatte Dawes getroffen: Er flog an den Rand des Schachbrettes, um sich selbst ein Bild zu machen. Ziel: Curtis Field.

SPIELVERLAUF

Die Eiswüste

Sonntag, 20. Februar

Der dürftige Landestreifen von Nordpol 17 eilte der Bison entgegen. Der Pilot richtete die Nase der Maschine in die Mitte der Lichterreihen, die jetzt zu Bändern ineinander verschwammen. Er drosselte die Maschine und murmelte ein Stoßgebet. Die Bahn war zu kurz für den Bison.

Die Eisfläche flog ihm entgegen, schoß unter ihm davon. Die Räder berührten den Boden, der Bomber schlingerte. Der Pilot knirschte mit den Zähnen und bremste. Schneewolken stoben auf, klatschten gegen die Fenster und vernebelten die Sicht. Eisklumpen bombardierten das Fahrwerk wie ein Hagel von Maschinengewehrkugeln. Die Maschine donnerte weiter, über den Landestreifen hinaus...

»Aufregend, nicht wahr, Kramer?« meinte Papanin.

Kramer in dem Sitz neben ihm war starr vor Angst und verkrampfte die Hände in den Armstützen. Der Sibirier beobachtete neugierig den Balten, der geradeaus stierte, anstatt zu antworten; und das ist ein ausgebildeter Vernehmungsbeamter – der Mann, der in den Keller steigt und aus einem armen, zusammengebrochenen Opfer Informationen herausprügelt! Schwitz du nur, mein kleiner Balte, schwitz nur!

Der Bomber kam nur fünfzehn Meter vor der Katastrophe zum Stehen. »Sie können die Augen jetzt wieder aufmachen, Kramer«, sagte Papanin väterlich.

Er schaute aus dem Fenster, verharrte einen Augenblick erstaunt und schleuderte dann den Sicherheitsgurt beiseite. Bevor die etwa fünfzig Mann der Sicherheitstruppe, die hinter ihm auf dem Deck lagen, in Bewegung kamen, war er an der Tür. Er hatte sie aufgerissen, noch ehe draußen das Bodenpersonal Zeit hatte, eine Metalleiter gegen den Rumpf zu lehnen. Er hing halb aus der Maschine und sah angestrengt in die mondhelle Nacht.

»Ist es fort? Verdammte Scheiße!«

Am Fuße der Leiter angelangt, die Hände tief in den Parka vergraben, feuerte er Dr. Alexej Minsky, dem Leiter der Basis, seinen Fluch entgegen. Minsky war, wie Kramer, klein und gedrungen. Die Schneebrille, die das Mondlicht reflektierte, machte ihn zu einer unheimlichen Erscheinung. Prompt brachte er Papanin in Rage.

»Ist *was* fort, Herr Oberst?«

»Himmelsarsch! Das Flugzeug, das ich gesehen habe, als wir gelandet sind.«

»Es ist nach Westen fortgeflogen...«

»Was ist mit dem Radar? Haben Sie nicht auf den Radarschirm geguckt?«

»Nein, Oberst. Einen Augenblick, ich bin gleich zurück...«

»Vor lauter Angst hat er die Hose voll«, schimpfte Papanin in Kramers Richtung, der hinter ihm die Leiter heruntergekommen war. »Er ist gefährlicher als ein Eisbär – er ist ein Vollidiot! Ab sofort muß Minsky drinnen bleiben.« Die Hände immer noch im Parka, sah er sich um. Nichts entging ihm; Die Trostlosigkeit der sowjetischen Basis beeindruckte ihn. Etwa fünfhundert Meter in jeder Richtung war das Eis verhältnismäßig flach; aber dahinter lag der gefrorene Strudel des Packeises, ein höllisches Chaos von aufeinandergetürmtem Eis.

»Diesen Ort hier wird's nicht mehr lange geben«, bemerkte er.

Anders als auf den amerikanischen Forschungsstützpunkten, wo die Piste immer abseits des Lagergeländes angelegt wurde, standen die schneebedeckten Fertigbaracken auf Nordpol 17 kaum dreißig Meter von der improvisierten Piste entfernt. Die kleine Siedlung wurde von einem dreißig Meter hohen Radarmast beherrscht, auf dessen Spitze die flügelförmige, nach allen Seiten drehbare Richtantenne steckte. Der Sibirier gab Kramer kurze Instruktionen und wandte sich dann Minsky zu, der über das Eis zurückgelaufen war.

»Kaum ein Nadelkopf auf dem Radarschirm«, keuchte Minsky, dessen Brillengläser beschlagen waren. »Als das amerikanische Flugzeug Sie gesehen hat, ist es direkt nach Grönland zurückgefliegen!« Aus seinem Mund klang es wie ein Triumph. Papanin streckte seine Hand aus und schob die Schneebrille über Minskys Stirn.

»In einer solchen Nacht brauchen Sie diese Dinger nicht – oder dachten Sie, Sie steckten in einem Schneesturm? Haben die Hubschrauber Gorow gefunden? Haben Sie ihn zurückgebracht? Haben Sie die Schneepanzer ausgeschickt? Haben Sie überhaupt irgend etwas Sinnvolles getan?«

»Gorow ist noch nicht gefunden worden...«, Minskys Stimme verriet Nervosität. »Es wird noch gesucht...«

»Aussteigen!«

Papanin brüllte den Befehl zum Flugzeugausgang hinauf und ging mit großen Schritten über die Piste zum Lager. Jetzt, da keine Gefahr mehr bestand, daß ein amerikanisches Flugzeug beobachten konnte, wer oder was dem Bison entstieg, machte er sich nicht mehr die Mühe, zu den bewaffneten Männern zurückzuschauen, die einer nach dem anderen die Leiter herabkletterten. Und jetzt, da der Sibirier sich außerhalb Rußlands befand, hatte er wieder das Gefühl der Freiheit: Er

hatte volle Befehlsgewalt, konnte sofortige Entscheidungen treffen, ohne daß Syrtow über seine Schulter schielte und blöde Vorschläge machte.

Das exakte Datum, an dem der Sicherheitsdienst für besondere Aufgaben gegründet wurde, ist unbekannt; aber irgendwann im Jahre 1968 kam Breschnew zu der Überzeugung, daß das KGB für Auslandsaufgaben auf verlorenem Posten stand. Die Zersetzung hatte mit dem Tode Stalins eingesetzt – die repressivste Organisation der Welt, das KGB, sah sich selbst unter Druck gesetzt. Die Folter wurde verboten und durch Einrichtungen wie das Serbsky-Institut in Moskau* ersetzt. Bald wetteiferten die hohen KGB-Funktionäre miteinander darin, sich innerhalb der Gesetze zu bewegen. Diese Sinnesänderung paßte wunderbar zu Chruschtschows neuer liberaler Politik in Rußland, jedoch nicht im Ausland. Eine terroristische Organisation ohne Terror nimmt sich etwa so aus wie ein impotenter Mann im Bordell. Also wurde eine neue Organisation geschaffen.

Der Sicherheitsdienst für besondere Aufgaben darf nur außerhalb der Sowjetunion eingesetzt werden – er hat keine Macht innerhalb ihrer Grenzen. Er darf jede Methode anwenden, seine Ziele zu erreichen, und da sein Operationsfeld sich auf fremde Territorien beschränkt, besteht keine Gefahr, daß er sich zu einem Monstrum aus wachsen könnte wie einst das KGB. Breschnew gestattete eine einzige Ausnahme von dieser Regel: Wegen der Judenfrage hatte Papanin gewisse Vollmachten innerhalb der Stadtgrenzen von Leningrad. Aber in dem Augenblick, in dem er Murmansk verlassen hatte, hatte der Sibirier das Spiel völlig in der Hand.

* Das Serbsky-Institut ist darauf spezialisiert, politische Nonkonformisten für geisteskrank zu erklären. Allein die Androhung dieses Instituts reicht aus, viele Leute bei der Parteilinie zu halten.

»Was sollen diese Maschinen – warum sind sie nicht in der Luft?« schnauzte Papanin. Wild gestikulierend zeigte er in die Richtung der sechs Hubschrauber, die jenseits der Piste abgestellt standen, um dem Bison die Bahn frei zu machen. Der kurzbeinige Minsky neben ihm trabte, um Schritt zu halten.

»Sie sind gerade von der *Gorki* hier angekommen...«

»Sie sollten in der Luft sein – und suchen! Wie lautet der letzte Wetterbericht?«

»Der Nebel über Target 5 wird voraussichtlich anhalten. Er erschwert die Suche...«

»Irrtum! Solange der Nebel anhält, können die Amerikaner Gorow nicht auf dem Luftwege in die Staaten bringen.«

Sie kamen jetzt zu einer Gruppe von Baracken. Von ihren Dächern hingen meterlange Eiszapfen, die bis zum Frühling nicht schmelzen würden. »Sie werden versuchen, ihn über das Eis herauszukriegen – zur grönländischen Küste hin«, dachte Papanin halblaut vor sich hin. »Wir werden ein Netz von Männern über das Eis westlich von Target 5 auswerfen und ein Netz von Hubschraubern über ihnen in der Luft. Wir werden ihn schnappen, ganz egal, wer ihn deckt.«

»Ist das nicht zu gefährlich?«

»Wir haben die beste Entschuldigung. Gorow ist ein Verrückter, ein Mörder – er hat Marow getötet, einen unserer Ozeanographen. Er ist schon lange in der Arktis, er ist übergeschnappt.«

»Ich verstehe nicht...«, begann Minsky. »Marow war vom Sicherheitsdienst...«

»Sie sind so unglaublich begriffsstutzig«, fauchte Papanin. »Marow ist in diesem Augenblick Ozeanograph geworden – Gorow ist ein Krimineller, der einen seiner eigenen Kollegen getötet hat, und wir müssen ihn festnehmen. Das macht aus einem politischen Fall eine Angelegenheit der Polizei.« In

Papanins Stimme lagen Wildheit und Übermut. Hier, unter freiem Himmel, war er in seinem Element. Dies war derselbe Sibirier, den man vor zehn Jahren damit beauftragt hatte, die Beseitigung der russischen Raketen aus Kuba zu beschleunigen. Seine direkte Methode war charakteristisch für ihn: Er hatte gedroht, die Raketen über der Insel in die Luft zu jagen, falls die Kubaner nicht kooperierten. Nach zehn Jahren hatte er seine wilde, gewandte Art nicht verloren.

»Eine Angelegenheit der Polizei?« meinte Minsky nachdenklich, als sie bei den Baracken angekommen waren. »Macht das einen Unterschied?«

»Ja! Es bedeutet, daß es gerechtfertigt ist, auf Gorow und jeden, der bei ihm ist, zu schießen, wenn wir wollen. Schließlich ist Michael Gorow ein gemeingefährlicher Wahnsinniger.« Papanin schlug einen Eiszapfen vom Dach. »Minsky, wir sind im Begriff, auf Menschenjagd zu gehen.«

Wenige Minuten nach seinem Treffen mit Beaumont in Curtis Field war Dawes wieder in der Luft, diesmal als Passagier einer zweisitzigen Cessna, die von einer an der Klippe endenden Startbahn abhob. Der Pilot, Arnold Schumacher, der es nicht ausstehen konnte, hohe Tiere zu fliegen, steuerte die Maschine von Grönland weg auf die offene See zu. Während das Flugzeug pfeilgerade nach Osten flog, sahen sie unter sich die Eiskappe, die mit dem Packeis verschmolzen und mit dem Festland verbunden war.

»Sie sollen Target 5 nicht finden«, brummte Dawes, »tun Sie nur so, als würden Sie es suchen. Ich will mir die Wetterlage ansehen.«

»Schlimm – Herr General«, fügte er nach kurzer Pause hinzu. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie jemand über das Eis bis zum Stützpunkt kommen soll. Wenn der Nebel sich verzieht,

fliegen wir hin, wie üblich.« Er schob seinen Kaugummi in die andere, Rawes abgekehrte Backe.

»Das ist das Schlimme mit euch hier oben. Ihr verlaßt euch nur noch auf Motoren und Maschinen. Sie können sich nicht vorstellen, daß jemand sich über das Packeis durchkämpft. Wir haben keinen Mumm mehr, Schumacher – wohin PanAm nicht fliegt, da wollen auch wir nicht hin.«

»Ich bin nicht PanAm...«

»Und nehmen Sie gefälligst den Kaugummi aus dem Mund, wenn Sie mit mir reden.«

Du kannst mich mal, Freundchen. Trotzdem zog der Pilot diesen Typ des Vorgesetzten vor. Sie versuchten wenigstens nicht, sich zu verbrüdernd und einem vorzumachen, daß sie auch nur einer von ihnen wären. Dabei betrug ihr Sold das Zehnfache von ihrem eigenen. Die Cessna flog in siebenhundert Meter Höhe durch die kalte Mondnacht – eine Mücke aus Metall über der Arktis. Aus der Höhe erschienen die aufgeschobenen Eistrücken abgeflacht, und das Packeis sah aus wie eine Platte aus durchsichtigem Glas, rissigem und gesplittertem Glas. Die Wetterlage war mehr als schlimm. Eine halbe Stunde später hing Dawes halb aus seinem Sitz und sah angestrengt in das trübe Grau unter ihm, ein massives Meer wogenden Nebels, der das kompakte Eis darunter verschleierte. Ein gedrungener, kugeligter Käfer unter einem schwirrenden Luftwirbel flog ihnen entgegen. Dicht über der Nebelbank strich er dahin. »Haben Sie das gesehen?« entfuhr es Dawes.

»Hubschrauber. Russisch.« Der Pilot dachte gerade an den Klumpen Kaugummi, den er unter seinen Sitz geklebt hatte.

»U-Boot-Jäger?«

»Ja«, sagte Schumacher.

»Muß von diesem sowjetischen Träger südlich des Eises sein. Den möchte ich mir aus der Nähe ansehen. Stürzen Sie!«

Schuhmacher war verärgert wegen des Kaugummis. Alle Generäle können mich mal. Sie sollten abgeschafft werden. Die Steuern auch. Also stürzte er, fiel hinab wie eine Bombe. Aber Dawes war darauf gefaßt und saß fest in seinem Sitz. Der russische Hubschrauber war weniger als tausend Meter entfernt. Auf dem Nebelmeer schwamm er ihnen entgegen, während die Cessna fiel und fiel und der Nebel aufwärts fegte. Der Ruck, mit dem Schumacher die Maschine auffing, hätte Dawes umhauen können, aber wieder war er auf den Stoß gefaßt. Sie waren jetzt etwa hundert Meter über dem Hubschrauber. Dann verschwand er, fiel hinab in den Nebel.

»Verdammt!« Dawes war ärgerlich. »Ich frage mich, warum er sich so schnell aus dem Staube macht. Schon mal früher einen von denen hier gesehen, Schumacher?«

»Noch nie so weit westlich – jedenfalls nicht dieses Modell. Wir sind jetzt über Target 5 hinaus, irgendwo da unten in der Grütze«, fügte der Pilot hinzu. Die Grenze der Nebelbank war in Sicht, und das Packeis dahinter schimmerte wie ein Band aus Kristall zu ihnen herüber. »Sind jetzt ganz in der Nähe der russischen Basis Nordpol 17, Herr General.«

Schumachers unerwartete Zugänglichkeit verblüffte Dawes. »Ich will sehen, was sie vorhaben. Beunruhigt Sie das?«

»Sie werden uns daran hindern – schicken eine Maschine und fliegen ganz nah ran. Bin fast einmal mit einer kollidiert, ungefähr hier. Sie haben es nicht gern, wenn wir auf gute Nachbarschaft machen. Bleiben Sie dabei, Herr General? Da ist sie schon.«

Ein grün-phosphoreszierendes Blitzen auf dem Eis zeigte ihnen den Landestreifen und deutete darauf hin, daß er unmittelbar benutzt wurde. Die Gebäude konnten sie noch nicht sehen. Statt dessen aber kam in diesem Augenblick etwas anderes in Sicht. Dawes beugte sich nach vorn und kniff die Augen zusammen. »Großartig abgepaßt! Dafür haben Sie sich

fast einen Orden verdient...« Ein aus der Entfernung kleiner, teuflisch aussehender Schatten glitt aus den Wolken, mit der Nase nach unten gerichtet, herab und hinterließ einen bleistiftdünnen Kondensstreifen als Spur. Ein Bison-Bomber landete auf Nordpol 17.

»Zurück, Herr General?«

»Noch nicht!«

Ein Bison-Bomber! Höchst interessant! Die Russen verwendeten den Bison nicht als Transportmittel für die Arktis. Aber in einem Notfall würden sie ihn sicher einsetzen, um schnell von Murmansk hierher zu gelangen, um einen Mann einzufliegen – oder eine Menge Männer. Der Bison fegte hinunter auf den Boden, fegte zwischen den Lichterreihen hindurch. Jetzt konnte Dawes auch die Gebäude erkennen, eine winzige Gruppe dunkler Kleckse. Der sich bewegende Fleck zwischen den Lichtern kam zum Stillstand, die grünen Lichter verschwammen und erloschen.

»Sie haben uns angepeilt«, warnte Schumacher. »Jetzt werden sie eine Maschine schicken.«

»Nicht, wenn sie die Lichter gelöscht haben. Schauen Sie nach unten.«

Aus zweihundertfünfzig Meter Höhe sahen sie ganz deutlich die winzigen Schildkröten, die über das Eis krochen. Sechs Schneekatzen kamen westlich der sowjetischen Insel direkt auf Target 5 zu. Sie schienen sich kaum zu bewegen, aber die Raupenketten hinterließen verräterische Spuren im Schnee, Furchen, die von Nordpol 17 wegführten. Diese – und der Bison-Bomber – gaben den Ausschlag für Dawes' Entscheidung.

»Zurück«, sagte er, und Schumacher reagierte augenblicklich, drehte bei vollem Tempo ab und zog in die Höhe. »Nehmen Sie Funkverbindung mit Curtis Field auf...«

»Ist stark gestört...«

»Sie müssen! Versuchen Sie es so lange, bis Sie durchkommen. Senden Sie das eine Wort, immer und immer wieder: Nitrogen. Haben Sie? Nitrogen...« Es war das Kodewort, auf das Beaumont wartete, das Signal für ihn, nach Target 5 aufzubrechen.

Sonntag, 20. Februar: sechzehn Uhr

Montag, 21. Februar: Mitternacht

Die zwei Sikorsky-Hubschrauber fielen senkrecht, wie an einem Kabel herabgelassen, etwa zweihundert Kilometer von der Küste Grönlands entfernt, auf das Eis hinab. Es war ein kritischer Moment – jede Landung auf unbekanntem Eis ist kritisch. Zum einen kann man aus der Luft nicht sehen, ob es sich um festes Eis handelt – es kann ziemlich solide aussehen, aber sobald die Kufen aufsetzen, bricht das Eis ein, und die Maschine versinkt im Ozean. Andererseits könnte die Maschine, wenn sie nicht auf ebenem Untergrund aufsetzt, in eine Schräglage kommen und umkippen.

Dann schlugen die wirbelnden Drehflügel als erstes auf das Eis. Versucht die Besatzung auszusteigen, könnte sie auf der Stelle von den Stahlflügeln zerhackt werden – es sei denn, die Treibstofftanks detonieren vorher. In diesem Falle würde die Besatzung verbrennen.

Deswegen wartete Beaumont mit einer gewissen Spannung auf den Ruck, mit dem sie auf das Packeis aufsetzen würden. Vom Beobachtersitz neben dem Piloten aus verfolgte er mit professionellem Interesse die Bewegungen der Hand an dem Steuerknüppel, der den Abstieg regulierte. Die Hand schien sehr ruhig. Er warf einen Blick auf das Gesicht des Piloten, beziehungsweise auf das, was er unter Helm, Brille und Kopfhörer von ihm sehen konnte. Das Gesicht schien ebenfalls

ruhig, aber seine Lippen waren zusammengepreßt. Der Pilot Rainer biß die Zähne zusammen und wartete auf den Aufprall.

Hinter Beaumont saß Sam Grayson auf einem Notsitz. Außerdem waren neun Hunde an Bord, neun winselnde Hunde, die den plötzlichen Abstieg nicht mochten. Unter all dem Gedränge war auch ein Schlitten verstaut. Horst Langer kam mit einem zweiten Schlitten und weiteren Hunden in einer anderen Maschine herunter, die Beaumont hinter der Plexiglaskuppel sehen konnte. Er sah auf die Uhr. Rainer hatte gesagt, sie würden in dreißig Sekunden auf das Packeis auftreffen. Noch zwanzig Sekunden.

»Würden Sie unter normalen Umständen hier eine Landung riskieren?« hatte Beaumont vor ein paar Minuten gefragt.

»Nein!« Rainers Antwort war beunruhigend direkt. »Aber ich habe den Befehl, Sie auf Biegen und Brechen abzusetzen. Also müssen wir es wagen, oder etwa nicht?«

Beaumont rückte seinen Kopfhörer zurecht. Alles bebte – der Boden unter seinen Füßen, die Kuppel, die Steuerknüppel, die Rainer bediente. Beaumont legte eine Hand auf den Hund an seiner Seite und spürte die Vibration durch das Fell des armen Tieres. Gegen Transportflugzeuge hatten Hunde nicht das geringste; aber Hubschrauber haßten sie. Sie stiegen weiter ab. Rainer regulierte den Drehgashebel des Steuerknüppels. Noch zehn Sekunden. Vielleicht nur noch zehn Sekunden zu leben.

Sie waren jetzt tief genug, um das Eis hinter der Kuppel zu sehen. Es war ein verschwommener, aufgewühlter Wirrwarr, wie plötzlich gefrorene See – verschwommen, weil die Kuppel von innen beschlagen war. Das Beben der Kanzel, ein schwindelerregendes Zittern, suggerierte die ungemütliche Vorstellung, daß die ganze düstere Wildnis aus knorrigem Eis schlingere. Sobald sie die Tür öffneten, würde die Temperatur um vierzig oder fünfzig Grad fallen und ihnen den Atem

verschlagen. Falls die Maschine sicher landete und nicht umkippte.

Die skiähnlichen Kufen unter der Sikorsky mußten zur Standfestigkeit beitragen. Es sei denn, eine Kufe rutschte und die andere versank. Rainer blickte zu Beaumont, der ihm zuzwinkerte. Der Pilot zwinkerte nicht zurück, und Beaumont sah die ausdruckslosen Augen hinter der Brille. Rainer hatte Angst. Dann berührten die Kufen das Eis.

Die Maschine schwankte. Beaumont fühlte, wie sie auf seiner Seite absank. Weiches Eis backbord, hartes Eis steuerbord. Rainers Hand umklammerte den Steuerknüppel. Scheiß auf diesen Ausflug – er hätte sich krank melden sollen. Die Hunde spürten eine Katastrophe und begannen erbärmlich zu winseln. Die Rotorblätter wirbelten noch und peitschten die Luft. Sie hatten das Gefühl, immer noch zu sinken. Die Spannung in der Kabine war fast mit Händen zu greifen; die drei Männer schwitzten Blut. Dann saß die Maschine fest, das Sinken hörte auf. Rainer stellte den Motor ab und hob die Brille. Schweiß rann von seinem Gesicht.

»Prima Landung«, sagte Beaumont, während er den Kopfhörer absetzte und nach der Tür griff.

»Warten Sie...!«

»Ich warte – bis die Blätter stehen.«

Das war nicht notwendig, wenn man beim Aussteigen den Kopf einzog. Aber Rainer wußte nicht, daß Beaumont Hubschrauber über die ganze Arktis geflogen hatte. Beaumont öffnete den Ausstieg, und die Arktis traf ihn wie ein Messer. Er sprang auf das Eis und entfernte sich ein wenig steif von der Maschine. Gleichzeitig hielt er nach Langers Sikorsky Ausschau. Beunruhigt sah er, daß sie auf ein Gelände voller Eisrücken zusteuerte. Sie würde eine Bruchlandung machen.

Grayson ließ die Hunde heraus. Vor lauter Freude über die wiedergewonnene Freiheit bellten sie und tollten um die

Maschine herum. Etwas weniger als einen halben Kilometer östlich hing die Nebelbank unter dem Mondlicht – ein grauer Vorhang, wie eine schmutzige Wolke mit dem Eis verankert. Dann verschwand Langers Maschine hinter einem Eisrücken, einem drei Meter hohen Wall aus ineinandergeschobenem Eis. Die Maschine traf auf das Eis, und der undeutliche Schatten der rotierenden Scheibe stand waagerecht hinter dem Kamm. »Alles o. k.«, sagte Grayson mit heiserer Stimme hinter dem Engländer. »Einen Augenblick lang dachte ich...«

»Nichts ist o. k. – er kippt!«

Beaumont rannte über das Eis. Seine Stiefel knirschten auf der weichen Kruste, die unter ihm zerkrümelte. Das ganze Terrain war frisch zugefroren und daher besonders gefährlich und unsicher. Beaumont rannte, so schnell er konnte, ohne auszugleiten. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Die rotierende Scheibe über dem Eiskamm war nicht mehr waagerecht, sondern legte sich zur Seite. Er lief durch eine Lücke in dem Eiswall und sah, daß Langers schnelles Reaktionsvermögen bereits auf die Notsituation reagiert hatte. Die Luke stand offen, die Hunde purzelten auf das weiche Eis und rannten auf die Lücke zu. Ihre Beine waren von dem Eisbrei, in den sie gesprungen waren, dunkel verschmiert.

Die Sikorsky bot einen ungewöhnlichen Anblick. Ihre Backbordkufe war bereits nicht mehr zu sehen, die Streben sanken ein, und die Maschine krängte, während die Rotorblätter noch auf vollen Touren kreisten. Gefährlicher hätte es kaum sein können. Beaumont lief weiter; er fragte sich verwundert, was der Pilot vorhatte, warum er den Motor nicht abgestellt hatte. Langer erschien und hievte das eine Ende des Schlittens an die Luke, um ihn hinauszustoßen. »Laß doch den Schlitten!« schrie Beaumont; aber seine Warnung ging in dem fürchterlichen Dröhnen unter. Er sprang hinauf, zog sich in die

Kanzel, in der Jakowski, der Pilot, hinter den Armaturen saß, langte hinüber und stellte den Motor ab.

»Ich fliege los«, rief der Pilot.

»Wenn Sie den Motor wieder anstellen, schlage ich Sie windelweich«, brüllte Beaumont ihn an. »Unser Leben hängt von diesem Schlitten ab – packen Sie lieber an. Die Maschine ist ersetzbar, wir nicht.« Er wandte sich Langer zu, um ihm zu helfen. »Vorsichtig, Horst, der Boden draußen ist der reinste Schwamm...« Er sah Grayson unter der Luke auftauchen. »Sam, paß auf, daß er nicht einsinkt...«

»Beeilt euch – ich breche ein«, rief der Amerikaner.

Sie mühten sich mit dem schwerbeladenen Schlitten ab, schoben ihn über den Rand, und Beaumont sprang hinaus, um Grayson zu helfen. Die Sikorsky schien vorübergehend gesichert, war aber stark gekippt, als sie den Schlitten vorsichtig herabließen und auf dem Eis abstellten. Augenblicklich sank er ein, aber Grayson und Langer griffen nach dem Geschirr und zogen ihn auf festeren Grund in der Nähe der Lücke. Beaumont schaute nach Jakowski, der immer noch in seinem Pilotensitz saß.

»Wenn Sie dort sitzen bleiben, gibt das einen schönen Sarg für Sie ab. Sie sinkt weiter.«

»Ich werde versuchen, sie rauszuholen.«

»Sehen Sie sich das besser erst an – oder wollen Sie, daß jemand Ihre Versicherungsprämie kassiert?«

Jakowski stieg unendlich vorsichtig auf den Boden hinunter, fühlte, wie seine Stiefel einsanken, und lief schnell auf Beaumont zu, wo das Eis fester war. Der Hubschrauber hatte sich fast wieder zur Horizontale aufgerichtet, da die Steuerbordkufe inzwischen genauso tief gesunken war wie die Backbordkufe. Er steckte knietief in dem dunklen Eismatsch. »Jetzt haben wir noch das Problem, ihn loszuwerden«, sagte Beaumont ungerührt. »Er muß entweder rauf oder runter. Wir

dürfen ihn nicht als Wegweiser hier stehenlassen, damit ein russischer Hubschrauber sieht, wo wir in den Nebel eingestiegen sind. Wenn wir den Motor anlassen, wird die Vibration ihn nach unten ziehen.«

»Das ist Staatseigentum«, sagte der Pilot aufsässig. »Er gehört dem arktischen Forschungslabor in Point Barrow. Wir können eine Truppe holen, um ihn auszugraben...«

»Er geht rauf oder runter«, brach Beaumont die Diskussion ab, »also bringen Sie sich lieber in Sicherheit, bevor ich ihn starte.«

»Keith, das ist verdammt gefährlich«, protestierte Grayson, der zurückkam, um zu sehen, was los war. »Wenn er zu schnell absinkt und du noch drinnen bist...«

Beaumont kletterte schon vorsichtig in die Kanzel, wobei er prüfte, was sein Gewicht bewirkte. Da nichts passierte, setzte er sich in den Pilotensitz und schaute hinaus. Er wollte sichergehen, daß die anderen weit genug abseits standen. Jakowski war bis zu der Lücke gegangen, Grayson wartete außerhalb der Spannweite der Flügel. Normalerweise hätte Beaumont niemandem empfohlen, unter diesen Umständen den Motor zu starten, aber die Maschine mußte verschwinden – entweder in die Luft oder unter das Eis.

Möglicherweise konnte er die Maschine freibekommen, sie hochziehen und neben der anderen Sikorsky landen. Alles hing ab von der Zugkraft, mit der der Schneematsch die Kufen umklammerte. Wahrscheinlicher war, daß die Vibration die Kufen schüttelte und tiefer in den Schneematsch hineinmanövrierte. In diesem Fall mußte er fluchtartig das Weite suchen, um nicht mit der Maschine hinabgezogen zu werden. Er startete den Motor.

Einen Augenblick dachte er, er hätte es geschafft, er könnte sie herausholen. Die Maschine schwankte, und er spürte das kraftvolle Ziehen; aber dann sank sie wieder und fiel plötzlich

sehr schnell nach Backbord. Er warf sich zur Tür und sprang hinaus, rutschte auf dem Eis aus und lag flach ausgestreckt unter der kippenden, sinkenden Maschine. Er war in eine Art Presse geraten – zwischen das Eis unter sich und die wirbelnden Drehflügel, die auf ihn herabsackten. Er raffte sich auf, kniete im Matsch, fühlte, wie der Eisbrei an seinen Stiefeln saugte und ihn festhielt. Das Schlagen der herabsinkenden Rotoren machte ihn taub, der Eisbrei klammerte sich um seine Stiefel. Beaumonts Hände tasteten nach festerem Grund, um sich freizuziehen.

Mit Graysons Hilfe, der seine Hände umklammerte und wildentschlossen zog, kam er frei. Er bog die Zehen nach oben, damit seine Stiefel nicht abgestreift würden. Dann trotteten sie, so schnell es ihre Hockstellung erlaubte, davon. Die rasenden Flügel waren kaum einen Meter über ihnen, und sie fühlten das Hämmern des starken Windes auf ihren Nacken. Tiefgebückt rannten sie Seite an Seite auch dann noch, als sie Meter weiter außer Reichweite des wildddreschenden Metalls waren.

An der Lücke angelangt, drehten sie sich um und hörten den Motor husten und sich verschlucken. Schließlich erstarb das Geräusch völlig. Der Rumpf saß jetzt auf dem Eis. Der Motor hatte die zähflüssige Masse eingesogen. Die Schwungkraft ließ die Rotorblätter weiterwirbeln. »Geht hinter dem Eisrücken in Deckung«, warnte Beaumont, der den Augenblick kommen sah, in dem die Flügel losbrechen und über das Eis zischen würden. Aber die Warnung war überflüssig. Da der Rumpf jetzt langsamer einsank, liefen auch die Rotorblätter allmählich aus und bewegten sich kaum noch, als sie auf das Eis trafen. Sie schleuderten große schwarze Klumpen über das Eis, dann kamen sie zur Ruhe. Der Eisbrei öffnete sich, die Sikorsky versank mit einem ekelhaft schmatzenden Geräusch. Der Brei schloß sich wieder über ihr.

»Das war Staatseigentum«, murrte Jakowski wieder.

»Sag ihnen, sie sollen sich einen Goldbarren aus Fort Knox holen«, schlug Beaumont vor.

Die Reaktion der Mannschaft auf die Krise war verlangsamtes Tempo; aber Beaumont machte dem ein Ende und drängte jeden einzelnen, sich schneller zu bewegen, den zweiten Schlitten aus der erhaltenen Sikorsky zu holen und die Hundgespanne anzuschirren, um zu verschwinden, bevor ein russisches Flugzeug auftauchte. »Wir müssen in fünfzehn Minuten in der Nebelbank sein, wo wir unsichtbar sind...« Mit den Piloten gab es noch ein Nachspiel, bevor sie abflogen.

»Wir werden melden müssen, was mit dem Hubschrauber passiert ist«, rief Rainer aus seiner Maschine.

»In dreifacher Ausfertigung«, rief Grayson zurück. »Vergiß nicht, sie legen Wert auf dreifache Ausfertigung!«

Jakowski knallte die Tür vor seiner Nase zu, während Rainer die Maschine startete. Fünf Minuten später waren die zwei Schlittengespanne fertig, die Hunde angeschirrt und startklar. Die Sikorsky war bereits auf ihrem Flug zurück, löste sich auf im Dunkel und war verschwunden. Das Gefühl der Isolation überfiel die drei Männer in dem Augenblick, als die Maschine fort war. Das unheimliche Schweigen der arktischen Wildnis war überwältigend.

Sie waren allein auf dem Eis, hundertfünfzig Kilometer von Grönland entfernt, ein Stecknadelkopf auf dem Eismeer – drei Männer, achtzehn Hunde und zwei Schlitten. Das Eis unter ihren Füßen war vielleicht dreißig Zentimeter dick, ausgenommen die Stellen, die so dünn waren, daß das Gewicht eines einzigen Hundes es einbrechen konnte. Er würde in dem eisigen, schwarzen Wasser versinken, auf dem sie trieben. Das Eis ruhte scheinbar. Tatsächlich aber bewegte es sich fortwährend. In dem starken Grönlandstrom verfangen, driftete es mit einer Geschwindigkeit von mehr als fünfzehn

Kilometern pro Tag nach Süden in Richtung Eisberg-Gasse. Unter der schlammigen Eiskruste, die den Ozean überzog, stürzte das Wasser mehr als dreitausend Meter tief hinab.

Beaumont übernahm die Führung des Leitgespanns von Grayson. »Wir müssen los«, sagte er. »Ich habe keine Ruhe, bis wir im Nebel sind.«

»Das sieht außerordentlich einladend aus«, meinte Langer mit einem trockenen Lächeln. Der achtundzwanzig Jahre alte Deutsche hatte zwei Jahre in London verbracht, und Beaumont äußerte wiederholt, daß sein Englisch korrekter sei als sein eigenes. »Es sieht in der Tat aus wie eure berühmte Londoner Waschküche.«

»Ist halb so schlimm, wenn wir drinnen sind«, antwortete Beaumont. Sie zogen los. Der Start machte immer besondere Mühe. Man mußte in der bitterkalten arktischen Nacht die Hundegespanne und die eigenen widerstrebenden Beine in Bewegung bringen. Horst hat recht, dachte er, während er mit einer Hand die Peitsche und mit der anderen die Lenkstange des Schlittens hielt. Der Nebel sah verdammt ungemütlich aus.

Die Nebelbank hing über dem Eis wie eine Drohung aus dichtem grauem Dunst, der sich hoch über dem Eis auftürmte und am Boden zu kleben schien. Es war eiskalt, aber windstill; daher bewegte sich der Nebel kaum. Er schwebte wie eine Wolke über dem Eisplateau, eine Wolke, die eine Unzahl von Gefahren in sich bergen konnte. Am meisten befürchtete Beaumont die Gefahr der Bewegung – eine Bewegung, die, während sie im Nebel waren, das Eis erneut aufreißen und dabei Wasserrinnen bilden konnte.

Möglicherweise preßte die Bewegung dann das Eis wieder zusammen und schob dabei Ketten von Eishügeln auf, die einen Mann zermalmen oder sogar ein ganzes Hundegespann in Sekundenschnelle unter sich begraben konnten. Er knallte mit der Peitsche, spornte das Gespann an, und die Hunde liefen

schneller. Mit gestreckten Beinen warfen sie sich ins Geschirr und zogen den Schlitten hinter sich her.

Das tödliche Schweigen des Eises war nun gebrochen durch Lärm, von Menschen verursacht – das Knarren des Geschirrs, das Zischen der Gespanne, die über das Eis jagten, das Knirschen der nachgebenden Schneekruste, das Knallen von Peitschen und das Stampfen der Stiefel, die auf festes Eis trafen. Sie waren auf dem Weg – zur Nebelbank, unterwegs nach Target 5, das irgendwo dort in dem Nebelmantel verloren lag. Beaumont führte das Leitgespann, Langer das zweite dahinter, während Grayson, einige Schritte vor ihnen auf dem Eis, den Kompaß beobachtete.

»Er ist schon gestört«, rief er. Das war ein Weiteres Problem: In diesem Teil der Welt waren Kompassse notorisch unzuverlässig.

Langer hatte keine Schwierigkeiten, Beaumonts forciertes Tempo mitzuhalten. Bismarck, sein Leithund, war ein großes zähes Tier, das die anderen Hunde auf Trab hielt – der Beaumont unter den Hunden. Horst Langer, einsachtundsiebzig groß, dunkelhaarig und glattrasiert, war Rheinländer, ein fröhlicher, unbeschwerter Mann mit Sinn für Humor, hinter dem sich eine enorme Widerstandskraft verbarg. Abgesehen davon, daß er Sprengstoffexperte war – das war die Voraussetzung für die Arbeit bei Tiefenmessungen –, konnte er auch großartig mit Hunden umgehen. Beaumont hatte gesagt: »Mit Horst würden sie dort über dünnes Eis fliegen, wo sie sonst zurückschrecken würden.« Er war in Düsseldorf geboren, noch Junggeselle – »Bei so vielen attraktiven Frauen, wie kann man sich da für eine einzige entscheiden?« – und hatte vier Jahre auf amerikanischen Stützpunkten in der Arktis gearbeitet. Wie die anderen beiden Männer hatte er die Unbedenklichkeitsbescheinigung Stufe eins aus Washington.

»Ist was los, Keith?« rief er.

Beaumont hatte sein Gespann angehalten und stand da, den Kopf zur Seite geneigt. »Dachte, ich hätte was gehört. Bleibt einen Augenblick mal ganz ruhig.«

Sie warteten. Die Hunde zerrten ungeduldig in den Geschirren. Nichts schien es zu geben außer dem tonnenschweren Schweigen der Arktis, das auf ihnen lastete. Beaumont, in Pelzparka und Pelzmütze, stand riesig und still im Mondlicht da und richtete seinen Kopf wie eine Radarantenne nach Osten. Die Nebelbank war jetzt sehr nah, nur noch ein paar hundert Meter entfernt, eine schmutzige Wolke, wie stehender Rauch. Dann hörte Beaumont es wieder, das schwache Pochen eines schweren Hubschraubers, das stärker wurde und Sekunde um Sekunde näher kam.

»Rennt los! Rein in den Nebel, bevor sie uns sehen...«

Die Dringlichkeit in seiner Stimme teilte sich den Hunden von selbst mit. Die Peitschen knallten, die Schlitten schoben sich vorwärts, und das Motorengeräusch raste ihnen entgegen. In Wirklichkeit aber flogen sie ihm entgegen und erwarteten jeden Augenblick, den Hubschrauber über dem Rand der Nebelbank auftauchen zu sehen. Bismarck holte aus sich heraus, was er konnte. Seine Beine flogen über das Eis, Beaumont auf den Fersen, während die Schlitten über Unebenheiten schlingerten und die Männer dahinter kämpfen mußten, um die Gespanne aufrecht zu halten. Ein Sturz in diesem Augenblick würde die Katastrophe bedeuten und sie auf dem offenen Gelände festhalten, bis es zu spät war. Grayson rannte neben Beaumont her, bereit, die Lenkstange zu packen. Das Rattern des Hubschraubers war sehr nah. Rat-tat-tat... Beaumont knallte mit der Peitsche, um die Hunde noch stärker anzutreiben. Dabei kämpfte er mit dem bockenden Schlitten, der außer Kontrolle zu geraten drohte. »Dünnes Eis!«

Als Grayson schrie, lenkte Beaumont den Schlitten bereits an einer Senke vorbei, durch deren trügerisch glattes Eis es dunkel heraufschien. Das Geräusch des Hubschraubers war zu einem Trommelwirbel geworden. Also flog er sehr tief, nur etwa hundert Meter hoch. Der Schlitten verfiel sich an einer Eisrippe, kippte nach backbord; aber Grayson konnte ihn wieder aufsetzen, während Langer hinter ihnen einen Bogen schlug, um das Hindernis zu umfahren. Zum drittenmal knallte Beaumont mit der Peitsche über ihren Köpfen, und sie jagten vorwärts. Er glaubte, etwas über sich zu sehen, als sie in den Nebel tauchten. Dann war sein Gespann wie von einem unsichtbaren Rachen verschluckt, Langers Schlitten dicht hinter ihm, und als sich der Nebel um sie schloß, war es, als tauchten sie in eine mondlose Nacht. Er hüllte sie ein, streifte feuchtkalt ihre Gesichter und verschleierte die Hundegestalten, die nur wenige Meter von ihnen entfernt waren. Beaumont zog an der Lenkstange, brachte die Hunde zum Stehen und schaute aufwärts in den Dunst. Das Motorengeräusch war gedämpft und klang, als wäre es direkt über ihnen.

»Ich glaube, es ist ein Russe«, sagte Grayson atemlos.

»Könnte eine Routinepatrouille sein«, meinte Langer. »Nordpol 17 ist nicht weit entfernt – für einen Hubschrauber jedenfalls nicht. Sie stecken ihre Nase immer in unsere Angelegenheiten.« Das Motorengeräusch war noch immer über ihnen. Es gab ihnen das unheimliche Gefühl, daß man sie sehen könnte. Das aber war unmöglich.

»Er kreist«, zischte Beaumont.

»Es könnte trotzdem Routine sein. Oder er sucht Gorow.«

»Oder auch uns«, antwortete Beaumont, »wenn Tillotson nach Leningrad durchgedrungen ist.«

»Fünfzehn Jäger...«

Papanin stand vor dem Hauptquartier, als der letzte Hubschrauber auf der vom Mond erleuchteten Piste landete. Die Zwillingssrotoren drehten sich schwindelerregend. Das Pfeifen der Düsen erstarb. Sie standen in einer Reihe aufgestellt – gedrungene, knollige Silhouetten im Mondlicht, wie dickbäuchige Krähen. Es waren U-Boot-Jäger, soeben von dem sowjetischen Träger *Gorki* eingeflogen. Die Ortungsgeräte unter den Kuppeln glichen Eiterblasen. Je ein Düsenbehälter hing wie eine Bombe backbord und steuerbord an jeder Maschine.

»Ich will, daß sie in dreißig Minuten in der Luft sind«, sagte Papanin zu Kramer. »Und dann bleiben sie dort oben – bis sie Gorow gefunden haben. Zum Auftanken können sie herunterkommen«, fügte er hinzu.

»Wir haben nur einen Piloten pro Maschine«, gab der Balte zu bedenken.

»Sehr wirtschaftlich«, war der einzige Kommentar des Sibiriers.

Dreißig Minuten später hob die Flotte der U-Boot-Jäger von der Piste ab, und Papanin beobachtete ihren Abflug. Es war eine dieser fünfzehn Maschinen, die Beaumont kommen hörte, als er die Schlittengespanne in die Nebelbank hineintrieb. Und eine dieser Maschinen fotografierte sie mit einem Teleobjektiv, bevor sie verschwanden.

Die ersten Stunden in der Nebelbank waren eine ereignislose Hölle für die drei Männer und ihre Hundegespanne – falls ereignislos angebracht ist als Attribut für eine Zeit, in der sie ständig um ihr Leben fürchteten. Denn sie konnten nicht einmal sehen, wohin sie gingen. Unter den gegebenen Bedingungen hätte Beaumont normalerweise auf jeden Fall angehalten, Lager aufgeschlagen und darauf gewartet, daß der Nebel sich verzog. Statt dessen trieben sie sich selbst

gegenseitig voran, stolperten durch die feuchte Kälte, oft nicht in der Lage, weiter zu sehen als bis zu dem Leithund vor ihrem Schlitten. Wenn nicht einmal das mehr möglich war, ging Grayson langsam voraus, um den Untergrund zu prüfen. Die Hunde folgten dicht hinter ihm.

Wenn ihre Berechnungen stimmten, wenn die Positionsbestimmung, die Grayson, kurz nachdem sie aus der Sikorsky gestiegen waren, mit seinem Sextanten durchgeführt hatte, nur annähernd richtig war, lag die Eisinsel Target 5 nur wenige Kilometer östlich von ihrem Landepunkt. Aber Navigation in einem arktischen Winter ist nicht immer eine exakte Wissenschaft. Insgeheim hegte Beaumont Zweifel.

Die Spannung wuchs, als sie in dem Augenblick, als der Nebel sich lichtete, wieder einen Hubschrauber kommen hörten. Plötzlich war es heller, der Nebel über ihnen trieb davon, der schwache Schimmer des Mondes sickerte allmählich durch die Nebelschwaden. Die Maschine kam näher. »Halt!« Beaumont brachte seinen Schlitten zum Stehen. »Versucht, die Hunde ruhig zu halten. Sam, übernimm mal für eine Minute.« Beaumont nahm sein Nachtfernglas aus dem Futteral, das er an der Lenkstange befestigt hatte, und entfernte sich ein paar Meter von den Gespannen. Über ihm riß der Nebel auf. Er konnte den Mond selbst zwar nicht sehen, aber er bemerkte seine Helligkeit, als er durch das Fernglas in die Höhe schaute. Der Hubschrauber kam dröhnend näher, fegte in sein Blickfeld – eine riesige verschwommene Form, die überraschend tief flog und schnell vorbeizog, so schnell, daß er sie nicht in seinem Fernglas festhalten konnte. Aber er war sicher, daß es ein russischer Hubschrauber war.

Dann hörte er einen zweiten herankommen. Diesmal war er auf ihn vorbereitet, zumal er auf demselben Kurs flog wie der vorherige. Durch das Fernglas erhaschte er einen kurzen Blick auf ein Düsentriebwerk, den verschwommenen Helm eines

Piloten, dann war er schon wieder außer Sicht. »U-Boot-Jäger«, informierte er Grayson kurz, als er zurück zu den Schlitten ging. »Und ein bißchen weiter entfernt ist noch einer. Ich glaube, sie umfliegen den ganzen Rand der Nebelbank, um alles zu beobachten, was hineingeht.«

»Oder was herauskommt.«

»Irgendwie ist das vielversprechend«, bemerkte Beaumont, während er den Schlitten wieder übernahm. »Ich glaube, Dawes hatte recht – Gorow ist bereits aufgebrochen. Normalerweise sieht man nicht so eine Menge sowjetischer Maschinen hier.«

»Vielsprechend auch für uns – falls sie nach uns suchen.«

Sie zogen weiter, oft begleitet von dem Geräusch eines Hubschraubers irgendwo über ihnen; aber der Nebel hatte sich wieder zusammengezogen, so blieben sie vor ihnen verborgen. Ihr Fortkommen wäre bei klarem Wetter schwierig gewesen – in diesem Nebel war es gefährlich. Das Eis war stellenweise aufgebrochen, vernarbt von Senklöchern, so daß die Schlitten ständig von einer Seite zur anderen torkelten, immer kurz vor dem Umschlagen. Und bald schmerzte Beaumonts Arm von der Anstrengung, die er beim Festhalten der rüttelnden Lenkstange aufbringen mußte.

Horst Langer erlitt ähnliche Schmerzen, Sam Grayson ebenso, aber auf andere Weise. Es bedeutete eine ungeheure Anspannung, den Hunden voranzugehen, wenn der Nebel dichter wurde. Jeder Schritt, den er tat, konnte sein letzter sein. An Stellen, an denen sich Wasserrinnen aufgetan hatten, die den schwarzen arktischen Ozean freilegten, hätten sie im eisigen Wasser landen können.

Es wäre unangenehm im Sommer, wenn die Temperatur um den Gefrierpunkt schwankte. Im Februar, bei einer Temperatur von vierzig Grad Kälte, wäre es teuflisch, trotz ihrer Kleidung. Sie trugen lange wollene Unterwäsche, zwei Paar Socken

übereinander in pelzgefütterten Stiefeln, zwei Wollpullover, eine pelzgefütterte Jacke und darüber einen Wolfsfellparka, den ein Pelzhändler aus Alaska angefertigt hatte, den Beaumont von Fairbanks kannte. Trotzdem froren sie, ihre Hände und Füße waren erstarrt und ohne Gefühl, der kleine, unbedeckte Teil ihrer Gesichter unter den Pelzkapuzen schmerzte. Er war immer feucht von dem haftenden Nebel, der sich auf sie legte, während sie sich vorwärts kämpften.

Da sie von Curtis Field so hastig aufgebrochen waren, hielten sie nach fünf Stunden, um etwas zu essen und zu trinken. Sie waren dankbar, daß die Hunde nur alle achtundvierzig Stunden fraßen. In dem kriechenden Nebel saßen sie auf ihrem Schlitten und aßen ihren Pemmikan, ein nahrhaftes Dörrfleisch, das im Geschmack an altes Leder erinnert. Das zermürbende Dröhnen eines nahen Hubschraubers begleitete sie während der ganzen Mahlzeit und machte sie gereizt.

»Warum geht das verdammte Ding nicht kaputt, warum geht ihm der Treibstoff nicht aus, oder es haut ab?« schimpfte Langer.

»Weil er auf Nordpol 17 aufgetankt hat«, brauste Beaumont auf.

»Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Warum fragst du dann so blöd?«

Das Entsetzliche passierte, während sie aßen. Beim Lärm der sowjetischen Maschine hatten sie nicht einmal etwas davon gemerkt. Am Ende ihrer Rast nahm Beaumont Graysons Kompaß und versuchte, die Nadel auszubalancieren. Der Hubschrauber hörte plötzlich auf zu kreisen und drehte nach Osten ab. Beaumont stand da mit dem Kompaß in der Hand, als er plötzlich aufsaß und in die Ferne starrte. Etwas war selbst in der plötzlichen Ruhe, nachdem der Hubschrauber abgeflogen war, sehr schwach zu hören. Nur Beaumont hörte es – ein Geräusch, das er lieber nicht gehört hätte: das

Schwappen von Wasser, ein sanftes Plätschern. »Ich bin gleich zurück«, sagte er beiläufig. »Bleibt genau wo ihr seid; und lauft nicht herum.«

In fünf Minuten war er zurück, und die beiden Männer ahnten offensichtlich nicht, daß etwas nicht in Ordnung war. Langer hatte seine Anweisung als Warnung aufgefaßt, nicht im Nebel herumzuspazieren; er stand bereits abmarschbereit hinter seinem Schlitten. Beaumont gab Grayson den Kompaß zurück. »Den wirst du eine Weile nicht brauchen«, sagte er ruhig. »Wir können sowieso nicht weiter. Wir treiben jetzt auf einer kleinen Scholle vom Eisfeld ab...«

»Das ist unmöglich«, platzte Langer. »Wir hätten es abbrechen gehört, das macht einen Mordskrach.«

»Du vergißt den Spektakel dieses Hubschraubers, und diesmal hat es beim Abbrechen eben nicht soviel Krach gemacht, jedenfalls nicht genug, daß wir es durch das Hämmern des russischen Motors hindurch gehört hätten.« Beaumont zeigte in den Nebel. »Egal, in welche Richtung man geht: man kommt keine dreißig Meter, ohne ins Wasser zu fallen. Wir sind ausgesetzt auf einer Scheibe Eis und treiben in einer breiten offenen Rinne. Wir finden uns besser damit ab – wir sind nicht mehr auf dem Packeis – wir sind auf See.«

Das Schlimmste, was überhaupt passieren konnte, war geschehen. Das Eisfeld hatte eine breite Rinne gebildet, eine ausgedehnte Wasserstraße, die mehrere Kilometer breit sein konnte. Manchmal ist es der Wind, manchmal die fortwährende Strömung unter dem Eis, die das Eis bricht und auseinanderreißt. In diesem Falle waren sie vielleicht nahe dem Rand der Wasserrinne gewesen, als sie gerastet hatten, und ein Fragment, die Scholle, auf der sie nun abgeschnitten waren, hatte sich losgelöst. Früher oder später schließt sich eine solche Wasserrinne wieder, es sei denn, sie liegt in der

Nähe der offenen See. In diesem Fall konnten sie auf den Ozean hinaustreiben und erfrieren.

Das Wiederzusammentreffen des Eises bereitete Beaumont Sorge. Er forderte die Männer deshalb auf, pausenlos wachsam zu bleiben. Das Aufeinandertreffen des Eises geht nicht gerade sanft vor sich. Das Eis schließt sich mit der Kraft eines Schraubstocks; es prallt aufeinander wie zwei stählerne Schiffe, die im Kollisionskurs aufeinandertreffen. Wenn zwei Eiskanten zusammenstoßen, klingt es wie tausend Böllerschüsse, ein entsetzliches Krachen, das man kilometerweit hören kann. Und wie die Stahlplatten eines Schiffes bäumt sich das Eis auf bei der Kollision. Durch die Wölbung und Verschiebung des zermalmtten Eises werden riesige Eisrücken aufgeworfen, Eisrücken, die in Bewegung sind und eine Höhe von zehn Metern erreichen können. Die gewaltigen Brocken auf dem Kamm der Eisrücken zerbersten und stürzen herab, wobei sie alles, was ihnen im Weg liegt, plattwalzen. Und wenn die Eiskanten aufeinandertreffen, würde das treibende Floß zwischen ihnen eingesperrt sein und geknackt werden wie eine Nuß. Das war der Grund, weshalb sie wachsam sein mußten.

Damit sie die Gefahr rechtzeitig kommen sahen, postierte Beaumont Grayson und Langer an gegenüberliegenden Enden der kleinen Insel. An einem der Schlitten befestigten sie ein Seil, das sie zu beiden Beobachtungsposten auslegten, so daß sie, sobald sie das Eisfeld kommen sahen, durch den Nebel schnell zurückfinden konnten. Während die zwei Männer ihre Positionen wie Beobachtungsposten an Bord eines Schiffes einnahmen, fütterte Beaumont die Hunde. In einiger Entfernung von den Tieren zerschnitt er Walroßfleisch und warf es ihnen zu. Sie verschlangen es mit dem üblichen Mangel an Tischmanieren. Eine Fütterung war zu dieser Zeit zwar noch nicht fällig, aber er wollte, daß sie ruhig blieben.

Die Scholle setzte ihr unheimliches Driften in das Nichts fort. Sie spürten keine Bewegung – die Scholle war groß und die Nacht windstill; aber die Strömung trug sie ständig weiter südlich, fort von Target 5. Langer hockte am Rand des Eises. Er strengte sich an, mit den Augen den Nebel zu durchdringen. Eine verdammt hoffnungslose Aufgabe, dachte er; er konnte kaum zwei Meter weit sehen, dann blockierte der graue Dunst seine Sicht. Aber es war nicht ganz so hoffnungslos, wie es schien. Dem Herannahen des Eisfeldes, das wie eine bewegliche Plattform aus hartem, kompaktem Eis aus dem Nebel auftauchen würde, konnte sehr wohl eine Ankündigung vorausgehen: eine kleine Welle, die vor ihm hergeschoben wurde. Das erste Warnsignal dürfte der Moment sein, in dem das Wasser so stark über das Eis schwappen würde, daß es bis hinter seine Stiefel reichte.

Vor dem Nebel sah das schwarze Wasser aus wie Öl, das hier und da mit dem schmutzigen Glanz von dünnen Eisplättchen an der Wasseroberfläche bedeckt war. Die Temperatur betrug fast minus fünfundvierzig Grad, und das Wasser war ständig kurz vor dem Gefrieren; eine neue Eisschicht schien sich zu bilden. Das aber wurde durch die Strömung verhindert.

Er konnte weder die Schlitten noch die Hunde sehen. Als er über die Schulter zurückschaute, hatte er nur lauter schmutzigen Dunst vor Augen. Ein erschreckendes Gefühl der Isolation überfiel ihn.

Er konnte den Eindruck nicht loswerden, daß er sich selbst überlassen war, daß er auf einem Fragment trieb, das von ihrer Scholle abgesplittert und kaum größer war als eine Tischplatte.

Die Furcht zitterte an seinen Nervenspitzen. Er lauschte mit äußerster Konzentration. Wenn das Eis, auf dem er hockte, von der Scholle abbrach, mußte er ein warnendes Krachen hören. Vielleicht aber war es kaum wahrnehmbar. Sie konnten nicht wissen, wie stark das Eis war, auf dem sie trieben; wenn das

Eis splitterte, müßte ein scharfes Knacken zu hören sein. Mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze saß Langer geduckt am Rand des Eises. In dieser Haltung sah er im Nebel aus wie ein zottiges Tier, und trotz der vielen Lagen von Kleidung und der zwei Paar Wollhandschuhe unter seinen dicken Handschuhen fühlte sein Körper sich an wie das Eis, auf dem er driftete. Seine Hände waren gefühllos, seine Füße schmerzten, sein Gesicht fror entsetzlich; aber die Furcht machte ihn wachsam. Dann hörte er ein Knacken.

Zitternd zwang er sich aufzustehen. Seine Beinmuskeln waren angespannt. Er war allein. Sein Eisbrett war von der Scholle abgebrochen. Wenn er nur zwei Schritte in irgendeine Richtung tat, würde er in das eiskalte Wasser stürzen, das ihn innerhalb von drei Minuten töten würde. In seiner Panik warf er sich herum. Vor seinem Gesicht hingen Nebelschleier. Er war vollkommen allein. Seine beiden Kameraden hatte er verloren. Er würde sie nie mehr wiedersehen. Eine blinde, grauenhafte Panik stieg in ihm auf. Er zitterte. Dann biß er die Zähne aufeinander. Reiß dich zusammen, um Himmels willen! Er stand ganz still, zitterte und versuchte, seine Panik zu überwinden. Da fühlte er plötzlich das Seilende, das er in seinem rechten Handschuh hielt und das er vergessen hatte. Er war noch mit der Scholle verbunden! Er hatte sich das Entsetzliche nur eingebildet! Müde sank er auf seine Fersen zurück, und seine eisverkrusteten Stiefel knarrten wieder, machten dasselbe Geräusch, das er vorhin gehört hatte. Er fühlte sich schwach vor Erleichterung und kam sich ziemlich albern vor. Die Anspannung machte sich schon bemerkbar; dabei waren sie erst weniger als eine Stunde gedriftet. Vierundzwanzig Stunden später schloß sich die Wasserrinne.

Beaumonts Uhr zeigte zweiundzwanzig Uhr dreißig. Die Scholle schaukelte und drehte sich langsam. Sie war in eine Gegenströmung geraten. Im Osten lichtete sich der Nebel.

»Dort drüben wird's heller«, stellte Langer fest. Er stand auf und zeigte in die Richtung. »Gott sei Dank, es wird heller. Vielleicht können wir etwas sehen...«

»Ich sehe schon etwas«, sagte Beaumont ernst. »Es sieht aus wie Land.«

Das Wort *Land* entfuhr ihm unbewußt, obwohl die verschwommene Linie, die er sah, nichts als Eis sein konnte – falls er überhaupt etwas sah. Wenn man für lange Zeit in den Nebel starrt, täuschten die Augen Berge und Bäume und andere unmöglichen Dinge vor, obwohl man genau wußte, daß nichts als Nebel sie umgab. Er schloß seine Augen und öffnete sie wieder. Der Nebel lichtete sich rasch, Mondlicht sickerte durch und wurde von der perlenden Feuchte reflektiert. Ja, er sah die schattenhafte Linie immer noch. Aber stand dieses verfluchte Ding fest? Wurden sie durch eine Richtungsänderung der Strömung allmählich auf feststehendes Eis zugetrieben? Er betete, daß es so war.

»Ich glaube, es kommt auf uns zu«, sagte Horst knapp.

Es lag nur etwa dreihundert Meter jenseits des Wassers – eine weiße Ebene, die aussah wie der Rand eines Kontinents. Vor ihm war die See schattig gekräuselt. Sie wurde von dem ungeheuren Eisfeld zurückgeworfen, das sich westwärts bewegte, westwärts auf das Eisfragment zu, das seinen Weg kreuzte. »Horst, bleib hier, und halt es im Auge. Ich will Sam warnen.«

Beaumont ging quer über die Scholle. Er rollte dabei das Seil auf, das sie jetzt nicht mehr brauchten. Der Nebel hatte sich so weit zerstreut, daß Beaumont Grayson sehen konnte, der in die entgegengesetzte Richtung schaute. Und fast von Minute zu Minute wurde der Nebel dünner. Er konnte jetzt mehrere hundert Meter über ruhiges Wasser auf der Westseite ihres Eisfloßes sehen. Dahinter war die Nebelwand so

undurchdringlich wie vorher. »Das Eisfeld liegt hinter dir, Sam, es bewegt sich schnell in östlicher Richtung.«

»Es wird Schwierigkeiten geben.«

»Und ob es die geben wird. Die Hunde sind eingespannt, es sieht aus, als würden wir schnell hinüberspringen müssen. Du bleibst besser hier, für den Fall, daß noch etwas Unvorhergesehenes passiert. Wenn ich rufe, komm blitzschnell, so schnell wie du nur irgend kannst.«

Für den Fall... Mehr zu sagen war unnötig. Beaumont befürchtete, daß die ganze Rinne sich schließen würde wie eine Eisklaue. Es war die erneute Bewegung der Scholle, die ihm nicht behagte. Sie drehte sich langsam im Kreis, was bedeutete, daß mehr als eine Strömung im Spiel war. Er blieb noch einen Moment bei den Hunden und ging danach zurück zu Langer, der unverwandt nach Osten blickte.

»Sieh dir die Welle an«, sagte der Deutsche.

Das gekräuselte schwarze Wasser war zu einer Welle geworden, einer kleinen Welle zwar nur, aber sie war die Vorwarnung für den ungeheuren Druck vom dahinter liegenden Eisfeld, das mit der Wucht von Millionen Tonnen Packeis auf sie zusteuerte. Der Nebel war noch lichter geworden, weiter hinten auf dem Eisfeld war er jedoch nach wie vor undurchdringlich. Die Ebene bewegte sich auf sie zu wie eine flache Küste aus aufgewühltem Eis und gefrorenen Eiskämmen.

»Keith...!«

Beaumont fuhr bei Graysons Ausruf herum. Er schreckte zusammen. Eine Welle aus der anderen Richtung war fast schon an der Scholle. Dahinter glitt die andere Seite der Klaue auf sie zu und schob die Welle vor sich her. Er rief nach Grayson, und der Amerikaner rannte ihm entgegen, während Beaumont schnell zurückblickte, um die Situation im Osten abzuschätzen. Es würde zu einer Katastrophe kommen – soviel

war ihm augenblicklich klar. Die westliche Eisplatte würde sie packen, kurz bevor die aus dem Osten sie erreichte – und sie mußten die östliche Richtung nehmen. »Geh zu den Hunden, Horst!« Er hörte ein Geräusch hinter sich und schaute zurück. Die Welle brach gegen die Scholle und überflutete sie mit schwarzem Wasser. Es erreichte Grayson und umspülte seine Stiefel. Die Hunde, die ebenfalls im Wasser standen, wurden wild. Die Männer liefen zu den Tieren hinüber und ergriffen die Zügel.

»Könnte sein, daß es uns schiebt, das Eis hinter uns...«, rief Beaumont. Während Horst sich mit seinem Gespann abmühte, kämpfte Beaumont um die Kontrolle über sein eigenes, wobei er mit einer Hand die Peitsche hielt, mit der anderen die Lenkstange. Rundherum waren sie von Wasser umspült. Sekundenlang tauchte die Scholle unter; es sah aus, als ständen sie auf der See. Die Hunde waren zu Tode erschrocken. Sie spürten, daß sie jeden Augenblick ertrinken konnten. Sie alle konnten in den nächsten Sekunden ertrinken. Es hing nur von der Widerstandskraft und Stärke des unsichtbaren Eises ab, auf dem sie standen. Wenn der wuchtige Schlag der Eisplatte, die hinter ihnen auf sie zutrieb, eine schwache Stelle traf und die Scholle auseinanderbrach, würden sie ohne festen Boden unter den Füßen auf der See treiben und sich im eisigen Wasser abstrampeln, bis die Klaue zuschlug und sie völlig zerrieb.

Die östliche Eisplatte war noch etwa hundert Meter von ihnen entfernt. Ihre Druckwelle hatte sie noch nicht erreicht, als der Aufprall mit einem atemberaubenden Schlag erfolgte, der das Eis unter ihnen erbeben ließ. Die Hunde hörten auf zu rasen und standen wie vom Donner gerührt völlig regungslos da. Die See war von ihrem Floß abgeflossen und hinterließ Pfützen in den Vertiefungen. Aber es war noch unversehrt. Jetzt fühlten sie, wie das Floß vorwärts geschoben wurde, der Kollision mit der herangleitenden Platte entgegen. Beaumont schaute zurück

und sah die Eisplatte hinter ihnen, die etwa dreißig Zentimeter höher war als die Scholle. »Auf die andere Seite, schnell«, rief er.

Mit den Peitschen trieben sie die demoralisierten Hunde über die kurze Strecke bis an den Schollenrand. Unmöglich! Sie hatten nicht die geringste Chance. Beaumont wünschte in diesem Augenblick, er hätte kehrtgemacht und die Gespanne auf die andere Seite der Zange geschafft, in der sie sich jetzt befanden. Aber es war zu spät. Die Welle von der Ostseite klatschte auf das Floß und umspülte ihre Füße. Wieder versuchten die Hunde auszubrechen. Beaumont zog die Zügel fest an und hielt die Peitsche bereit für einen scharfen Knall. Sie standen immer noch mit den Füßen im Wasser, als der Spalt sich schloß. Die Schlitten standen nebeneinander. Dann knallten die Peitschen, die Männer schrien, die Hunde schossen vorwärts, Sekunden vor dem Moment des Zusammenpralls. Unter ihnen überflutete die See kniehoch das Floß, tauchte es völlig unter.

Die Hunde rannten um ihr Leben und zogen die Schlitten mit sich über den Spalt, bevor das Eis donnernd aufeinandertraf. Etwas bäumte sich unter Beaumonts rechtem Bein auf, aber die Zugkraft der Schlitten riß ihn vorwärts, das Donnern des Eises in den Ohren. Der Rand des Eisfeldes war glatt, und die Schlitten jagten davon. Durch die Reibung brach das Eis von den Kufen ab, das angefroren war, als sie im Wasser standen. Das Donnern machte sie derart taub, daß sie das gewaltige Krachen kaum hörten, mit dem die Kanten der beiden Eisplatten zerbarsten und sich zu einem sieben Meter hohen Wall aus aufgerichtetem Eis aufwarfen, von dessen Kamm große Blöcke taumelten. Grayson, der neben Beaumont trabte, rutschte aus und stürzte. Hinter ihm wälzte sich der Eisrücken vorwärts wie eine Lavamasse, die Blöcke vor sich herstoßend.

Beaumont sah ihn fallen, faßte Peitsche und Schlitten mit einer Hand und griff nach ihm. Grayson kniete, als Beaumont seinen Ann packte, ihn mit einem Ruck mitriß. Der Amerikaner umklammerte die Lenkstange mit einer Hand. Er wurde meterweit auf den Knien mitgeschleift, bevor er wieder auf den Füßen stand. Hinter ihnen, dort, wo Grayson gefallen war, schlug ein riesiger tonnenschwerer Eisblock dumpf auf. Grayson, noch mitgenommen, die Hand an der Lenkstange, stolperte vorwärts mit dem Schlitten, der knapp hinter Langers Gespann herfuhr. Im Hintergrund tobte das Packeis in chaotischer Bewegung – eine gigantische Kollision.

Spalten rissen an den schwachen Stellen auf. Ein dunkler Einschnitt lief an Beaumonts Schlitten vorbei und voraus. Er schwenkte aus, um ihm auszuweichen, und schwenkte wiederum, um einer zweiten Öffnung zu entkommen. Das Grollen und Donnern des aufbrechenden Eisfeldes wurde zu einem ohrenbetäubenden Lärm, wie ein Bombardement. Sie rannten weiter, trieben die Hunde, rannten um ihr Leben, fort von der zerbröckelnden Hölle hinter ihnen, und als sie knapp einen Kilometer hinter sich hatten und kurz vor der Nebelwand waren, ließ Beaumont halten. Sie rangen nach Luft, ebenso die Hunde. Die Kleidungsstücke unter ihren Parkas waren feucht von Schweiß. Sie schauten zurück. In der Ferne bäumte und krümmte sich das Eisfeld immer noch. Es könnte Stunden dauern, bis der Aufruhr sich legte, bis sich das Eisfeld wieder zusammengefügt hatte und sich das hörbare arktische Schweigen ausbreitete.

»Wer zum Teufel war das?«

Das flackernde Bild von drei pelzbekleideten Gestalten aus der Luft gesehen erschien im Rauch. Es verschwand, und man sah Nebel und mehr Rauch. Die Leinwand in der

Hauptquartiersbaracke wurde weiß. Papanin regte sich in seinem Stuhl neben Kramer, als der Vorführer die Filmspule abnahm und jemand das Licht einschaltete. Der Rauch kam von der kleinen geschwungenen Pfeife, die er pausenlos paffte. Der Rauch in der überhitzten Baracke verschleierte das Schild »Rauchen verboten« an der Wand. Die Luft war glühend heiß.

»Wie interessant«, wagte Kramer vorzubringen.

»Der Film sagt mir absolut nichts«, antwortete der Sibirier. »Nur drei Männer und zwei Hundegespanne am Rande des Nebels. Wo ist die Beaumont-Truppe? Wir suchen nach einer großen Gruppe von Männern – nach einer Expedition. Diese dämlichen Piloten haben ihre Augen nicht an den richtigen Stellen.«

Papanin drehte sich in seinem Stuhl, die kleine Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, und sah auf eine Karte der südlichen Arktis, die auf einem Tisch ausgebreitet war. Die neuesten Positionen aller Schiffe in diesem Gebiet waren markiert: die sechs Schiffe der Trawler-Flotte K 49, der Träger *Gorki*, das riesige Forschungsschiff *Revolution* und der amerikanische Eisbrecher *Elroy*, der sich stetig dem Eisfeld näherte.

Neben der Karte lag eine vergrößerte Luftaufnahme von Target 5. Das Foto war vor vier Wochen aufgenommen worden; eine Routinesache, um ihre Akten über alle amerikanischen Stützpunkte in der Arktis auf dem laufenden zu halten. »Die Rampe auf Target 5«, sagte Papanin, »die Stelle, wo sie ihre Schneepanzer auf das Packeis fahren. Das Sabotagekommando müßte jetzt dort sein.«

Kramers Uhr zeigte zweiundzwanzig Uhr dreißig. In diesem Moment schloß sich vierzig Kilometer westlich die Wasserrinne um Beaumont. Aber er wußte nichts davon. »Unsere Leute sind vor einer Stunde dort angekommen«, erwiderte der Balte. »Mit Hilfe ihres Radargeräts werden sie

den amerikanischen Stützpunkt sogar im Nebel gefunden haben.«

»Und die Piste – sie muß auch unbrauchbar gemacht werden.«

»Dasselbe Kommando wird beides erledigen – Rampe und Piste. Sie werden alles genauso machen, wie Sie es vorgeschlagen haben...«

»Kein internationaler Zwischenfall, Sie wissen ja«, ermahnte ihn Papanin.

»Wenn irgend etwas passiert, wird es aussehen wie ein Unfall – oder wie eine Serie von Unfällen. Innerhalb von dreißig Minuten wird Target 5 von der Außenwelt abgeschlossen sein...«

»Nicht, wenn ihr Funkstand noch funktionsfähig ist...«

»Wird es nicht sein. Dasselbe Sabotagekommando wird auch das erledigen.«

Aber Papanin, die Arme hinter der Lehne verschränkt, lümmelte sich in seinem Stuhl und hörte kaum zu. »Beaumont«, murmelte er. »Beaumont«, wiederholte er. »Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor. Kramer, besorgen Sie mir ein Nachrichtenformular. Ich muß eine dringende Nachricht an Petrow im Leningrader Archiv schicken.«

»Ich glaube, du irrst dich ganz gefährlich.«

»Wir müssen direkt Ost«, sagte Beaumont zum drittenmal zu Grayson, »und früher oder später treffen wir auf Target 5.« Er zündete sich eine Zigarette an. Sie schmeckte nicht wegen des Nebels, der in alles eingedrungen war – auch in ihre Lungen. Der Streit war schon seit zehn Minuten im Gange – welcher war der *richtige* Weg?

»Wir sind auf der Scholle ziemlich weit südlich getrieben«, beharrte Grayson. »Da ich der Navigator bin, sollte ich ein Wort mitreden dürfen...«

»Du hast deine Meinung gesagt, und ich bin halt anderer Meinung. Alles treibt südlich – und zwar viel zu schnell für meinen Geschmack. Das Eisfeld, Target 5, der russische Stützpunkt, die Scholle, von der wir fast nicht lebend runtergekommen wären – alles treibt mit derselben Geschwindigkeit südlich. Deshalb darfst du das Treiben auf der Scholle nicht getrennt von den anderen beurteilen.«

»Bis zu einem gewissen Punkt hast du recht...«

»Ich habe todsicher recht. Und wir sind nicht im Unterhaus, wo sie reden, um sich Taten zu ersparen. Also ziehen wir los.«

»Direkt Ost?«

»Wohin sonst!«

Sie setzten sich in Bewegung; es ging durch beklemmenden Nebel und über holpriges Eis. Wieder mußten sie die Lenkstangen der Schlitten fest im Griff haben und ständig aufpassen, daß sie nicht umkippten. Sehr bald nach ihrem Aufbruch kamen sie an einen massiven Eisrücken, den sie nicht umgehen konnten. Mit Eisäxten mußten sie einen Durchlaß in den Wall schlagen. Es war eine mörderische Arbeit, die sie Zeit und zuviel Energie kostete. Der einzige Lichtblick war, daß sie seit längerer Zeit keinen einzigen Hubschrauber mehr gehört hatten.

»Es sieht aus, als hätten die Russen aufgegeben«, bemerkte Langer hoffnungsvoll, als sie die Lücke durch den Eiswall passierten. »Oder der Treibstoff ist ihnen ausgegangen.«

»Vielleicht«, antwortete Beaumont unverbindlich. Er überlegte, ob sie ihr Nachtlager aufschlagen sollten. Es war dreiundzwanzig Uhr dreißig, und alle bewegten sich lethargisch, sogar die Hunde. Die Anspannung der letzten Stunden und die bittere Kälte zermürbten sie – die Kälte

besonders. Er warf einen Blick auf den Mann, der neben ihm ging. Eine Zeitlang waren sie mit Schneebrillen vor den Augen gelaufen, aber bald hatte der Nebel sie verschmiert, so daß sie nicht mehr sehen konnten, wohin sie gingen. Deshalb hatten sie sie jetzt auf ihre Kapuzen zurückgeschoben. Graysons Brille hatte Gläser aus solidem Eis. Sein Atem war auf den Brillengläsern gefroren.

»Wir werden halten, sobald wir einen geeigneten Platz für unser Lager gefunden haben«, bemerkte Beaumont.

»Gott sei Dank!« Der Amerikaner merkte, daß er den Vorschlag ein bißchen zu begeistert aufgenommen hatte. »Ich könnte noch mal versuchen, Target 5 anzupeilen«, schlug er vor. Zu ihrer Ausrüstung, die auf den Schlitten verstaut war, gehörte ein Redifon GR 345, Sender-Empfänger und Peilgerät, ein tragbares Hochfrequenzgerät mit einer Höchstleistung von nur fünfzehn Watt. Aber mit diesem Apparat konnten sie Thule erreichen und selbstverständlich Curtis Field. Seitdem die Sikorskys sie auf dem Eis abgesetzt hatten, hatten sie dreimal angehalten und das Gerät eingeschaltet in der Hoffnung, irgendeinen Funkspruch von Target 5 zu hören. Aber sie hatten nichts gehört. Auf der Insel schien Funkstille zu herrschen.

Ein einziges Signal von dort hätte ihnen die Möglichkeit gegeben, mit dem Peilgerät den Funkstand von Target 5 zu orten und ihre eigene Position in etwa festzustellen. Beaumont war beunruhigt, daß jegliches Signal ausblieb. Das aber behielt er für sich. »Wahrscheinlich eine Menge atmosphärischer Störungen – sie wissen, daß sie nicht durchkommen, und deshalb versuchen sie es gar nicht erst«, sagte er unbekümmert zu Langer, der sich nach dem Grund für die Funkstille erkundigte.

Vor ihnen begann sich der Nebel in Bodennähe zu lichten. Darüber war er jedoch dicht wie zuvor. Sie gelangten in ein Gebiet, wo das Eis glatter war, der beste Untergrund für ein

Lager, den sie auf ihrem Weg bisher gesehen hatten, und Beaumont entschied, daß sie am besten hier blieben. Die Hunde glitten nur häufiger auf dem Eis aus, ein eindeutiges Zeichen dafür, daß ihre Kräfte nachließen. Kurz vorher hatte Langer schon seine Bedenken herübergerufen.

»Bismarck wird langsamer. Die ganze Meute wird bald streiken, wenn wir versuchen, noch weiter zu kommen.«

»Ich glaube nicht, daß wir zu dieser Stunde noch ein Hotel finden«, rief Beaumont zurück. »Dann pennen wir also hier...« Er brach plötzlich ab, die Hand noch an der Lenkstange, und starrte geradeaus. In dem dünner werdenden Nebel flackerte irgend etwas rötlich, verschwand und flackerte stärker wieder auf. Er wollte es nicht glauben. Er blinzelte, überzeugt, daß er Gespenster sähe. Er schaute wieder hin. Nebel rollte *her* an und verschleierte die Sicht mit einem durchsichtigen Vorhang. Wieder flackerte etwas rot auf, durchdrang den Nebelschleier, stieg höher, quoll auseinander und türmte sich auf. Er nahm einen schwachen Geruch wahr, den Gestank von Rauch. Auch die Hunde witterten ihn. Sie wurden unruhig. Sie spürten das Feuer.

»Was zum Teufel ist das?« fragte Grayson heiser.

Beaumont gab keine Antwort. Er nahm den Kompaß des Amerikaners, beugte sich über ihn und konzentrierte sich auf die Leuchtskala, um die Position zu bestimmen. Als er aufblickte, war das Flackern zu einem matten, gefährlichen Glühen geworden. Ein solches Glühen über dem Eis hatte er schon einmal aus einer Entfernung von sieben Kilometern gesehen, als ein amerikanischer Forschungsstützpunkt vor Alaska brannte.

»Was ist das?« wiederholte Grayson. »Das sieht ja ungeheuer aus.«

»Schlagt euch das Hotel aus dem Kopf«, sagte Beaumont ernst. »Es geht weiter – so schnell die Hunde können. Es ist Target 5, was da in Flammen aufgeht.«

Dienstag, 22. Februar: null Uhr fünfzehn bis acht Uhr

»Irgendein Verrückter hat diese Wahnsinnstat absichtlich begangen – das ist die reinste Sabotage...«

Matthew Conway, der fünfzig Jahre alte Stationsleiter, schnaubte vor Wut. Sein Zorn loderte fast so wie die Flammen, die die Funkbaracke zu einem Leuchtf Feuer in der Nacht hatten werden lassen. In dem Nebeltreiben untersuchte Beaumont die Trümmer, während Dr. Conway eine starke Lampe auf etwas richtete, das vor kurzem noch eine große Baracke gewesen war. Wo früher Wände gestanden hatten, waren nur noch verkohlte Stümpfe zu sehen. Ein großes Stück verbogenen Metalls lag halb vergraben unter einem Haufen Asche, und ein scharfer Brandgeruch lag in der windstillen Nacht. Die Baracke war bis auf das Fundament abgebrannt. Rauchschwaden wirbelten umher und mischten sich mit dem Nebel.

»Wieso Sabotage?« fragte Beaumont, während er das Gewehr an seiner Schulter zurechtrückte.

»Die Baracke brannte zwar schon, als ich gerufen wurde, aber doch nicht so«, sagte Conway wütend. »Rickard, der Funker, den Sie getroffen haben, als Sie hier ankamen, hat das Feuer zuerst gesehen. Als ich hinzukam, war die Hölle los – aber die Tür stand noch. Ich habe frische Holzsplitter um das Schloß bemerkt. Es sah aus, als wäre sie gewaltsam geöffnet worden.«

»Hätte auch vom Feuer stammen können«, sagte Beaumont beiläufig. Er bemühte sich, alle zu beruhigen. Seit sie vor zehn

Minuten angekommen waren, hatte er die gespannte Atmosphäre unter den drei Männern gespürt, die auf ihre Evakuierung von dem zum Untergang bestimmten Stützpunkt warteten. Diese Spannung hatte hier bereits geherrscht, bevor die Baracke in Flammen aufging.

»Sah aber gar nicht so aus«, widersprach Conway. »Der Raumstrahler zum Beispiel – dieses verbotene Stück Metall. Ich konnte durch die offene Tür hindurch sehen, daß er umgekippt war. Er stand aufrecht, als Rickard die Baracke vorhin verließ...«

»Vielleicht hat das Feuer ihn umgeschmissen...«

»Herrgott noch mal! Glauben Sie, ich wäre nicht mehr bei Sinnen? Ich bin vielleicht seit drei Jahren auf dieser Insel, aber ich bin trotzdem noch bei Verstand! Die Raumstrahler sind schwere Dinger – man müßte ihnen schon einen kräftigen Tritt versetzen, um sie auf die Seite zu werfen.«

»Schon gut, Matt, regen Sie sich ab.« Beaumont ging um die glimmenden Trümmer herum. Seit drei Jahren kannte er Conway flüchtig, und zweimal hatte er Target 5 besucht, als sie Hunderte von Kilometern weiter nördlich von ihrer gegenwärtigen gefährlichen Position trieb. Aber im Nebel hatte alles anders ausgesehen. Als sie das Feuer bemerkt hatten, waren sie über das Eis gejagt und hatten sich auf die Insel hinaufgearbeitet, ohne vorher nach der Rampe für die Schneepanzer zu suchen. Sie hatten die Schlitten über eine Rinne in den Klippen geschleppt, die etwa sieben Meter über das Packeis ragten, und waren auf das orangefarbene Glühen im Nebel zuge laufen.

»Dieser Metallklumpen – dort in der Ecke gerade noch zu sehen – ist unser Sender«, rief Conway. »War unser Sender«, verbesserte er sich. »Jetzt gibt es keine Möglichkeit, zum Festland durchzukommen – wir sind abgeschnitten, bis unser Flugzeug kommt.«

»Was erst in zehn Tagen sein wird«, sagte Beaumont, der jetzt neben dem Amerikaner stand. »Warum hat man es so lange aufgeschoben?«

»Das war meine verrückte Idee.« Conways Stimme klang verärgert. »Wir hatten nie die Möglichkeit, so weit südlich Tiefenmessungen und Salzgehaltbestimmungen durchzuführen. Dies schien dafür eine äußerst günstige Gelegenheit zu sein. Aber ich hatte nicht mit Nebel gerechnet. Und jetzt das hier...«

»Wer sollte es auf die Baracke abgesehen haben?« fragte Beaumont.

»Nur wir drei sind hier – also niemand. Ich weiß es nicht, wahrscheinlich macht sich der Streß auch bei mir bemerkbar.« Er wechselte das Thema. »Was ist mit diesem Russen, der hierherkommen soll?«

»Ein Mann namens Gorow, Michael Gorow.« Beaumonts Stimme klang beiläufig und vage: Conway hatte nicht die Sicherheitsstufe Nummer eins für seine Aufgabe erhalten. »Ich weiß nicht viel von ihm, aber vermutlich glaubt Washington, daß er eine Menge über die politische Lage in Rußland erzählen könnte. Er soll sich auf dem Weg von Nordpol 17 hierher befinden.«

»Und deswegen seid ihr hier?«

»Wir sollen ihn abholen und nach Curtis Field zurückbringen. So einfach ist das.«

»Einfach – über das Packeis zurück?« Conway starrte den Engländer an. »Die Reise würde ich nicht für sechzigtausend Dollar machen.« Conway grinste, während er die Eiskügelchen von seinen Augenbrauen zupfte. »Dabei könnte ich mit sechzigtausend Dollar eine Menge anfangen. Sollen wir zu den anderen zurückgehen?«

»Können wir uns vorher irgendwo ungestört unterhalten – auf dem Weg?«

»Das Laboratorium liegt gleich gegenüber.« Conway ging den Weg über den festgetretenen Schneepfad zwischen den unversehrten Baracken voraus. Beaumont war ziemlich sicher, daß sich der Nebel wieder verdichten würde. Er war auch ziemlich sicher, daß Conway vollkommen recht hatte. Die Funkbaracke war das Opfer einer Sabotage. Aber es hatte keinen Sinn, die Spannung auf der Insel zu vergrößern, und er hatte einen noch ernsteren Grund, den Mund zu halten. Falls Gorow durchkam und sie ihn rausbrachten, würden sie die drei Männer auf Target 5 zurücklassen müssen. Zu Conway hatte er Vertrauen, aber Rickard kannte er nicht, und Sondeborg brauchte er nicht näher kennenzulernen. Ein Blick auf den Spezialisten für Schwerkraft, und er wußte, daß Sondeborg kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand. Falls die Russen auftauchten, nachdem sie mit Gorow verschwunden waren, und versuchten, Druck auszuüben, konnten die zurückgebliebenen Männer ihnen nichts sagen – wenn sie nichts wußten.

»Hier drinnen können Sie auftauen«, sagte Conway und schloß eine Baracke am Ende der Reihe auf. »Wir haben die Heizung hier angelassen.«

Die Baracke war etwa so groß wie die Hauptquartierbaracke, in die Beaumont nach seiner Ankunft gegangen war. Es war ein großer Raum von ungefähr fünf mal sieben Metern. Kisten, die für die Evakuierung vorbereitet waren, standen an den Wänden. An einem Ende des Raums stand ein riesiges Eisenstativ, das einen großen Kurbelmechanismus hielt. Conway zeigte auf das Stativ. »Da hängen wir die Unterwasserkamera dran, mit der wir den Meeresboden fotografieren. Den Bohrkern haben wir durch das selbe Loch hinuntergelassen. Möchten Sie es sich ansehen?«

Conway bückte sich. Mit einem Hebel hob er einen Teil der Fußbodenbretter unter dem Stativ ab. Beaumont sah durch ein

rechteckiges Loch, etwa anderthalb Meter breit, nach unten. Zwei Meter darunter lagen weitere Bretter. »Da könnten wir Gorow zur Not verstecken«, schlug Conway vor. »Er würde ganz schön frieren, aber eine bessere Lösung habe ich nicht zu bieten.«

Beaumont schaute über das Loch zu Conway hinüber. »Wovon reden Sie?«

»Hören Sie mal, Keith. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich noch bei Verstand bin. Und noch kann ich mir einiges zusammenreimen. Sie bringen zwei Männer vom Rand des Nebels über das Packeis – und ihr alle seid per Hubschrauber dorthin geflogen worden, haben Sie gesagt. Also muß dieser Gorow, der den russischen Stützpunkt verlassen hat, um hierherzukommen, ziemlich wichtig sein. Und das bedeutet, daß die Leute vom russischen Staatssicherheitsdienst jetzt hinter ihm her sein werden. Stimmt's?«

»Das habe ich Ihnen bereits gesagt.«

»Ja, aber Sie haben mir nicht gesagt, daß aus diesem Grund meine Funkbaracke sabotiert wurde. Sie wollten uns auf diese Weise von der Außenwelt abschneiden, damit wir Curtis Field nicht verständigen können, wenn euer Russe ankommt. Das habe ich mir jedenfalls zusammengereimt auf dem Weg von diesem Trümmerhaufen hierher. Stimmt's?«

»Was ist unter den anderen Brettern?« fragte Beaumont. »Übrigens – es stimmt. Aber verraten Sie Rickard und Sondeborg nichts.«

»Ich bin verschwiegen wie ein Grab!« Conway bückte sich wieder und zog an einem Seil, das an einem Haken hing. Die unteren Bretter klappten auf wie eine Falltür an Scharnieren. Es war stockdunkel darunter. Conway knipste seine Lampe an und richtete den starken Lichtstrahl in das Loch. Aber selbst dieser Strahl ging in der endlosen Dunkelheit verloren. Ein

scharfer Geruch von Salz reizte Beaumonts Nase. Zu beiden Seiten des Lichtstrahls glitzerten Eiswände.

»Dort unten ist die Arktis«, erläuterte Conway. »Siebzig Meter durch das Eis hindurch. Das ideale Versteck für eine Leiche.«

»Hoffentlich kommt es nicht dazu«, erwiderte Beaumont.

»Das sollte nur ein Witz sein. Es hilft, die Spannung ein bißchen zu lösen.« Conway ließ die Falltür über dem finsternen Loch zufallen. »Sie haben vielleicht gemerkt, daß ich ein bißchen nervös bin, sie werden das verstehen, wenn ich Ihnen verrate, daß sich Michael Gorow in der nächsten Baracke befindet.«

Der geflohene Russe, der wichtigste Meeresforscher der Sowjetunion und Architekt des Katharina-Systems, lag bewußtlos auf dem Einzelbett, das an der Barackenwand stand. Er war bis zum Kinn in Decken eingehüllt. Nur sein gräßlich vernarbtes Gesicht mit den dicken, halbgeöffneten Lippen und die dichten, glatten dunklen Haare über der Stirn waren zu sehen. Gorow atmete schwer. Wie Leonid Breschnew hatte er buschige Augenbrauen, aber seine Wangen waren eingefallen und blaß.

»Er ist eine halbe Stunde vor euch eingetroffen«, erklärte Conway. »Ich war allein bei der brennenden Funkbaracke, als er schwankend aus dem Nebel auftauchte. Ich habe ihn vorerst hier hereingebracht, da die Baracke am nächsten lag.«

Ironie des Schicksals, dachte Beaumont. Irgend jemand hatte einen groben Fehler gemacht, als er die Baracke in Brand gesteckt hatte: Denn gerade das lodernde Leuchtfeuer hatte ihm erst den Weg zu der Eisinsel gezeigt. Und Gorow hatte zweifellos denselben flammenden Orientierungspunkt gebraucht, um sich nach Target 5 durchzufinden. Der Russe bewegte sich unruhig im Schlaf, murmelte etwas. Es klang wie

der Ruf nach einem Mädchen – Rachel –, dann war er wieder ruhig.

»Steht es sehr schlecht um ihn?« fragte Beaumont. »Sie waren früher Arzt, also müssen Sie es wissen.«

»Die Erfrierungen sind nicht so schlimm, wie es aussieht. Er hat einige alte Narben und frische Wunden, die ich behandelt habe. Er redet unaufhörlich und war leicht hysterisch. Deswegen habe ich ihm ein mildes Beruhigungsmittel gegeben, damit er schlafen konnte. Er redete, als ob ich wissen müßte, daß er kommen würde, und ich habe ihn in dem Glauben gelassen. Ich dachte, es wäre nur hysterisches Gerede.«

»Wie ist er hierhergekommen?«

»Anscheinend ist er mit einem Schlitten über das Packeis gekommen...«

»Wissen Sie das denn nicht genau, Matt?« fragte Beaumont ungehalten.

»Sie brauchen nicht gleich in die Luft zu gehen...«

»Es ist wichtig! Wenn sein Schlitten dort draußen herumliegt und die Russen ihn finden, werden sie wissen, daß er hier ist.«

»Tut mir leid, jetzt verstehe ich, was Sie meinen. Er hat mir gesagt, daß er seine Hunde irgendwo hier in der Nähe verloren hätte, während er ein Nickerchen machte. Er hätte sie nicht richtig angebunden. Den Schlitten mußte er den Rest des Weges selbst ziehen, und das hat ihn fast das Leben gekostet. Dann hat er aus der Ferne die brennende Baracke gesehen. Er hat mit dem Kompaß flüchtig seine Position bestimmt, den Schlitten aufgegeben und sich bis hierher zu Fuß geschleppt.« Conway nahm die angebotene Zigarette. Der Russe regte sich wieder, als das Streichholz angezündet wurde. »Ich schätze, daß er den Schlitten etwa einen Kilometer hinter den Klippen gelassen hat. Ist das schlimm?«

»Nicht gerade günstig. Woher wissen Sie, daß er Michael Gorow ist?«

»Das hat er gesagt...«

»Ist das seine Jacke?« Beaumont nahm die Jacke vom Tisch und fing an, die Taschen zu durchsuchen. »Ich kann mich nicht entsinnen, daß Sie in dieser Baracke eine Liege hatten, als ich das letzte Mal auf der Insel war.«

»Hatte ich auch nicht.« Conway lächelte ernst. »Der offizielle Grund ist, daß ich hier eine Menge Berechnungen vornehme. Wenn ich fertig bin, kann ich einfach ins Bett fallen. Der eigentliche Grund ist, daß ich für ein paar Stunden von den anderen wegkomme.«

»Insbesondere von Sondeborg?« Beaumont untersuchte mit äußerster Sorgfalt den Inhalt der Brieftasche und legte jedes Stück einzeln auf den Tisch.

»Insbesondere von Sondeborg – er schnappt bald über. Und seine Stimmung wird sich demnächst auf Rickard übertragen. Panik ist die ansteckendste menschliche Krankheit. Ist das nötig, seine persönlichen Sachen durchzusehen?« Conway war etwas gereizt.

»Jawohl! Dieser Ausweis besagt, daß er Michael Gorow ist«, antwortete Beaumont, war aber immer noch skeptisch. »Der Haken ist nur, daß wir kein Bild von ihm haben. Hat er gesagt, daß die Sicherheitsleute hinter ihm her wären?«

»Nein, er hat ganz plötzlich aufgehört zu reden, kurz bevor ich ihn ins Bett schickte. Ich glaube, er wurde argwöhnisch, weil ich nichts von ihm wußte. Es gab noch einen Grund, weshalb ich ihn in diese Baracke gebracht habe, das heißt, ihn hier auch gelassen habe.« Beaumont sah ihn wortlos an und nahm den feuchten Parka des Russen auf. Die Hitze des Raumstrahlers hatte den Schnee auf dem Pelz schmelzen lassen. »Die anderen wissen nicht, daß er hier ist«, fuhr Conway fort. »Er hat genug gesagt, um mir klarzumachen, daß

er auf der Flucht ist; und ich habe mir gedacht, daß der russische Sicherheitsdienst ihm auf den Fersen sein könnte. Ich möchte nicht noch mehr Panik heraufbeschwören. Ich habe schon genügend andere Dinge, mit denen ich jetzt fertig werden muß.« Conway unterbrach sich. »Und da ich ihn schon verstecken mußte, konnte ich mich nicht darauf verlassen, daß Sondeborg den Mund hält.«

Beaumont betrachtete den Amerikaner mit neuem Respekt. »Das war sehr schlau von Ihnen, Matt, sehr schlau. Und es könnte uns sehr helfen, falls die Russen wirklich auftauchen. Wir werden Gorow vielleicht doch noch in Ihrem scheußlichen kleinen Loch verstecken müssen...«

»Ich habe nicht einen lebendigen Menschen gemeint«, protestierte Conway. »Ich habe Ihnen gesagt, das sollte nur ein Witz sein. Mein Gott, wenn Sie ihn dort unten hineinstecken, wird er erfrieren.«

»Nicht, wenn wir ihn gut einpacken, ihn einhüllen und ihm einen kleinen Heizapparat mit hineinstellen. Es wäre nur für kurze Zeit – während die Russen die Station durchsuchen.«

»Die Station durchsuchen!« Conway war empört. »Sie dürfen hier keine Durchsuchung vornehmen – über diesem Ort weht die amerikanische Flagge...«

Beaumont kramte aus einer der tiefen Taschen des Parkas eine Röhre hervor, die etwa dreißig Zentimeter lang und sehr schwer war. »Matt, Sie haben es noch immer nicht ganz begriffen – und das sollten Sie den beiden anderen auch nicht sagen. Wir sind auf dieser Station von der Außenwelt völlig abgeschnitten, isoliert. Wegen des Nebels kann kein Flugzeug landen, der Funkkontakt ist ausgeschaltet. Wenn zu diesem Zeitpunkt auf dieser Insel jeder einzelne sich in Luft auflösen würde, gäbe es keinen einzigen Beweis dafür, daß hier etwas passiert ist.«

Conway ließ sich langsam auf einen harten Holzstuhl fallen und blickte zu Beaumont auf. »Wer wird hier von Panik gepackt?« fragte er mit gezwungenem Lächeln. »Das glauben Sie doch nicht im Ernst – das würden Sie doch nicht wagen...«

»Machen Sie sich eines endgültig klar«, sagte Beaumont kalt. »Das hätte mit Wagemut nicht viel zu tun, höchstens mit ein bißchen Skrupellosigkeit. Nehmen wir an, einer Ihrer Schneepanzer wird nur einige Kilometer von hier entfernt auf dem Packeis verlassen aufgefunden – ohne Treibstoff. Wenn der Nebel sich auflöst und jemand von Curtis Field hierherfliegt, findet er die Station leer, die Funkbaracke niedergebrannt, den Schneepanzer draußen auf dem Eis. Zu welcher Schlußfolgerung müßte er dann kommen? Daß ihr alle den Kopf verloren hättet, als der Nebel sich um die Insel legte. Daß ihr eure einzige Möglichkeit, euch mit dem Festland zu verständigen, verloren hättet, daß ihr versucht hättet, auf eigene Faust herauszukommen. Euch geht der Treibstoff aus, und ihr versucht, zur Insel zurückzukehren. Auf dem Weg dorthin passiert euch etwas. Eine Rinne reißt auf, ein Eisrücken bildet sich und erdrückt euch...«

»Das ist entsetzlich«, empörte sich Conway. »Was Sie da reden, ist ein Plan zum Massenmord...«

»Ich möchte nur, daß Sie wissen, woran wir sind, Matt«, hielt Beaumont ihm ruhig entgegen. »Ich spreche von dem russischen Staatssicherheitsdienst für besondere Aufgaben.«

»Wann ziehen wir los?«

Die Frage stellte Langer, als er die Hunde in der Baracke gegenüber dem Hauptquartierbau unterbrachte. Die Vorbereitungen zur Evakuierung der Station waren weit vorangekommen. Die Hälfte der Baracken auf der Eisinsel stand jetzt leer. An den Wänden der Hütte, die sie für die Hunde ausgesucht hatten, waren Kisten hochgestapelt.

Vollgepackt mit Geräten waren sie für das Flugzeug bestimmt, das in zehn Tagen kommen sollte.

»Sobald Gorow wieder reisefähig ist – vielleicht sogar früher, falls es notwendig wird –, was durchaus der Fall sein kann«, erwiderte Beaumont.

Langer rückte den Raumstrahler zurecht, den er in die Baracke getragen hatte, und blickte spöttisch auf. »Erwarten wir Besuch? Unliebsame Gäste?«

»Sie waren schon einmal hier – als sie die Funkbaracke ansteckten. Ich nehme an, daß sie noch ganz in der Nähe sind. Horst, wenn du hier alles fertig hast, möchte ich, daß du den Sender auspackst und klar und deutlich eine Nachricht nach Curtis Field funkst. Die Nachricht lautet: ›Target 5 Funkbaracke außer Betrieb. Sabotierte Wiederhol das Wort sabotiert mehrmals, sag das Ende deiner Durchsage an, und pack das Gerät wieder ein.«

Langer gab dem schlafenden Bismarck einen Klaps, der müde ein Auge öffnete und es gleich wieder schloß. »Meinst du, ich sollte nicht auf die Empfangsbestätigung der Mitteilung warten?«

»Die Mitteilung ist nicht für Curtis Field gedacht – sie ist für die Russen, die auf Nordpol 17 den Funkverkehr abhören.«

»Bist du zufällig in der Laune, mir dieses große Geheimnis zu erklären?« fragte Langer belustigt. »Nur damit ich weiß, was ich tue und was hier gespielt wird?«

»Später. Und wenn du damit fertig bist, möchte ich, daß du abwechselnd mit Sam Gorows Baracke bewachst. Wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gibt und keine Zeit zu verlieren ist, gib mit deinem Gewehr einen Schuß in die Luft ab. Wenn du gerade keine Wache schiebst, versuch ein bißchen zu schlafen.«

»Dir würde ein bißchen Schlaf auch nicht schaden«, stellte Langer fest. »Den Löwenanteil hatten wir zu leisten, als wir

auf der Scholle trieben. Und ich verzichte gern auf den Schlaf, wenn wir dafür schneller von hier wegkommen. Auf dieser Insel kann man ja das Gruseln lernen – hast du gemerkt, daß die drei Kerle, die auf ihre Evakuierung warten, kurz vor dem Überschnappen sind?»

»Eben deswegen müssen wir behutsam vorgehen«, warnte Beaumont. Er ging aus der Baracke in die eisige Nacht hinaus. Sein Gesicht spannte sich, als er die Tür zumachte. Er konnte die Hauptquartierbaracke gerade noch erkennen, obwohl sie nur zwei Meter entfernt auf der anderen Seite des festgefahrenen Schneepfades lag, der zwischen den zwei Reihen von Gebäuden verlief. Der Nebel hatte sich wieder verdichtet und schien schon in dem Augenblick noch undurchsichtiger zu werden, als er stehenblieb und horchte. In der Nähe hörte er das leise Tuckern des Generators, der Target 5 mit Strom versorgte; und aus der Ferne hörte er etwas anderes – das dumpfe Knirschen und Schürfen des Packeises, das die Insel umgab.

Wenn Target 5 unter dem ungeheuren Druck auseinanderbrach, würde die Katastrophe ganz plötzlich eintreten. Aus dem Nichts würden sich Risse bilden, sich zu Spalten vergrößern, bodenlose Abgründe aufreißen, während die ganze Insel ihren dreißigjährigen Widerstand dem unaufhörlichen Druck des Packeises gegenüber aufgeben würde.

Aber nicht die Insel machte Beaumont in diesem Augenblick Sorgen – es war das, was sich in dem dichten rollenden Nebel auf ihr bewegen könnte, für ihn aber unsichtbar blieb. Er blickte in die Richtung des Hügels, den er nicht sehen konnte, jener seltsamen, dreizehn Meter hohen Erhebung mit ihren eingelagerten Felsblöcken, die über vierzig Kilometer von der nächsten Küste entfernt auf See trieb. Die Kälte biß in seinen Augen; Horst hatte recht, er war verdammt müde. Er

überquerte den Pfad, öffnete die Tür der Hauptquartierbaracke und rief Grayson zu sich heraus. Er wartete draußen, während der Amerikaner seinen Parka überzog.

Bezeichnenderweise stellte er keine einzige Frage, als Beaumont ihn über Gorow aufklärte. Während er das Gewehr umhängte, bevor er den Weg hinaufging, äußerte er nur: »Es gibt Ärger da drinnen. Ich würde diesen Sondeborg am liebsten in die nächstbeste Rinne befördern.«

Beaumont gab sich einen Ruck, bevor er hineinging und die Tür hinter sich schloß. Er hatte laute Stimmen von draußen gehört. Jetzt aber schrie Sondeborg geradezu. Er stritt mit Conway. »Wir können mit dem kaputten Sender gar nicht zum Festland durchkommen«, tobte Sondeborg. »Was passiert, wenn die Insel anfängt, auseinanderzubrechen, bevor unser Flugzeug ankommt? Wir sitzen in der Falle...«

Der Schwerekraftspezialist hörte auf zu schreien, als Beaumont die Türschloß. An der gegenüberliegenden Wand standen Etagenbetten. Jeff Rickard, der Funker, saß auf einem der unteren Betten, kaute an einem Streichholz und musterte Sondeborgs hageres Gesicht. Conway lehnte mit verschränkten Armen an einem Tisch in der Mitte des Raumes. Die Ursache für die Röte in seinem sonst so blassen Gesicht war keineswegs die Hitze im Zimmer.

»Verdammt noch mal, Harv, schlaf dich mal richtig aus!« fuhr Rickard ihn an. »Wir haben Besuch, hör auf, deine Seele auszukotzen.« Der Funker, ein fröhlicher, zweiunddreißigjähriger Mann mit schwarzem lockigem Haar, faßte mit der Hand nach dem Arm des anderen. Sondeborg zog ihn schnell zurück und schleuderte Beaumont einen haßerfüllten Blick zu. »Warum sind Sie hier?« verlangte er zu wissen.

»Das habe ich Ihnen vorhin schon gesagt«, erklärte Beaumont geduldig. »Unser Hubschrauber stürzte ab auf das Eis, und wir hatten Glück, es bis hierher...«

»Ich glaube Ihnen kein einziges Wort!«

»Das tut mir leid.« Beaumonts Stimme klang gereizt. Er stellte sein Gewehr in einer Ecke ab, zog seinen Parka aus und legte ihn auf den Tisch. »Sie haben getrunken, nicht wahr?« Diese Schlußfolgerung bedurfte keines besonderen Scharfsinns. Er konnte die Fahne des Wissenschaftlers aus zwei Meter Entfernung deutlich riechen.

»Er hat irgendwo eine Flasche versteckt«, erklärte Conway Beaumont. »Ich habe sie bis jetzt nicht entdecken können. Dies ist sein letzter Aufenthalt in der Arktis.«

»Da können Sie sicher sein!« Sondeborg grinste höhnisch. »Von dem Augenblick an, da ich das Flugzeug besteige, will ich Eis nur noch in einer Bar sehen.«

»Wo Sie zweifellos in Zukunft Ihr Lager aufschlagen werden«, bemerkte Beaumont gehässig.

Sondeborg verlor plötzlich jede Selbstkontrolle. Er bückte sich, griff nach einem kurzen Eisstichel, der unter dem Tisch gelegen hatte, und richtete sich langsam wieder auf. Mit ausdruckslosem Gesicht starrte er Beaumont an.

»Leg das wieder hin!« befahl Conway kurz.

»Dieser lange Tommy nimmt zuviel Platz weg«, sagte Sondeborg langsam und bewegte seinen rechten Fuß vorwärts.

»Bleiben Sie, wo Sie sind, Rickard«, warnte Beaumont. »Es sieht nicht so aus, als erfreute ich mich in diesen Breitengraden großer Beliebtheit«, fuhr er fort, während er seinen Parka vom Tisch nahm. »Ich will keinen Ärger machen, Conway«, setzte er noch hinzu. »Ich werde in eine der anderen Baracken ziehen...« Er hielt den Parka, als wollte er ihn anziehen, wobei Sondeborg ihn unsicher beobachtete. Mit einer schnellen Wurfbewegung wie ein Matador, der sein rotes Tuch

schwenkt, schleuderte er den Parka über Sondeborgs rechten Arm. Der fuchtelte mit dem Arm, um den Eisstichel freizubekommen, aber da traf ihn schon Beaumonts Schlag, und zwar ziemlich hart – mit einem kurzen, kräftigen Stoß, der Sondeborg gegen die Betten schleuderte. Er sackte zusammen, fiel halb in eine Schlafkoje und brach dann bewußtlos auf dem Boden zusammen.

»Sehen Sie schnell nach«, befahl Beaumont. »Wie lange braucht er, bis er wieder zu sich kommt?«

Conway beugte sich über den Mann, untersuchte ihn kurz und antwortete über die Schulter. »Er ist vollkommen außer Gefecht. Wenn man den Alkohol bedenkt, könnte er mehrere Stunden so schlummern...«

»Können wir ihn von hier wegbringen – in eine andere Baracke?«

»Die Baracke nebenan hat zwei Betten...«

»Ich möchte ihn dorthin umquartieren«, sagte Beaumont knapp. »Außerdem will ich, daß er gefesselt wird.«

»Gefesselt?« Conway klang überrascht und beunruhigt.

»Gefesselt.« Beaumont hob den Eisstichel vom Boden auf. »Ein Mann, der jemandem mit diesem Ding droht, muß eingesperrt werden. Sperrt ihn ein – und bringt ein Vorhängeschloß an der Tür an.« Conway öffnete den Mund, um etwas zu sagen, während Rickard Sondeborg auf seine Schulter hob. »Ich habe meine Gründe«, sagte Beaumont entschlossen, »also ein Vorhängeschloß.« Er ging zu dem hohen Schrank an der Wand. Mit einem Griff holte er etwas herunter. Conway starrte auf den Gegenstand, den Beaumont auf den Tisch stellte.

»Da hat er sie also versteckt.«

»Ich bin größer als Sie«, erklärte Beaumont, »und deswegen habe ich sie gesehen, als ich hereinkam. Es gibt noch zwei von der Sorte da oben.«

»Wo zum Teufel hat er sie her?« Conway nahm die Flasche in die Hand und betrachtete sie, als ob er seinen Augen nicht trauen könnte. Er hielt eine große Flasche russischen Wodka in der Hand. »Er kann sie kaum von Minsky bekommen haben, der ist harmlos. Er ist der Leiter von Nordpol 17. Aber er ist von Zeit zu Zeit hiergewesen, um zu sehen, wie es uns geht.«

»Um sich Informationen zu holen«, erwiderte Beaumont. »Die Russen führen eine detaillierte Akte über jeden amerikanischen Stützpunkt in der Arktis. Minsky hat seine Informationen von Sondeborg erhalten, als Tausch für den Alkohol, den Sie ihm vorenthalten haben. Geben Sie mir jetzt recht, daß wir ihn einschließen müssen?«

»Dieser Funkspruch macht mir Sorgen«, sagte Dawes. »Ich glaube, es zieht eine Krise herauf. Ich möchte eine Maschine nach Target 5 schicken.«

»Aber die Insel liegt noch völlig im Nebel«, wandte Adams ein. »Wie soll einer dort landen?«

»Sie haben uns gefunkt, daß die Funkbaracke abgebrannt ist. Das Wort Sabotage haben sie benutzt. Ich schicke die Transportmaschine. Wir haben sie startklar gemacht für den Fall, daß der Nebel sich lichtet. Ich schicke Ridgeway.«

»Wie soll er landen?«

»Weiß ich nicht«, gab Dawes zu. »Aber wenn irgendeiner landen kann, ist es Ridgeway. Er ist fünfmal auf Target 5 gelandet, an verschiedenen Stellen in der Arktis, und er ist der beste Zivilpilot im Umkreis von tausend Kilometern. Geben Sie den Befehl an Fuller weiter.«

»Das gefällt mir nicht«, brummte Adams, während er den Hörer nahm, um mit dem Kontrollbeamten vom Flugplatz zu sprechen. »Ridgeway wird nicht begeistert sein«, sagte Dawes.

»Ich habe deine Nachricht gesendet«, meldete Langer Beaumont, als er wieder zur Tür hereinkam. Er sah sich in der Baracke um. »Wo sind sie?«

»Sie bringen Sondeborg ins Bett – nachdem ich ihn eingeschlafert habe.« Er erzählte Langer, was passiert war. »Ich glaube nicht, daß die anderen es gemerkt haben, aber ich habe Sondeborg zu dieser Auseinandersetzung herausgefordert. Ich will klar Schiff haben.«

»Fürchtest du, daß die Russen kommen werden?« Langer ließ seinen Parka auf den Tisch fallen. »Mensch, ist das kalt draußen – ich löse Sam besser in ein paar Minuten ab.«

»Ich fürchte nicht, daß die Russen kommen könnten – ich bin sicher, daß sie kommen werden«, antwortete Beaumont bestimmt. »Die Frage ist nur, ob sie kommen, bevor oder nachdem wir von hier abgehauen sind. Wenn sie vorher kommen, möchte ich keinen Schwächling wie Sondeborg dabei haben, dem sie Fragen stellen könnten.« Er zeigte auf die Wodkaflasche. »Schon deshalb nicht, weil er ihnen bereits Informationen gegeben hat, nur um an sein Gesöff zu kommen. Er hat ihnen Informationen über die Funkbaracke geliefert.«

»Solche Informationen brauchten sie – wo der Mast aus dem Dach ragt?«

Beaumont neigte sich über den Tisch und goß Kaffee aus der Thermosflasche, die Conway für sie bereitgestellt hatte. »Trink etwas davon, zum Aufwärmen. Ja, sie brauchten zum Beispiel die Information, daß niemand dort schlief. In manchen arktischen Stützpunkten hat der Funker ein Feldbett in der Funkbaracke, damit er an der Strippe bleiben kann. Hier ist das nicht nötig – Rickard suchte die Baracke nur dann auf, wenn er das Funkgerät benutzte.« Beaumont stieß mit dem Finger an die zwei dreißig Zentimeter langen Metallröhrchen, die auf dem Tisch lagen. »Kommen sie dir bekannt vor?«

»Fünfundzwanzigtausend Jahre Geschichte steckt in jedem von ihnen.« Langer nahm eine Röhre in die Hand und untersuchte sie oberflächlich. »Phantastisch, wie sie diese Röhren an der Spitze des Bohrers hinablassen, in einer Tiefe von über dreitausend Meter in den Meeresboden hineinbohren und mit einem Bohrkern zurückholen. Und die eingegrabene Röhre bringt Proben vom Meeresboden zurück. Jahrtausende hindurch wurden die geologischen Schichten am Boden des Ozeans von dem gewaltigen Gewicht des Wassers zusammengepreßt. Deshalb haben wir zum Schluß fünfundzwanzigtausend Jahre, die man in der Jackentasche herumtragen kann.«

»Das hat Gorow auch getan. Siehst du einen Unterschied zwischen den beiden?«

Wieder untersuchte Langer die zwei Röhren. Beide waren von ihrem langen Weg durch das Meer und von der Reibung im Meeresboden rostig und abgeschliffen, und beide waren mit einem Bohrkern gefüllt. »Das sind ganz normale Bohrkern«, antwortete Langer. »Wie die anderen dort drüben.« Er zeigte auf eine Röhrensammlung, die Conway auf einer Kiste ausgebreitet hatte.

»Diese ist von Gorow.« Beaumont nahm die eine Röhre und benutzte die Spitze seines Taschenmessers als Hebel an ihrem äußersten Ende. Ein massives, etwa acht Zentimeter langes Stück von dem Bohrkern fiel in seine Hand, als er die Röhre umstülpte. Das Stück Bohrkern am anderen Ende der Röhre blieb stecken, als er sie schüttelte. Etwas Glänzendes, fest Zusammengerolltes fiel in seine Hand. Er blinzelte Langer zu und hielt einen Teil des 35-Millimeter-Films gegen das Licht. »Und das, wenn ich mich nicht schwer täusche, dürfte ein Mikrofilm von den Katharina-Plänen sein.«

»Was sagst du da?«

»Du hast schon richtig gehört. Ich halte eine Aufzeichnung des gesamten russischen strategischen Unterwassersystems in der Arktis in meiner Hand.« Beaumont rollte den Film wieder zusammen, steckte ihn in die Röhre zurück und stülpte das Stück Bohrkern wieder darüber. »Wenn wir also Gorow verlieren, haben wir wenigstens das noch.«

»Wenn er aufwacht, wird er es vermissen«, warnte Langer. »An seiner Stelle würde ich als erstes danach sehen, wenn ich wach werde.«

»Dann halten wir ihn eben bei Laune, indem wir die Röhre in seinen Parka stecken.« Beaumont hielt die zweite Bohrröhre hoch, sah dann auf seine Uhr. Ein Uhr, Ortszeit. »Das könntest du für mich erledigen, wenn du Sam ablöst. Und jetzt werde ich mich aufs Ohr legen, bevor ich in diesem Sessel einschlafe.«

Er hatte gerade seine Stiefel ausgezogen und war in eine der unteren Kojen gestiegen, als die Tür aufgestoßen wurde und Langer zurückkam. »Ich glaube, die Russen sind hier – Sam hat Motorengeräusch gehört...«

Der Sibirier kam von Nordpol 17 per Hubschrauber über das Eis. Er landete am östlichen Rand der Nebelbank. Hier wechselte er in einen Schneepanzer über, dieses seltsame Raupenfahrzeug, das in der Arktis für kurze Strecken benutzt wurde. Es hat vier Raupenketten – zwei vorn, die das Führerhaus stützen, und zwei weitere, die den hinteren Teil tragen, der dem Anhänger eines Lastwagens ähnlich ist.

»Um ein Uhr könnten wir die amerikanische Station erreichen«, sagte Kramer, als er sich neben Papanin setzte, der sich entschlossen hatte, den Schneepanzer selbst zu fahren. »Ungefähr die Zeit, die wir für die Ankunft Gorows berechnet haben – unter der Voraussetzung, daß er sehr viel Glück gehabt hat.«

Trotz des Nebels hatten sie keine Schwierigkeiten, die Eisinsel ausfindig zu machen. Ein früheres Sicherheitskommando hatte auf Target 5 ein elektronisches Gerät auf dem Gipfel des Hügels hinter Conways Lager aufgestellt. Das Empfangsgerät dazu hielt Kramer fest in der Hand, und es führte sie direkt zu ihrem Ziel. Aber die Fahrt war entsetzlich kalt. Kramer zitterte, als sie ankamen. Auch die zehn bewaffneten Männer zitterten vor Kälte, obwohl sie im hinteren Teil des Panzers eng zusammenkauerten. Sie vermieden die Schneerampe, die es ihnen ermöglicht hätte, direkt auf die Insel zu fahren. Statt dessen ließen sie den Schneepanzer auf dem Packeis stehen und liefen das letzte Stück zu Fuß. Wie in einem Schachspiel, von einem Großmeister angelegt, war alles vorausgeplant. Als sie zu den Felsen kamen, benutzten sie eine Bergsteigerausrüstung, um sich über das sieben Meter hohe Hindernis zu ziehen. Als sie die Klippen erklommen hatten, benutzte Kramer sein Kästchen, um sie durch den Nebel zum Gipfel des mit Felsbrocken übersäten Hügels zu führen. Auf dem Gipfel machten sie mit Hilfe des vibrierenden Kompasses Norden aus, denn die Barackensiedlung lag auf der nördlichen Seite.

»Irgend etwas stimmt nicht«, flüsterte Papanin, als sie den Abhang hinuntergelaufen waren und nichts gefunden hatten. Etwas stimmte tatsächlich nicht; seitdem die letzte Luftaufnahme von Target 5 gemacht worden war, seitdem der Nebel über sie hereingebrochen war, hatte sich die Insel um einige Grad gedreht. Es war also großes Glück, daß der Sibirier gegen eine der leeren Baracken prallte, bevor er sie überhaupt wahrgenommen hatte. Einige Minuten später, nachdem er wie ein Blinder herumgetappt war, fand er die Hauptquartierbaracke, vor der ein Licht brannte. Er hämmerte mit seiner behandschuhten Faust an die Tür, rief etwas auf englisch, öffnete dann die Tür und ging hinein.

Der Sibirier beherrschte die englische Sprache perfekt; er hatte sie in einem Sprachlabor in Charkow in der Ukraine gelernt und seine Kenntnisse in langen Gesprächen mit Guy Burgess in Moskau vertieft – wann immer dieser englische Überläufer nüchtern genug war, um etwas in verständlicher Aussprache von sich zu geben. Papanin hatte den größten Teil des Jahres 1967 als Mitarbeiter einer der sowjetischen Konsulate im Südwesten der Vereinigten Staaten verbracht, einem jener Konsulate, für deren Unkosten es eine einzige Rechtfertigung gibt: Spionage.

Papanin, der aus dem Nebel auftauchte, wurde von dem Licht geblendet. Er hob die Hand, um besser sehen zu können, und erblickte drei Männer in der Baracke. Und genau von drei Männern hatte Minsky berichtet, daß sie auf ihre Evakuierung warteten. Ein sehr großer Mann in den Dreißigern saß auf einem Bett und putzte sein Gewehr. Die Mündung war auf die Tür gerichtet. Ein kleiner, blonder Mann, auch um die Dreißig, stand nahe der Tür und hielt ein Gewehr in der rechten Armbeuge, einen öligen Lappen in der linken Hand. Der Älteste, um die Fünfzig, stand gegen den Tisch gelehnt, die Arme verschränkt, der Gesichtsausdruck gespannt.

»Kommen Sie herein und schließen Sie die Tür«, bellte der große Mann, wobei er den Gewehrlauf höher richtete. »Nein! Nur Sie – die anderen können draußen bleiben.«

Hinter Papanin standen im Nebel mehrere pelzbekleidete Männer, alle mindestens dreißig Zentimeter kleiner als der riesige Sibirier, der jetzt in die Baracke trat und zu dem Mann auf dem Bett hinübersah. »Ich komme von Nordpol 17...«

»Ich habe gesagt: Tür schließen«, wiederholte der große Mann sehr ruhig.

»Dr. Kramer sollte auch dabei sein«, bestand Papanin steif. »Er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

»Na gut, Kramer kommt auch rein – die anderen bleiben draußen...«

»Es ist sehr kalt...«

»Niemand hat Sie hergebeten.«

Grimmig sah sich Papanin um. Er fühlte Wut in sich aufsteigen, während Kramer sich hinter ihm hereindrängte. Der Blonde mit dem Gewehr knallte die Tür vor den Gesichtern der Männer draußen zu und verriegelte sie mit einem kurzen, knackenden Geräusch. Papanin suchte in der Baracke flüchtig nach irgendeinem Hinweis auf Gorows Anwesenheit. Er bemerkte Bohrkerne, die auf einer Kiste lagen, einen Eisstichel daneben, wieder Kisten, eine Flasche und Tassen auf dem Tisch, gegen den der ältere Mann sich lehnte.

Papanin wäre groß genug gewesen, um die zwei Wodkaflaschen auf dem Schrank zu sehen – nur waren sie versteckt worden. Der Sibirier zog seinen feuchten Parka aus und ließ ihn über eine Stuhllehne fallen.

»Ich heiße Wassily«, erklärte er, während seine Augen weiter in der Baracke herumschweiften. »Ich bin der Verwaltungsbeamte für verschiedene sowjetische Forschungsstationen, einschließlich ihres Nachbarn, Nordpol 17. Doktor Kramer ist der diensthabende Arzt dort. Ist alles in Ordnung hier?« erkundigte er sich.

»Was sollte nicht in Ordnung sein?« fragte Beaumont.

»Ich habe etwas gerochen, als wir durch den Nebel kamen, etwas, das nach Brand...«

»Unsere Funkbaracke ist abgebrannt«, platzte Conway heraus. »Sie wurde absichtlich in Brand gesteckt. Ist das die Ordnung, die Sie gemeint haben?«

Beaumont gratulierte Conway innerlich; der Amerikaner hatte genauso reagiert, wie er es vorgeschlagen hatte. Das ermöglichte ihm eine Eröffnung, die den Sibirier verunsichern konnte. »Das ist eine verdammt ernste Angelegenheit, Wassily

– wir haben nach Grönland gefunkt, um diesen Sabotageakt durchzugeben. Irgend jemand wird eine Menge unangenehmer Fragen beantworten müssen.«

»Sie haben wegen des Feuers gefunkt?« Ein spöttischer zweifelnder Ton lag in Papanins Stimme. Diese Leute mußten Holzköpfe haben. »Können Sie mir verraten, wie man einen Sender bedient, der vom Feuer zerstört wurde?«

»Ersatzsender«, informierte Beaumont ihn lakonisch. »Wir haben immer einen Ersatz – genehmigt man Ihnen auf den russischen Basen nur einen einzigen? Wahrscheinlich müssen wir das den Extravaganzen des kapitalistischen Systems zuschreiben. Übrigens«, fuhr er fort, »Ihr Überwachungstrupp auf Nordpol 17 wird Sie sicherlich über den Funkspruch unterrichten, wenn Sie zurück sind.«

Beaumont wartete, fragte sich, ob sein Spiel aufgehen würde.

Offensichtlich wußte der Sibirier noch nichts von dem Funkspruch, aber es war lebensnotwendig: Sofern er die Tatsache begriff, daß eine Nachricht gefunkt worden war, daß Grönland über ungewöhnliche Ereignisse auf Target 5 schon informiert war, würde er zögern, extreme Maßnahmen zu ergreifen. Und allein darum ging es Beaumont – Verzögerung, Aufschub, um Zeit zu gewinnen, in der sie Gorow von der Eisinsel schaffen konnten.

»Überwachungstrupp?« fragte Papanin verständnislos.

»Spielen Sie nicht den Unschuldigen!« Beaumont stand auf; die beiden Männer schienen die Baracke auszufüllen, als sie einander gegenüberstanden. »Überwachungstrupp! Jedermann weiß, daß Sie Abhöreinheiten über die ganze Arktis gestreut haben, die unsere Funksprüche überwachen. Ein übliches Verfahren, Wassily. Warum wollen Sie ein Geheimnis daraus machen?«

Conway steckte verstohlen beide Hände in die Hosentaschen, um zu verbergen, daß er stark schwitzte. Beaumont vollführte

einen Tanz auf dem Seil und konnte tief fallen. Draußen vor der Baracke stand eine Menge bewaffneter Männer, und niemand würde jemals erfahren, was im Nebel auf Target 5 wirklich passiert war. Er hatte noch seine Zweifel, ob der Engländer den Russen überlisten konnte. Er mußte vor allem unaufhörlich daran denken, daß Gorow nur wenige Meter von ihnen entfernt versteckt war.

»Ich bin nicht hierhergekommen, um darüber mit Ihnen zu reden«, sagte Papanin grob. »Ich fürchte, einer unserer Leute könnte für die Brandstiftung an Ihrer Baracke verantwortlich sein«, fuhr er in einem Ton fort, der kaum entschuldigend war.

»Dann gibt es eine gründliche Untersuchung«, sagte Beaumont offen. »Um diese Zeit wird Washington schon davon erfahren haben – Sie können sich vorstellen, wie man auf das Wort Sabotage reagieren wird!«

»Darf ich bitte ausreden...«

»Morgen könnte es schon in den Schlagzeilen stehen – Russen überfallen amerikanischen Stützpunkt...«

»Das ist absurd...«

»Kaufen Sie die morgige Zeitung, dann sehen Sie's.«

Zum erstenmal seit vielen Jahren geriet Papanin aus der Fassung. Falls wirklich ein Funkspruch gesendet worden war, mußte er hier vorsichtig ans Werk gehen. »Kein internationaler Zwischenfall...« In Gedanken hörte er die Anweisung des Genossen Breschnew, während er sich Mühe gab, die Situation wieder in den Griff zu bekommen. »Ich rede von Nikolai Marow, einem zweiten Meeresforscher«, erklärte er. »Er ist verrückt geworden und hat einen anderen Mann namens Gorow umgebracht. Er ist mit einem Schlitten und Hundegespann in diese Richtung entkommen. Marow hat die Papiere seines Opfers an sich genommen und könnte versuchen, sich für Michael Gorow auszugeben...«

»Warum sollte er das tun?« wollte Beaumont wissen.

»Weil er seine eigenen Papiere in seiner Baracke zurückgelassen hat«, behauptete Papanin glatt. »Er mußte wissen, daß Sie von ihm einen Beweis für seine Identität verlangen würden...«

»Warum glauben Sie, daß er verrückt ist?« unterbrach ihn Beaumont.

Papanin sah ihn haßerfüllt an. Die dauernden Unterbrechungen hatten seine Geduld aufgebraucht. Er ging zu einer anderen Taktik über, redete lauter. »Herrgott noch mal! Er hat Ihre Baracke in Brand gesteckt! Er hat ein brutales Verbrechen begangen! Es war kein schöner Mord...« Er ging einen Schritt näher auf Beaumont zu und versuchte, ihn mit der Kraft seiner Persönlichkeit einzuschüchtern. »Er hat den armen Gorow mit einem Eispickel getötet und ihm dann das Gesicht verstümmelt. Begreifen Sie denn nicht? Er hat drei Jahre in der Arktis verbracht, er hat den Verstand verloren – er ist wie ein wildes Tier, das irgendwo da draußen auf dem Eis herumstreunt...«

»Dann hören Sie auf, Ihre Zeit zu vergeuden. Hauen Sie ab und suchen Sie ihn!«

Papanin beruhigte sich plötzlich und zog Kramer in das Gespräch. »Diese Sache macht uns große Sorge. Wenn Sie die ganze Geschichte gehört haben, werden Sie uns vielleicht bitten, zu bleiben. Ich glaube, am besten erklärt Dr. Kramer alles – dann werden Sie verstehen, wie ernst die Sache ist. Ich darf mich setzen?« Er zog einen Stuhl hervor und nahm Platz, bevor jemand zustimmen konnte. Er lächelte freundlich nach allen Seiten. »Fangen Sie schon an, Kramer.«

»Marow ist Psychopath...«, begann Kramer in sorgfältigem Englisch.

»Wir wollen keinen medizinischen Bericht hören«, sagte Beaumont unfreundlich. Er war fest entschlossen, den Sibirier wieder auf die Beine zu kriegen. »Wir haben genug um die

Ohren, ohne daß Sie sich auch noch für die Nacht hier niederlassen.«

Papanin stand langsam auf, wobei er seine Finger ausstreckte, um etwas von der angestauten Spannung zu entladen. Er mußte nun sehr vorsichtig sein; irgendwie hatte sich das Blatt gewendet: Er hatte diese Amerikaner einschüchtern wollen, und nun war Papanin selbst stark verwirrt. »Wir sind gekommen, um Sie zu warnen«, begann er, während er seinen Parka holte, »um Sie um Ihre Mithilfe zu bitten...«

»Wir sind gewarnt, wir haben geholfen, wir haben zugehört. Vielen Dank. Und nun haben wir eine Menge zu tun«, unterbrach Beaumont ihn kurz angebunden.

»Ich wollte vorschlagen, daß wir Ihre Baracken durchsuchen – einer von Ihnen könnte uns begleiten –, falls Marow sich dort versteckt.«

»Nicht nötig – wir haben sie selbst durchsucht, als wir feststellten, daß jemand die Baracke angesteckt hatte...«

Conway griff in das Gespräch ein, zog eine großartige Schau ab. Seine Stimme bebte vor echter Wut und Empörung. »Das ist ja unverschämt! Sie kommen hierher und schlagen uns noch dreist vor, unsere Station zu durchsuchen? Dieser Grund und Boden gehört den Vereinigten Staaten, Herr Wassily.« Er hatte sich einige Schritte vom Tisch fortbewegt und stand vor Papanin. »Hoffentlich muß ich Sie nicht daran erinnern, daß die amerikanische Flagge über dieser Eisinsel weht?«

Papanin beugte sich vor. Er hatte seinen Parka schon halb angezogen, als er Conway ansah. Bevor er ging, mußte er diesen Leuten einen ordentlichen Schrecken einjagen. »Ich habe die Fahne gesehen, als wir hier ankamen – sie hängt schlaff wie ein gefrorener Fisch.« Er richtete sich auf und machte seinen Parka zu. »Es wäre im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit, wenn niemand von Ihnen diese Eisinsel verlassen würde, bis Ihr Flugzeug kommt.«

»Sicherheit wovor?« fragte Beaumont.

»Wenn wir auf dem Packeis eine Bewegung sehen, könnten meine Männer annehmen, es wäre Marow. Dann würden sie möglicherweise schießen«, sagte Papanin ernst. »Ich habe ihnen zwar gesagt, daß sie ihn unversehrt gefangennehmen sollen – wenn möglich. Aber Gorow hatte viele Freunde, und einige von ihnen stehen draußen vor dieser Baracke – und alle sind bewaffnet.« Er zog die Pelzkapuze über seinen kahl rasierten Kopf. »Kramer, wir haben diese Leute um ihre Hilfe gebeten. Da wir nicht mehr willkommen sind, werden wir gehen.« Er blickte sich noch einmal in der Baracke um. »Eine angenehme Fahrt zurück in die Vereinigten Staaten, meine Herren. Hier sind Ihre Tage gezählt.«

Als sie weg waren, schickte Beaumont Grayson hinterher, um sicherzugehen, daß sie wirklich gegangen waren. Dann sah er zu Conway hinüber, der seine feuchten Handflächen mit einem Taschentuch trocknete. »Es wird von nun an verdammt brenzlich werden«, warnte er. »Der Mann, der sich Wassily nannte, ist Oberst Igor Papanin, Chef des Sicherheitsdienstes für besondere Aufgaben in Leningrad. Man hat mir sein Foto gezeigt, bevor ich Washington verließ.« Beaumont sah auf seine Uhr. Ein Uhr fünfundvierzig. »Um acht Uhr heute morgen werde ich Gorow per Schlitten hier rausholen – in sechs Stunden. Das ist die beste Möglichkeit, den Russen aus dem Weg zu gehen.«

»Warum acht Uhr?«

»Weil sie bis dahin die ganze Nacht irgendwo auf dem Packeis verbracht haben werden – sie werden abwarten, was wir tun. Sie werden es nach sechs Stunden satt haben – das Horchen, das Zittern und die Anspannung, dauernd nach irgendwelcher Bewegung Ausschau zu halten. Bis acht Uhr werden sie schlechte Laune haben und hundemüde sein. Ihre Wachsamkeit wird nachlassen. Aber es würde schon helfen,

wenn wir ein kleines Ablenkungsmanöver inszenierten zu dem Zeitpunkt, wo wir aufbrechen.«

»Ich werde den Schneepanzer ein bißchen herumfahren«, schlug Conway kurz entschlossen vor. »Ich kann ihn quer über die Insel fahren, die Rampe hinunter, und dann ein wenig auf dem Packeis herumwandern.«

»Genau das wollte ich auch vorschlagen – bis zu einem gewissen Punkt jedenfalls.« Beaumont stand auf. Seine Augenlider waren bleiern, seine Glieder schwerfällig. Er fing an, umherzugehen, um sich wach zu halten. »Sie haben den Weg hierher in ihren Schneepanzern gefunden – wie, weiß ich nicht –, und es könnte sein, daß sie irgendeine Art tragbares Radargerät bei sich haben. Wenn Sie den Schneepanzer herumfahren, werden sie sich darauf konzentrieren – während wir am westlichen Ufer der Insel verschwinden.«

»Sie werden gehörig reinfallen...«

»Hören Sie gut zu, Matt.« Beaumont betonte jedes Wort mit Nachdruck, um Conway das Risiko klarzumachen, auf das er sich einließ. »Wenige Kilometer von dieser Baracke entfernt steht ein Haufen bewaffneter Russen. Darum dürfen Sie keine unnötigen Risiken auf sich nehmen. Ich glaube, ich habe Papanin etwas verunsichert, als ich erzählte, daß wir gefunkt hätten...«

»Die Wahrheit wird er spätestens dann erfahren, wenn er bei seiner Abhöreinheit nachfragt.«

Einen Moment lang überlegte Beaumont, ob er Conway von seinem eigenen Sender erzählen sollte, entschied sich aber dagegen. Es bestand durchaus die Möglichkeit, daß Papanin noch mal auftauchte. Das nächste Mal könnte er seine Fragen eindringlicher stellen. »Das wird er nicht, bevor er nach Nordpol 17 zurückkehrt«, sagte er. »Können Sie Ihren Schneepanzer ohne großes Risiko um den östlichen Teil der Insel herumfahren – in diesem Nebel?«

»Ich lebe seit drei Jahren auf dieser Insel – unter allen möglichen Wetterbedingungen«, versicherte Conway. »Ich kann die Landebahnlichter anmachen, um die Strecke besser zu überblicken, und ich habe einen schwenkbaren Scheinwerfer an dem Panzer, der die Rampe ausleuchten kann...«

»Fahren Sie nicht die Rampe hinunter!« sagte Beaumont eindringlich. »Über der Insel weht Ihre eigene Flagge – sobald Sie sich auf das Packeis wagen, befinden Sie sich im Niemandsland. Wenn Sie überhaupt helfen wollen, brauchen Sie nur etwa eine Stunde langsam auf der Insel herumzufahren. Auf der Insel!« wiederholte er.

Während der nächsten halben Stunde hatten sie sehr viel zu tun. Sie riefen Langer. Er war mit den Hunden in der Baracke geblieben, um sie während Papanins Besuch ruhig zu halten. Dann ließen sie Rickard aus der Baracke nebenan, wo er mit dem bewußtlosen Sondeborg eingeschlossen worden war – angeblich, um ein Auge auf den labilen Wissenschaftler zu werfen, aber auch, damit er nichts von Gorows Anwesenheit auf der Insel bemerken konnte. Beaumont war fest entschlossen, von den Männern, die auf Target 5 zurückblieben, einzig und allein Conway von Michael Gorow wissen zu lassen.

Conway und Rickard ließen sie in der Hauptquartierbaracke. Die anderen nahm Beaumont mit, um »Gorow aus dem Eisschrank zu befreien«, wie er es ausdrückte. Glücklicherweise schlief der russische Meeresforscher unter dem Einfluß der Beruhigungsmittel noch, als sie die Falltür in der Forschungsbaracke abnahmen und seinen gut eingewickelten Körper hochschafften. Nicht auszudenken, wie er reagiert hätte, wenn er in dem tiefen Grab allein aufgewacht wäre – bis er Beaumonts gekritzelten Zettel an der Lampe gefunden hätte, die sie mit der Heizung hinabgelassen hatten.

Gorow, in mehrere Decken eingewickelt, war erstaunlich warm, als sie ihn auf das Bett in der Laborbaracke legten. Er wurde wach, als Conway hereinschlüpfte und die Tür schloß. »Ich wollte nur sehen, ob alles in Ordnung ist«, erklärte der Amerikaner. »Mir lief es jedesmal kalt über den Rücken, wenn ich daran dachte, daß er dort unten lag.«

»Das ist ein anderes Zimmer«, sagte Gorow, während er sich langsam aufrichtete und auf die Ellbogen stützte. »Sie haben mich in eine andere Baracke gebracht. Warum?«

Erstaunlich aufmerksam, fand Beaumont; aber ein Mann, der sich von Nordpol 17 allein über das Packeis durchgeschlagen hatte, mußte ungewöhnlich zäh sein. Er bat Conway, ihn noch einmal zu untersuchen, und zündete sich eine Zigarette an, während er ungeduldig auf das Resultat wartete. Er war überzeugt, daß ihnen nur noch wenige Stunden blieben, um die Eisinsel zu verlassen. Papanin würde sich bald von dem Schock seines ersten Besuchs erholen und wiederkommen – und der zweite Besuch dürfte weit gefährlicher werden als sein erster.

»Er scheint in ausgezeichnetem Zustand zu sein«, sagte Conway, während er sich vom Lager seines Patienten erhob. »Das begreife ich nicht – nach allem, was er durchgemacht hat.«

Beaumont fing sofort mit seinem Verhör an und bombardierte den Russen mit Fragen. Gorow sprach gut Englisch. Wie Papanin hatte er sein Englisch in dem Charkower Sprachlabor gelernt, das für seine Arbeit unentbehrlich war. Früher war Französisch die internationale Sprache der Wissenschaftler gewesen, aber seit einem Vierteljahrhundert war es durch die englische Sprache verdrängt worden – und Gorow zog es vor, wissenschaftliche Arbeiten in der Originalsprache zu lesen.

Er war offensichtlich von Beaumonts verbalem Angriff verblüfft.

»Wann waren Sie zuletzt in Kiew?«

»Letzte Woche.«

»Irgendwelche Verwandte dort getroffen?«

»Meinen Bruder Peter...«

»Er ist bei der Marine?«

»Nein, er dient nur auf einem Trawler...«

»Wie hieß Ihre verstorbene Freundin?«

Gorows dicke Lippen zuckten. Er sah Beaumont traurig an.

»Sie war meine Verlobte. Wir wollten heiraten...«

»Ich habe nach ihrem Namen gefragt.«

»Rachel Lewitzer. Ist das notwendig?«

»Ja, Herrgott noch mal, ist das wirklich nötig?« platzte Conway heraus, der über Beaumonts Brutalität empört war.

»Ja, das ist es«, antwortete Beaumont knapp. Er beobachtete Gorow genau. »Vor einer halben Stunde stand Oberst Igor Papanin hier in diesem Raum.«

Angst blitzte in den Augen des Russen auf. Ängstlich sah er sich in der Baracke um – wie ein Gefangener. Er versuchte, etwas zu sagen, und schluckte schwer. Auf diese unmittelbare Reaktion hatte Beaumont gehofft; falls dieser Mann ein Spitzel gewesen wäre – von Papanin zum Spionieren auf die Insel geschickt –, hätte er eine solche nackte Angst nicht so spontan vortäuschen können.

Beaumont erklärte, was er getan hatte und warum er es getan hatte. Es gab in Washington kein Foto von Michael Gorow, und dies war die einzige Möglichkeit, seine Identität zu überprüfen. Wenigstens wußten sie jetzt, daß sie, wenn sie zu ihrer furchtbaren Reise über das Eis aufbrachen, den richtigen Mann mitnahmen.

Conway gab Gorow einen Schluck aus der Kognakflasche, die er in einem verschlossenen Schrank aufbewahrte, damit

Sondeborg ihm nicht alles wegtrinken konnte. Auf Beaumonts Vorschlag hin bereitete er auf einem Primuskoher in der Forschungsbaracke etwas für den Russen zu essen vor. Die ganze Zeit über saß der Geflohene auf dem Bettrand, verschränkte immer wieder nervös seine starken Hände, nahm sie wieder auseinander, fuhr durch seine glatten schwarzen Haare. Vorher, kurz nach dem Verhör, war er aufgestanden und zu dem Stuhl gegangen, über dem sein Parka hing, um sich die Beine zu vertreten. Wie in Gedanken hatte er den Parka aufgenommen, um sich kurz hinzusetzen; ebenso beiläufig hatte er seine Hand über die Tasche gleiten lassen, in der die Bohrröhre steckte, und hatte die zylindrische Form unter dem Pelz gefühlt. Langer, der in der Nähe der Tür stand, hatte vor sich hingelächelt, als Gorow, der sich sichtlich entspannte, da sein wertvoller Besitz noch in Sicherheit war, sich wieder hinsetzte.

In dieser Nacht war es Beaumont offenbar zu riskant, an Schlaf zu denken. Er hatte gerade verkündet, daß er zu der Hauptquartierbaracke zurückgehen wolle, um sich eine Weile hinzulegen, als sie alle aufhorchten. Die Herkules C-130, eine Transportmaschine, von Dawes geschickt, der durch das Wort »Sabotage« in dem Funkspruch beunruhigt war, kreiste über der Insel, bereit zu landen.

Auch Oberst Igor Papanin lauschte dem Dröhnen des amerikanischen Transportflugzeugs. Er saß neben Kramer in dem Führerhaus des Schneepanzers, der einige hundert Meter von der Schneerampe entfernt stand, die von Target 5 herunterführte, und paffte in aller Ruhe seine kleine geschwungene Pfeife. Der Rauch in dem geschlossenen Führerhaus war so dick, daß Kramer fürchtete, ersticken zu müssen. Aber er wagte nicht, ein Fenster zu öffnen, da er die arktische Luft nicht weniger fürchtete. »Sie haben die Landebahnlichter angemacht«, sagte er nervös.

Das verschwommene Leuchten eines einzigen Landelichts zitterte über den Felsen, wurde dann vom Nebel geschluckt.

»Natürlich«, sagte Papanin, »sie müssen ihrem Flugzeug zeigen, wo es landen soll.«

»Und Sie glauben immer noch, daß Gorow nicht da ist?«

»Ich habe gesagt, ich bin nicht überzeugt, daß er schon angekommen ist – das ist ganz etwas anderes, Kramer. Ich suchte nach Ängstlichkeit und Nervosität, als wir dort waren, aber alles, was ich gespürt habe, war Indignation. Dieser große Mann war äußerst aggressiv und entrüstet«, fügte er nachdenklich hinzu.

»Aber wenn er schon da ist – und das Flugzeug landet?«

»Sie machen sich zu viele Gedanken. Es wird schon alles in Ordnung gehen – warten Sie ab.«

Zweihundertfünfzig Meter über Target 5 saß Alfred Ridgeway, der Pilot der Maschine, vor den Armaturen, während er über der dicken, schmutziggroten Nebelbank kreiste, die ein anderer Pilot, Arnold Schumacher, als Grütze bezeichnet hatte. In dem Laderaum hinter ihm waren zwei Reihen von Klappsitzen aufgestellt, auf denen zwölf Männer in arktischer Kleidung saßen, die versteckte Waffen bei sich trugen.

Die Männer gehörten der US-Küstenwache an. Sie waren speziell für dieses Unternehmen ausgewählt worden. Die Russen hatten aus Leningrad ein Sicherheitskommando für besondere Aufgaben in die Arktis geschickt, um dieser Aktion einen nichtmilitärischen Anstrich zu verleihen – was nur wenige Monate vor dem Gipfeltreffen in Moskau die Gefahr eines internationalen Zwischenfalls dämpfte. Washington traf die gleiche Vorsichtsmaßnahme aus demselben Grund: die Gefahr eines internationalen Zwischenfalls mußte vermieden werden.

In den beiden Sitzen unmittelbar neben dem Cockpit saßen ein Arzt und eine Krankenschwester. Dr. Maxwell Hergsheimer, achtundvierzig Jahre alt, grauhaarig, hatte seine medizinische Ausrüstung und Sauerstoffgeräte bei sich. Er blickte aus dem Fenster. Der Nebel trieb in großen Schwaden unter ihnen. Hinter ihm saß die Krankenschwester Anne Clyde aus Brooklyn, eine dreißigjährige Frau, die sich freiwillig angeboten hatte, mit ihm zu fliegen. Hergsheimer machte sich Sorgen um sie; nicht jede Frau hätte sich so ruhig und gefaßt auf die Reise über die Polarwüste begeben. Um den zivilen Charakter ihrer Mission zu unterstreichen, trug sie ihre Schwestertracht. Sie beugte sich vor und blickte über seine Schulter. »Glauben Sie, daß Kapitän Ridgeway uns heil hinunterbringt?« fragte sie.

»Ich glaube schon. Er stammt aus meiner Heimat, Illinois, und ich kenne ihn seit Jahren. Er wird weiter kreisen, bis er sicher landen kann.«

In der Pilotenkanzel gab sich Ridgeway weniger optimistischen Gedanken hin. Er war in der Tat sehr besorgt. Es gab nirgendwo ein Anzeichen für eine Lücke im Nebel. Eher schien er dichter zu werden. Er trieb wie eine Wolke aus giftigem Gas unter dem blassen Mondlicht. Ridgeway sah auf den Kraftstoffmesser. Noch reichlich: am besten kreiste er so lange, bis nur noch genug Treibstoff für den Rückflug nach Curties Field übrigblieb.

»Ich frage mich allmählich, ob ich die Landebahnlichter wirklich gesehen habe«, bemerkte sein Kopilot van Beeck.

»Möchtest du nach Hause? Du hast sie gesehen, ja?«

»Ich habe sie gesehen, Kapitän.«

»O. k. Dann kreisen wir weiter.«

Beaumont schwitzte vor Angst, während er neben einem der Landebahnlichter stand, die Conway eingeschaltet hatte. Im Nebel glühte es wie ein kleines, grünliches Feuer. Er stand mit Conway am Rande der Piste, fünfhundert Meter von der Barackengruppe entfernt, wo die fünf anderen Männer ebenso besorgt warteten. Dann hörte er das schwache Dröhnen des zurückkehrenden Flugzeuges, ein Dröhnen, das immer lauter wurde.

»Gott sei Dank«, flüsterte Conway. »Ich dachte schon, er hätte es aufgegeben.«

»Gott sei Dank«, stimmte Beaumont ihm wortlos zu. Und der Nebel lichtete sich sogar ein bißchen. Das Flugzeug brauchte nur zu landen, und ihre Rettung war sicher. In Curtis Field hatte man ihn über das in Bereitschaft stehende Küstenwachkommando unterrichtet, und Beaumont war zuversichtlich, daß es an Bord sein würde. Mit einer Abteilung von einem Dutzend bewaffneter Männer auf der Insel war Papanin schachmatt gesetzt.

»Glauben Sie, daß er in diesem Zeug landen kann?« Conway sprach immer noch leise.

Im Nebel senkte man ganz von selbst die Stimme. Er zog überall um sie herum und nahm seltsame, drohende Gestalten an. Die Kälte war durchdringend. Sie traten von einem Bein auf das andere, spreizten die Zehen in den Stiefeln, taten alles, um den Kreislauf in Bewegung zu halten, während sie warteten und der Motorenlärm der unsichtbaren Maschine zu einem gedämpften Brausen wuchs. Dann war sie direkt über ihnen, der Nebel lichtete sich etwas mehr. Aber nicht genug, dachte Beaumont. »Er kann jetzt doch nicht an Landung denken«, murmelte er. »Ich möchte wissen, wie die Sichtweite dort oben ist...«

Die Sicht aus zweihundert Meter Höhe hatte sich gebessert: statt unmöglich war sie jetzt schlecht bis unzumutbar.

Ridgeway flog eine steilere Kurve, um besser nach unten sehen zu können und brummte. Das Brummen war eine Angewohnheit, die ihm selbst nicht bewußt war, aber dieser Laut hatte für van Beeck große Bedeutung. Er verriet dem Kopiloten, daß sein Kapitän gerade eine schwierige Entscheidung getroffen hatte. Er wartete, während Ridgeway konzentriert in den Nebel hineinstarrte.

Der Pilot hatte die Landebahnlichter gesehen und sich gedacht, daß die verbesserte Lage nicht lange andauern würde, daß der Nebel sich bald wieder zusammenziehen würde. Es wäre ziemlich übertrieben gewesen, zu behaupten, daß die parallel verlaufenden Lichterreihen sichtbar wären – sie zeigten sich Ridgeway von der schrägliegenden Maschine aus als zwei verschwommene, blaß schimmernde Ketten, mehr nicht. Aber sie zeigten ihm, wo die Landepiste lag. Es genügte ihm, zu wissen, daß sie zwischen diesen zwei fahlen Streifen lag.

»Wir setzen zur Landung an«, entschied er. »Sag hinten Bescheid.« Der Kopilot stand auf, ging nach hinten in den Laderaum und rief den vierzehn Passagieren zu: »Schnallen Sie sich bitte an – wir landen...«

»Sehen Sie«, sagte Dr. Hergsheimer zu Schwester Clyde, »ich hatte recht – er stammt eben aus Illinois!«

Ridgeway flog die Maschine in eine Kurve von der Insel weg und wendete in großem Bogen, um seine Flugschneise zu verlängern. Die Lichter waren jetzt wieder verschwunden, und er betete, daß er sie wiederfinden würde, wenn er aus der Kurve kam. Er flog seinen Bogen über das verlassene, unsichtbare Packeis. Dann war er wieder auf Kurs. Er kniff die Augen zusammen.

Die Lichter schienen jetzt schwächer, kaum mehr als ein verschwommenes Phosphoreszieren unter dem Nebel. Die Maschine glitt langsam hinab, dem Schimmer entgegen.

Fahrwerk und Landeklappen ausfahren. Die vier Propeller peitschten durch Nebelschwaden, die Motoren liefen regelmäßig, die Eisinsel schwebte ihnen entgegen. Für Ridgeway war es eine Übung, die er schon viele Male ausgeführt hatte. Er war fünfmal in verschiedenen Gebieten der Arktis auf Target 5 gelandet – jedesmal Hunderte von Kilometern nördlich dieses Breitengrades.

Nicht hinausschießen! Die Warnung blitzte durch seinen Kopf. Die Piste war gerade lang genug zum Landen – vorausgesetzt, daß er rechtzeitig aufsetzte. Die Lichter wurden zu schimmernden Linien, die Kufen setzten auf, die Maschine torkelte, als ob sie ausbrechen wollte. Sie rasten blind über das Eis, sahen nur die Leuchten, die beiderseits an ihnen vorbeischoßen. Solange ihnen kein Hindernis im Weg stand... Die Propeller quirlten die Luft und droschen den Schnee zum Schneesturm auf, hinter dem die Lichter auf beiden Seiten verschwanden. Ridgeway leitete die letzte Landephase ein. Er schaltete die Propeller auf Rückwärtslauf und bremste die Maschine ab.

Beaumont und Conway standen am Rand der Piste, als sie hörten, daß das Motorengeräusch lauter wurde. Sie waren jetzt sicher, daß der Transporter zum Landen angesetzt hatte. »Wir müssen zurück!« rief Beaumont. Sie entfernten sich von der Piste, gingen noch einige Meter weiter, und als sie sich umdrehten, konnten die die Lichter des Flugzeugs sehen, das ihnen im Zeitlupentempo entgegenfiel.

»Mein Gott! Er wird hinausschießen...« Conway stand ganz still, erstarrt vor Angst und Kälte.

»Er schafft's!« Beaumonts Ruf übertönte das Donnern der Motoren. Der Nebel machte es unmöglich, Entfernungen zu schätzen, aber von oben mußte die Sicht besser gewesen sein als auf dem Boden, sonst hätte der Pilot nie die Landung gewagt. Beaumont konnte die Flügel ausmachen, die die

Lichter trugen, einen dunklen Schatten, der durch die Nebelstrudel stürzte und auf die Piste zudonnerte. In der arktischen Nacht war der Motorenlärm ohrenbetäubend; ein dumpfes Dröhnen, als die Maschine aufsetzte und Schneewolken aufwirbelte, während die Kufen über das Eis rasten und die Propeller die Luft peitschten. Das Flugzeug erschien ihnen riesig, als es durch den Nebel brach. Dann raste es an ihnen vorbei, und Beaumont glaubte, das Zischen der Kufen durch das Dröhnen hindurchzuhören. Ihr Lufttaxi war angekommen.

Das Flugzeug glitt weiter durch den Nebel. Sie hörten das veränderte Motorengeräusch, als der Pilot die Propeller entgegengesetzt zur Fahrtrichtung laufen ließ. In wenigen Augenblicken würde die Maschine zum Stehen kommen. Die Propeller würden sich im Leerlauf weiterdrehen, wenn der Pilot das Triebwerk abstellte. Sie konnten die Maschine noch als verschwommenes, sich entfernendes Ungetüm erkennen, als sich die Silhouette veränderte. Gerade noch in der Waagerechten, schwang sie schon im nächsten Augenblick in die Senkrechte, das Heck ragte in die Höhe, krachte dann herab und war verschwunden. Die Vibration des Aufpralls lief durch das Eis und ließ ihre Beine zittern. Die Treibstofftanks detonierten und machten Beaumont taub. Flammen schossen auf; der Blitz versengte sie sogar durch den Nebel, blendete ihn und nahm ihm für einen Augenblick jede Sicht. Dann nur noch prasselndes Feuer und schwarzer Rauch.

Als das Echo der Detonation verhallte, öffnete Papanin das Fenster und klopfte seine Pfeife aus. »Sehen Sie, Kramer, ich habe Ihnen doch gesagt: Es wird schon alles in Ordnung gehen.«

Es gab keine Überlebenden. Die Hitze war so stark, daß sie für eine kurze Zeit ein Loch in den Nebel brannte und den

mondhellen Himmel freilegte, bevor der Rauch ihn wieder verschleierte.

Das Flugzeug verbrannte und verkohlte auf dem Eisteppich, und ganz plötzlich war der Spuk vorüber. Zurück blieben nur aufsteigender Rauch und ein übler Geruch aus Treibstoff, Flugzeug und Menschen. Er ging vorsichtig um die Absturzstelle herum, als Conway, schwer atmend, ihn einholte. »Es muß doch noch irgend jemand am Leben sein...«

»Hoffnungslos, Conway. Niemand könnte so etwas überleben – man hätte sie genausogut mit dem Kopf voran in einen Ofen stecken können.«

»Beaumont – sehen Sie sich das an...« Die Stimme des Amerikaners zitterte. Er hielt etwas in seiner Hand, ein ölverschmiertes Knäuel. Er zog es auseinander und formte eine Karikatur der ursprünglichen Fassung.

»Beaumont, es ist eine Schwesternhaube.«

»Sie haben sie mitgebracht. Sie sollte Gorow pflegen...«

»Warum zum Teufel mußte dieses Flugzeug abstürzen? Es war schon unten – es war schon in Sicherheit, es stand fast schon, als...«

»Kommen Sie hierher.« Beaumont ging einige Schritte auf die Landebahn zu, bückte sich und hob einen großen Gegenstand hoch, der in der Nähe einer Gleitspur gelegen hatte, die den Schnee durchschnitt. »Deswegen, Conway. Das Flugzeug ist gegen diesen Stein gerast und hat sich überschlagen. Eine der Kufen der Maschine liegt da drüben – sie muß abgerissen sein, als sie gegen diesen Brocken prallte.«

»Ich habe die Piste mit dem Schneepflug gekehrt – erst vor zwei Tagen.« Conway war verwirrt, bestürzt. »Etwas von dieser Größe hätte ich einfach nicht übersehen können...«

»Sie haben es auch nicht übersehen.« Beaumont ging einige Meter weiter über die Piste und hämmerte mit seinem Stiefel gegen einen zweiten schneebedeckten Felsbrocken. »Und den

auch nicht...« Er hatte gerade das dritte Hindernis entdeckt und bückte sich, um es zu untersuchen. Er bat den Amerikaner, seine Lampe darauf zu richten. Conway starrte wortlos auf den Stein hinunter, während Beaumont ihn mit Mühe umdrehte und mit seinen behandschuhten Fingern an der Unterseite kratzte.

»Sie haben einfach deshalb alle drei nicht gesehen«, erklärte Beaumont weiter, »weil sie nicht da waren, als Sie die Piste gefegt haben. An der Unterseite dieses Steins ist sehr wenig Schnee und obendrauf auch nicht viel mehr – und das bißchen stammt von dem Propellerwirbel.«

»Wollen Sie damit sagen...«

»Genau das! Diese Felsbrocken stammen von dem Hügel hinter dem Lager – und Felsen legen kaum einen halben Kilometer zu Fuß zurück. Sie wurden hierher geschleppt für den Fall, daß ein Flugzeug versuchen sollte zu landen. Es handelt sich wieder um Sabotage, Conway – Sabotage der brutalsten Art. Ich weiß nicht einmal, wie viele arme Teufel außer der Krankenschwester an Bord dieses Flugzeugs waren.«

»Diese Schweine!«

»Regen Sie sich nicht auf. Wir müssen zum Lager zurückkehren.«

»Ich werde dafür sorgen, daß diese Geschichte in allen amerikanischen Zeitungen erscheint...«

»Das werden Sie nicht, und Sie wissen auch, warum nicht.« Beaumont griff nach Conways Arm und brachte ihn in Bewegung. »Sie haben nicht den geringsten Beweis, Ihre Aussage glaubwürdig zu machen...«

»Die Felsbrocken, Herrgott noch mal!«

»Die Russen würden behaupten, daß die Steine die ganze Zeit dort gelegen hätten, daß der Wind den Schnee weggeblasen und sie aufgedeckt hätte – vielleicht sogar, daß es Ihre Schuld gewesen wäre, weil Sie die Piste nicht sorgfältig genug gefegt

hätten. Irgend jemand hat einen ganz gemeinen und wirkungsvollen Unfall organisiert. Ich hoffe nur, daß das kein Zeichen setzt für unsere Zukunft.«

Der Schneepanzer bohrte sich seinen Weg durch den Nebel. Die beiden schweren Raupenkettenspaare machten einen fürchterlichen Lärm, während sie sich über das Eis wälzten. Scheinwerferlicht fiel durch den Nebel vor dem Führerhaus; das zweite Licht, das außerhalb des Fensters am Führerhaus montiert war, war nach unten gerichtet. Conway lehnte sich weit aus dem Führerhaus, um den Suchscheinwerfer zu kontrollieren: Er würde sich bald auf dieses Licht verlassen müssen, darauf, daß es ihn vor einem sieben Meter tiefen Sturz auf das Packeis hinunter bewahrte.

Er war in Pelzparka und Pelzkapuze eingemummt. Er schaute auf die Uhr: genau acht. Die Zeitabstimmung hatte geklappt. In wenigen Minuten mußte er eins der Landebahnlichter sehen, die er eingeschaltet hatte. Er legte den Gang ein, bediente den großen Hebel, der die Raupenketten in Bewegung brachte, und blickte auf den Meilenzähler, während er die Richtung änderte. Conway, ein sonst friedlicher Mann, hatte ein geladenes Gewehr auf dem Sitz neben sich liegen. Die Erinnerung an die Schwesternhaube war noch sehr frisch. Er kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn: Die Windschutzscheibe war verschmiert, und die Scheibenwischer verteilten den Schmutz über das Glas. Er hielt den Schneepanzer an, ließ den Motor laufen und kletterte hinaus, einen sauberen Lappen in der Hand. Nebel überrollte den Schneepanzer und hüllte den hinteren Teil des Fahrzeugs ein. Conway blickte nervös um sich, während er an dem Glas rieb. Überall Nebel, in dem eine ganze Armee von Russen verborgen sein konnte. Er putzte schnell die Scheibe und stieg wieder in das Führerhaus. Die

geschlossene Tür beruhigte ihn. Er fühlte sich da etwas sicherer, weil er hoch und abgeschirmt saß. Er schaute auf den Meilenzähler, setzte den Hebel in Bewegung, und die schwerfällige Maschine kämpfte sich langsam vorwärts. Der gefährliche Teil fing jetzt an.

Der Amerikaner saß über die Schalter gebeugt, das Gesicht sehr nah an der Windschutzscheibe, wo die Scheibenwischer einen fächerförmigen Teil frei von Feuchtigkeit hielten. Es konnte jetzt nicht mehr weit sein zu den Felsklippen – falls er überhaupt noch wußte, wohin er fuhr –, und nun starrte er auf den Boden unter dem Suchscheinwerfer. Conway wollte Beaumonts Ablenkungsmanöver in eigener Regie abändern: Er hatte vor, den Schneepanzer zu der Rampe zu fahren, ihn auf das Packeis hinunterzulenken und ein Viertel der Insel zu umfahren. Mit Hilfe des drehbaren Scheinwerfers würde er die Klippen im Auge behalten können und jedes Risiko, die Orientierung auf dem Packeis zu verlieren, vermeiden.

Dann wollte er den Schneepanzer verlassen und über die Rampe zurück ins Lager laufen. Er wollte die Schneekatze mit dem Bug in Richtung Norden stehenlassen – mit blockiertem Steuer. Wenn die Russen auf ihn stießen, sollten sie annehmen, daß irgend jemand von der Insel geflohen sei – durch den Flugzeugabsturz in Panik geraten – und daß er, statt nach Westen, in Richtung Norden ging.

Mit einer Hand zündete er sich eine Zigarette an. Augenblicklich fühlte er sich wohler. Dann wechselte er ganz plötzlich den Kurs. Der Strahl des Suchscheinwerfers hatte in ein Vakuum getroffen. Er bewegte sich am Rande der Klippen. Sicherheitshalber fuhr er das Fahrzeug einige Meter zurück. Er hielt nach einer Lampe auf einem Holzpfosten Ausschau, die ihm zeigen würde, daß er es geschafft hatte. In wenigen Minuten würde er die Rampe hinunterfahren.

»Ost... Ost... Ost. Die Rampe.«

Kramer schaltete das Mikrophon ab, das ihn mit den Männern auf dem Packeis um die Insel verband. Sie waren mit der russischen Version des amerikanischen Walkie-talkie-Funksprechgeräts ausgestattet. Jetzt würden sie alle auf die Schneekatze an der Rampe zueilen. Der Balte saß neben Papanin in dem Schneepanzer, der im Nebel verborgen stand. In dem hinteren Teil blickte der Radartechniker konzentriert auf den Radarschirm und verfolgte Conways Fahrzeug, das quer über die Insel fuhr und sich langsam näherte. Über ihm auf dem Dach rotierte der Radarflügel im Nebel. Es war sehr ruhig draußen auf dem Packeis. Papanin sog an seiner Pfeife und sah angestrengt in Richtung Target 5.

»Glauben Sie, daß sie Gorow bei sich haben?« fragte Kramer.

»Woher soll ich das wissen? Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder ist er dabei, oder er ist es nicht. Wenn ja, ist das Problem gelöst. Wenn nicht, können wir das verlassene Lager besetzen und auf ihn warten. Sind Sie denn nicht in der Lage, sich irgend etwas selbständig zusammenzureimen?«

Der Sibirier schaute nach links durch das Fenster. Wenn der Nebel weggetrieben wurde, konnte er gerade noch die Umrisse eines zweiten Schneepanzers erkennen, der jetzt ebenfalls stand, mit abgeschaltetem Motor. Er transportierte weitere acht Männer, von denen vier mit Schnellfeuergewehren bewaffnet waren. Er sah auf die Uhr. Acht Uhr fünf. Um acht Uhr fünfzehn würde er eine weitere Figur vom Schachbrett gefegt haben.

Conway war oberhalb der Rampe angekommen. Er lenkte den Schneepanzer mit äußerster Vorsicht, als er merkte, daß die vorderen Raupenketten abwärts rollten. Vor drei Jahren hatten sie die Rampe aus Felsbrocken von dem Hügel zusammengetragen und in einer Kurve angelegt, die den Klippenabsturz entlanglief und nach rechts abfiel. Er mußte

das Fahrzeug daher langsam nach links drehen und sich sehr nah an der Eiswand halten.

Er bremste ab, ließ den Motor weiterlaufen und sah aus dem Fenster. Der Strahl des Suchscheinwerfers traf auf keine solide Fläche, nur auf Nebel. Conway hatte das Gefühl, von einem Berg herunterzuschauen. Seine Hände in den Handschuhen waren feucht. Er zögerte und sah eine Zeitlang nach unten. Normalerweise hätte er unter solchen Bedingungen nie die Abfahrt gewagt. Er überlegte sich, ob er umkehren und zurück auf die Insel fahren sollte.

»Zum Teufel!«

Er fluchte laut vor sich hin. Seit er oft allein auf dem Packeis Experimente durchführte, hatte er sich Selbstgespräche angewöhnt. Die gefährliche Seite der Rampe verschleierte der Nebel völlig. Auf der anderen Seite zeigte der Scheinwerfer verschwommen die Klippenwand. Er mußte sich darauf konzentrieren, sich so nah wie möglich an der undeutlich sichtbaren Wand zu halten, und der Versuchung widerstehen, zu dem Steilhang zu schauen.

Er löste die Bremse und steuerte das Fahrzeug die Kurve hinunter. Es war ein schwieriges Rangieren, da die riesigen hinteren Raupenketten den Spuren der vorderen Ketten folgen mußten. Er starrte auf die Wand, die kaum dreißig Zentimeter neben ihm gespenstisch aufragte. Während der Schneepanzer sich abwärts neigte, kippte Conway in seinem Sitz nach vorn. Die Ketten auf der rechten Seite bewegten sich weniger als einen Fußbreit von dem Klippenrand entfernt, unter dem der Nebel das Packeis verbarg. Die Raupenketten krochen die Rampe hinunter. Conways Hand umklammerte fest den Steuerknüppel, während ihm der Schweiß von der Stirn lief. Gott sei Dank, der Schneepanzer reagierte gut und fuhr glatt hinunter. Plötzlich, ohne warnendes Vorzeichen, kippte das Fahrzeug um, und Conway fühlte sich abrutschen und in die

Tiefe stürzen. Die Talseite der Rampe, an der stützende Felsbrocken aus dem Eis herausgeschlagen worden waren, brach zusammen. Das enorme Gewicht des Fahrzeugs löste die totale Katastrophe aus.

Während Conway noch mit den Kontrollschaltern kämpfte, kippte der Schneepanzer erst seitwärts, dann sieben Meter steil hinab auf das harte Packeis. Conway hatte den Motor abgestellt; ein instinktiver Reflex im Moment des Sturzes. Dann kippte er kopfüber. Das Dach des Führerhauses schlug auf das Eis. Das ungeheure Gewicht der Raupenkettens krachte darüber, drückte das kleine Gehäuse wie eine Ziehharmonika zusammen und zerquetschte den Mann im Innern zu einer unkenntlichen Masse aus zermalmt Knoch, Gewebe, Metall und Glas.

Einen halben Kilometer entfernt, auf der anderen Seite der Insel, führte Beaumont, von dem Unglück nichts ahnend, seine kleine Gruppe auf das Packeis hinunter, das die russischen Sicherheitsposten gerade verlassen hatten, und nahm Kurs gegen Westen.

Dienstag, 22, Februar: zehn Uhr bis Mittag

Das würde die ganze Welt – Europa, Amerika, Australien, Asien, Afrika – vielleicht eines Tages sein: eine leblose, unfruchtbare, gefrorene Wüste, wenn die Erde sich irgendwann einmal von der Sonne entfernen und ein ausgestorbener Satellit werden sollte. Es war wie eine Vision vom Aussterben der gesamten Menschheit. Der Nebel war von glasklaren Brisen fortgeweht worden, einem frierenden Strom eiskalter Luft, der direkt vom Nordpol kam. Er hatte sich nach Süden verlagert und die mondbeschienene, gefrorene Wüste freigelegt, über die sich Beaumont mit seinen beiden Schlittengespannen bewegte.

Sie hatten eine endlose Sicht nach Westen und Norden, überall die gleiche verfluchte Eisfläche, Eis, immer wieder Eis. Sogar in den Wüsten der Welt wächst irgendwo irgend etwas; es gibt einsame Oasen, Enklaven mit grünen Bäumen und heißem blauem Wasser. Hier gab es nichts als das schreckliche Eis in grenzenloser Ausdehnung. Im Mondlicht vor ihnen ragten Eisrücken in die Höhe, ein Chaos aus starren Rippen von drei bis sieben Metern Höhe. Von Graysons vibrierendem Kompaß geleitet, fuhren sie mit dem Schlitten nach Westen in Richtung Grönland – zweihundertfünfzig Kilometer entfernt. Beaumont überlegte, ob er nicht auf seine Absicherung zurückgreifen sollte – direkt südlich statt nach Westen zu steuern, südlich zu der Eisberg-Gasse, dem gefährlichsten Ort der Erde.

Seitdem der Nebel vor über einer Stunde seinen schützenden Schleier weggezogen hatte, war noch kein Anzeichen von den Russen zu sehen gewesen. Möglicherweise kontrollieren Papanins Männer noch die Randzonen von Target 5 und warteten darauf, daß Gorow auftauchte. Beaumont warf einen Blick zurück, während er seinen Schlitten führte. Grayson kam zu ihm herüber. »Was macht unser Passagier erster Klasse, Sam?«

»Gorow geht einem auf den Wecker«, sagte Grayson unverblümt. »Er schmolzt noch wegen deines Kreuzverhörs. Er sitzt auf Horsts Schlitten, als sei er der Kaiser von China. Ich würde den Scheißkerl zwingen, auf Schusters Rappen zu reisen.«

»Später. Er würde uns im Augenblick nur aufhalten...« Beaumont brach ab, schaute plötzlich zum Himmel. Ein kleiner dunkler Punkt kam von Nordosten und steuerte direkt auf sie zu. Wie ein häßlicher Vogel flog er am Nachthimmel, noch zu weit, um die verschwommenen Rotorblätter erkennen oder Motorengeräusch hören zu können.

»Hubschrauber! In Deckung!«

Beaumont knallte mit der Peitsche, als er seine Warnung ausrief. Er hetzte die Hunde in den Schutz des Eisrückens. Hinter ihm rief Langer Gorow zu, von dem verdamnten Schlitten runterzusteigen und zu laufen. Der Russe purzelte von dem fahrenden Schlitten und stolperte mit verzweifelter Eile hinter ihnen her. Das Motorengeräusch der näherkommenden Maschine war jetzt hörbar, ein leises Pochen, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde.

Beaumonts Gespann verschwand in einer Lücke im ersten Eiswall und hielt in einer Art Hohlweg. Langer folgte ihnen durch die Lücke. Gorow versuchte, sie einzuholen, war aber noch auf offenem Gelände, als die sowjetische Maschine knatternd näherkam. Mit einem Fluch packte Grayson den Russen und stieß ihn in den Schatten des Eiswalls. Sie warteten und starrten nach oben.

Die Hunde hatten sich zusammengekauert und schauten ebenfalls in den Himmel.

Die Maschine, die sie jetzt nicht mehr sehen konnten, flog tief, nicht höher als siebzig Meter über dem Eis. Wenn sie über sie hinwegflog, würde man sie mit Sicherheit entdecken. Sie drückten sich gegen den Eisrücken, der fünf Meter über sie hochragte. Sein Kamm hing über ihnen wie eine Welle im Moment des Kippens. Sie horchten und warteten darauf, daß der Hubschrauber über ihnen auftauchen würde. Das Dröhnen wurde stärker, verursachte Vibrationen unten in der Schlucht, wo sie sich gegen das Eis preßten. Dann hatte Langer plötzlich Schwierigkeiten mit den Hunden, als zwei von ihnen aufsprangen. Offenbar haßten sie das Geräusch des Hubschraubers. Sie brachten es anscheinend mit der Maschine in Verbindung, die sie am Rand der Nebelbank abgesetzt hatte. Er schlug kräftig auf einen der Hunde ein. Das Tier fletschte die Zähne und knurrte drohend. Wenn die Hunde in der

Schlucht herumjagten, würde man sie zweifellos sehen. Nichts war aus der Luft so gut erkennbar wie Bewegung.

Beaumont sah sich besorgt um. Er konnte unmöglich sein eigenes Gespann verlassen, das von dem Aufruhr allmählich angesteckt wurde. Er sah erstaunt zu, wie Gorow auf den Knien über den Boden kroch, eine Hand ausstreckte, den Nacken des rebellierenden Hundes drückte und ihm etwas auf russisch zurief. Das Tier entspannte sich und ließ sich streicheln. Der zweite Hund wehrte sich nicht länger, sondern schaute auf seinen Gefährten, als ob er ihm die besondere Behandlung nicht gönnte. Dann huschte etwas über die Schlucht – der Schatten der Maschine.

Bisher waren sie bis zum äußersten angespannt gewesen, jetzt erstarrten sie vor Angst und hielten den Atem an, ohne es zu merken. Auch die Hunde erstarrten und blieben vollkommen ruhig. Den Hubschrauber selbst sahen sie nicht – nur seinen Schatten. Er entfernte sich jetzt in Richtung Westen. »Bleibt hier, bis ich wiederkomme«, befahl Beaumont. Er stand auf und ging im Schutz des Eiswalls bis zu einem hohen Punkt auf dem Kamm. Er kletterte vorsichtig die Eiswand hoch, wobei er mit seinen Stiefeln Halt in den Spalten fand. Endlich konnte er über den Kamm schauen.

Von dort aus konnte; er die Gegend weit überblicken. Weitere Eisrücken erstreckten sich vor ihm. Sie waren so niedrig, daß er über sie hinwegsehen konnte. Ungefähr zweihundert Meter weiter hörten sie ganz auf, und das Eis wurde wieder flach. Der Eisgürtel sah aus der Entfernung aus wie eine Glasplatte, das ideale Gelände für Schlitten, abgesehen von einer Kleinigkeit – die Russen waren im Weg.

Kleine Gruppen – er zählte ein Dutzend – waren in großen Abständen auf dem Eisgürtel verteilt. Es waren alles Schlittengespanne, die sich langsam von ihnen fortbewegten und in Richtung Westen auf das weitentfernte Grönland

zusteuerten. Einige Kilometer weiter flogen zwei Hubschrauber Patrouille über dem Packeis. Die Maschine, die so nah an ihnen vorbeigeflogen war, landete in diesem Augenblick auf dem ebenen Eis in der Nähe eines der Schlittengespanne. Die Rotorblätter hatten kaum ihre Drehungen beendet, als schon die Tür aufging und eine Meute Hunde auf das Eis heruntersprang. Den Tieren folgten Männer; Schlitten wurden ausgeladen, und innerhalb von wenigen Minuten hatten die Männer die Hunde angeschirrt. Das Tempo der Unternehmung beeindruckte Beaumont sehr. Zehn Minuten nachdem er den ersten Blick über den Bergkamm geworfen hatte, setzte der Hubschrauber ab, kletterte auf eine Höhe von dreihundert Meter und flog in nordöstlicher Richtung davon. Beaumont rutschte in die Schlucht zurück und eilte zu den anderen. Fast augenblicklich entzündete sich ein Streit.

»Na ja«, sagte Grayson, »sie haben uns Gott sei Dank verfehlt.«

»Sie haben gar nicht so sehr gesucht – sie haben nur noch mehr Schlittengespanne ausgeladen.«

»Mehr?«

»Sam, nicht weiter als einen Kilometer westlich von hier wimmelt es nur so von russischen Suchkommandos auf dem Eis. Einige von ihnen sind noch weiter westlich – und sie haben Hubschrauber zur Unterstützung.«

»Kommen sie in diese Richtung?«

»Im Augenblick entfernen sie sich von uns...«

»O. k. Dann schleichen wir ihnen hinterher.«

»Unmöglich. Kannst du dich an die weite glatte Eisfläche erinnern, die wir gesehen haben, als wir über das Packeis flogen? Dort haben sie sich ausgebreitet. Wenn wir versuchen, dieses Gelände zu überqueren, werden sie uns sehen. Papanin hat uns gerade die Tür vor der Nase zugeknallt.«

Grayson war hundemüde, und das Entsetzen über den Flugzeugabsturz steckte ihm noch in den Knochen. Er sah Beaumont ins Gesicht. Allmählich verlor er die Beherrschung. »Du irrst gewaltig, Keith«, sagte er noch ruhig. »Der einzigsichere Weg hier heraus liegt im Westen. Wir müssen auf die grönländische Küste stoßen. Sobald wir da sind, ist alles in Ordnung – die Russen können nicht in Grönland einfallen.«

»Ein großartiger Plan«, sagte Beaumont ironisch, »nur der Teil mit der Grönlandküste haut nicht hin. Ich habe dir gesagt – die Russen sind im Weg...«

»Wir können zwischen den Suchkommandos durchschlüpfen. Das Eis ist groß – zu groß, um alles im Auge zu behalten.«

»Du hast noch immer nicht kapiert. Es sind nicht nur diese Männer auf dem Eis – sie beobachten den Eisgürtel aus der Luft...«

»Also wohin gehen wir?« brauste Grayson auf. »Nach Norden zu dem verdammt Pol? Nach Osten, zurück nach Target 5, wo Papanin auf uns wartet? Nach Süden...«

»Nach Süden«, redete Beaumont dazwischen. »Dahin gehen wir.«

Gorow hatte gespannt zugehört. Dann mischte auch er sich ein und schürte damit die Spannung noch weiter. »Nach Süden? Das ist heller Wahnsinn...«

»Halten Sie sich gefälligst raus«, fuhr Grayson ihn grob an. Er wandte sich wieder Beaumont zu. »Wir würden direkt auf den Rand des Eisfeldes zusteuern, direkt auf die Eisberg-Gasse. Und wenn wir dort angekommen sind, machen wir vermutlich die Schlitten seetüchtig und lassen sie den ganzen Weg bis Kap Farvel treiben?«

»Reg dich ab«, brüllte Beaumont zurück. »Wir werden an Bord des Eisbrechers *Elroy* gehen. Er fährt schon mit

Volldampf die Eisberg-Gasse hinauf – ich habe das mit Dawes in Washington ausgemacht, für den Fall, daß so etwas eintraf.«

Grayson war erstaunt. »Und du glaubst wirklich, daß wir auch nur die geringste Chance haben, dieses Rendezvous mit ihm einzuhalten?«

»Wir werden zu unserem Rendezvous kommen. Er fährt den zehnten Längengrad hoch, und wir werden ihm auf demselben Grad entgegengehen. Du wirst einige Male unsere Position mit dem Sextanten bestimmen müssen.« Für Beaumont war die Entscheidung gefallen. Er fing an, sein eigenes Hundegespann wieder zusammenzustellen, aber für Grayson war die Sache noch nicht erledigt.

»Du schilderst das, als ob es sich um eine Spazierfahrt auf der Autobahn handele. Die Positionsbestimmungen werden vielleicht nicht genau sein – das weißt du so gut wie ich. Genausogut könnte eine Nadel im Heuhaufen nach einer anderen suchen...«

»Mit Unterstützung der Technik.« Beaumont zeigte auf seinen Schlitten. »Vergiß nicht, daß wir das Elliot-Peilgerät haben. Wenn wir in Reichweite der *Elroy* kommen, werden wir ihnen mit dem Redifongerät funken. Sie werden den Hubschrauber, den sie an Bord haben, hochschicken, und er wird uns anpeilen können.«

»Das gefällt mir nicht.« Grayson schaute zu Langer, der dem Streit zugehört hatte. »Und dir?«

»Hör zu, Sam...« Beaumonts Stimme wurde hart. »Wir werden es so machen. Dasselbe haben wir schon einmal gemacht, als wir mit der *Edisto* bei Spitzbergen zusammentrafen.«

Grayson explodierte. »Wir steuerten damals auf Land zu! Diesmal werden wir auf den Rand des Eisfeldes zusteuern – dahinter gibt es nichts außer der Eisberg-Gasse, dem Ozean...«

»Sam«, unterbrach Langer, bevor Keith antworten konnte, »welchen Vorschlag hättest du als letzten von ihm erwartet?«

»Nach Süden zu gehen...«

»Also wird das auch das letzte sein, was Papanin von uns erwartet.«

Gorow legte dauernd seine behandschuhten Hände zusammen und nahm sie wieder auseinander. Plötzlich platzte er in das Gespräch hinein. »Ich bin nicht dafür, daß wir eine so verrückte Sache machen sollten.«

Grayson drehte sich um und sprach sehr betont zu dem Russen. »Wenn Sie nicht wären, würden wir nicht in dieser Patsche stecken. Wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie losmarschieren nach Leningrad – zu Fuß. Wir gehen nach Süden!«

Er formierte seine Hunde, dann brachen sie auf, Beaumont an der Spitze. Nach fünf Minuten drehten sie in einem Winkel von neunzig Grad ab und lenkten die Hunde südlich, weg von dem großen, flachen Eisgürtel, wo das Fahren soviel leichter gewesen wäre. Mehr als zwei Stunden fuhren sie über Eis, das von Schluchten und Eisrücken durchzogen war, durch die sie sich hindurchschlängeln mußten. Dann hielt Beaumont zu einer kurzen Pause an. Grayson funkte das Signal auf der vereinbarten Wellenlänge, das Signal, auf das Dawes in Curtis Field wartete.

»Oxygen... Strongbow... Oxygen... Strongbow...«

Fünf Minuten lang wiederholte er immer wieder das Signal, bevor Curtis Field bestätigte. Fünf Minuten waren zu lang, denn das könnte den sowjetischen Abhörfunkern auf Nordpol 17 genügen, um ihre Position festzustellen. Aber der Funkspruch mußte durchgegeben werden. »Strongbow« informierte Dawes darüber, daß sie Michael Gorow bei sich hatten; »Oxygen« sagte ihm, daß sie in südlicher Richtung

führen. Grayson schob die Antenne des Funkgeräts zusammen und blickte in den Himmel.

»Seit zwei Stunden keine russischen Flugzeuge«, meldete er.

»Und auch keine amerikanischen. Die Piloten von Curtis sind wohl nach Hause gefahren. Hoffentlich nicht die *Elroy*.«

»... dringend, in das Eisfeld vorstoßen. Mögliches Zusammentreffen. Kein Risiko scheuen. Wiederhole. Kein Risiko scheuen.«

Fregattenkapitän Alfred Schmidt von der US-Marine, Kommandant des 6515-Tonnen-Eisbrechers *Elroy*, gefiel die Anweisung, die er vor drei Tagen aus Washington erhalten hatte, noch immer nicht. Je mehr er darüber nachdachte, um so weniger behagte ihm der letzte Teil des Funkspruchs. »Kein Risiko scheuen...« Ging man denn zum Teufel noch mal nicht ohnehin schon jedes Risiko ein, wenn man sich in diesen Gewässern befand? War man erst genug Risiken eingegangen, wenn das Schiff unterging, da es zu schwer mit Eis überkrustet war oder weil es gerade auf einen Eisberg aufgelaufen war? Schmidt war dreiundvierzig Jahre alt, einen Meter fünfundachtzig groß, breitschultrig und hatte dichtes dunkles Haar und dichte dunkle Augenbrauen. Sein Gesichtsausdruck war gleichbleibend düster, um nicht zu sagen grimmig. Er lächelte nur in Augenblicken höchster Gefahr. Darauf ging der Trinkspruch der Matrosen zurück, den sie in einer Bar in Milwaukee gebrauchten, dem Heimathafen der *Elroy*, wenn sie ihr letztes Bier tranken: »Auf daß der Kapitän nicht lächelt – bis wir den nächsten Hafen anlaufen.«

»Möchten Sie sich das ansehen, Kapitän?« Vance Carlson, der Steuermann, trat einen Schritt von dem Radarschirm zurück und schlug den Kragen seines Mantels hoch. Die obere Brücke der *Elroy* war zwar beheizt, aber irgend etwas schien

mit dem Aggregat nicht in Ordnung zu sein. Vielleicht lag es an den arktischen Wetterbedingungen draußen, die eine Mannschaft ständig damit beschäftigten, das Eis über die Reling zu schaufeln. Das Eis schien sich ebenso schnell zu bilden, wie die Männer es in die schollenübersäte See werfen konnten.

Kapitän Schmidt sah sich den Radarschirm nicht gern an, tat es jetzt aber doch. Als er vor drei Stunden durch die Gummimanschette gesehen hatte, waren vereinzelte Echos auf dem Schirm zu erkennen gewesen, die nordöstlich bis nordwestlich lagen. Sie zeigten kleine Schiffe an. Er starrte hinein und beobachtete den Abtaststrahl, der in dem grünlichen Leuchten in der Manschette erbarmungslos kreiste. Die Punkte waren jetzt nicht mehr vereinzelt; statt dessen erschien ein dichtes, ungebrochenes Muster von Echoanzeigen, das sich über den ganzen Bildschirm erstreckte.

»Die Eisbarriere«, bemerkte Carlson unnötigerweise. »Direkt vor uns.«

Schmidt dachte wieder an den Schluß des Funkspruches, während er weiter in die Manschette schaute. Die Barriere. Der massive Wall aus Eis lag quer zu seinem Kurs. Die Motoren der *Elroy* arbeiteten schwer. Ihr verstärkter Bug schob große Eisschollen wie Spielbälle zur Seite. Sie steuerte direkt auf die gefürchtete Barriere zu, die sich von der Küste Spitzbergens bis nach Grönland erstreckte. Das Problem bestand darin, daß Schmidt eine Passage finden mußte, eine Stelle, wo das Eisfeld kaum über dem Meeresspiegel lag und wo er sich mit Hilfe des massiven Schiffsbugs einen Weg durch das Eis durchbohren konnte. Zum Glück zeigte ihnen das Radargerät alles an, was vor ihnen lag. Er betete, daß es keinen Nebel geben würde.

Zwei Stunden später trieb die drohende Gefahr von dem Eisfeld herüber. Nebelschwaden schwebten wie Dampfwolken über dem Eis und erschwerten die Sicht auf der *Elroy*. Schmidt

stand neben dem Klarsichtfenster vorn an der Brücke und schaute abwechselnd auf das Deck hinunter und nach vorn. In beiden Fällen kein erfreulicher Anblick. Das Eis auf dem Vorpiek häufte sich nun schneller. Die frische Mannschaft hievte es über die vereiste Reling. Von dort polterte es auf das in der See treibende Eis hinunter – ein scheinbar hoffnungsloses Unternehmen. Die Temperatur lag bei fünfzig Grad unter Null.

»Eisbären...«

Von der Steuerbordseite der Brücke schaute Carlson auf den Kamm des nur einige hundert Meter entfernten Eiswalls, der so hoch war wie die Brücke selbst. Unten auf dem Vordeck blickten die Männer zu dem Wall über ihnen hinauf wie auf eine hohe Hauswand. Drei gelbliche, verschwommene Figuren starrten im Mondlicht auf sie herunter, drei Eisbären am Rande des Eisfeldes. Der Geruch der Abfälle, die der Koch vor einer Weile über Bord geworfen hatte, hatte sie angelockt.

Die Motoren liefen jetzt gedrosselt mit einem regelmäßigen, kräftigen Dröhnen. Das beruhigte Schmidt. In ihrem Sprint zurück zum Norden waren sie vorher durch Motorstörungen aufgehalten worden. Was vor ihm lag, beruhigte ihn allerdings keineswegs. »Vance, ich glaube, Sie gehen besser eine Zeitlang in den Ausguck. Wir dürfen den Weg in das Eisfeld nicht verfehlen...«

Widerstreben lag in seiner Stimme, als er den Befehl erteilte. Der Steuermann empfand zweifellos dasselbe Widerstreben, als er einige Minuten später die vereiste Leiter zu dem Beobachtungskorb hinaufkletterte, der auf dem dreißig Meter hohen Mast saß. Es war nicht gerade der gemütlichste Ort auf der *Elroy* – nicht bei einer Temperatur von fünfzig Grad Kälte und nicht bei aufziehendem Nebel. Der Ausguck auf dem Mastkorb der *Elroy* war nicht größer als zwei Telefonzellen, und Carlson spürte das ihm vertraute Gefühl der

Klaustrophobie, als er sich auf den lederbezogenen Hocker setzte. Carlson war zweiunddreißig Jahre alt, genau wie Beaumont. Einen Tag bevor sein Schiff Milwaukee verließ, hatte er geheiratet. Er hatte bereits die Tage bis zur Heimkehr gezählt, als das Schiff umkehren mußte und wieder auf das Eisfeld zusteuerte. Der Steuermann – und der Kapitän ebenso – waren Beaumont deswegen nicht gerade freundlich gesinnt.

Nach einem kurzen Blick durch die Windschutzscheibe zog Carlson den Kopfhörer über, rückte das Mikrofon unter seinem Kinn zurecht und nahm Verbindung mit der Brücke auf.

»In Position, Sir. Ein großer Eisberg direkt vor uns.«

»Den haben wir gesehen... Irgendeine Durchbruchstelle in Sicht?«

»Gar keine, Sir. Alles massiv wie ein Berg.«

»Weitersuchen.«

Seltsamerweise empfand Carlson in dem Ausguck gleichzeitig so etwas wie Klaustrophobie und völlige Schutzlosigkeit, absolutes Ausgeliefertsein. Die Wände um ihn, die er mit ausgestrecktem Ellbogen berühren konnte, waren aus Panzerglas. Ihre Transparenz ließ ihn die Kälte noch stärker empfinden – falls das überhaupt noch möglich war. Auf der Brücke unten kam die Heizung nicht voll zur Wirkung; in dem Ausguck schien sie vollkommen wirkungslos zu sein; als ob sie sich auf halber Höhe des Mastes verflüchtigte.

Aus seiner Höhe von dreißig Metern über dem Deck hatte Carlson einen Rundblick von Backbord nach Steuerbord und nach unten. Das Schiff schien sich kaum vorwärts zu bewegen, der Bug schlug gegen riesige, haushohe würfelförmige Schollen, die von dem Ausguck aus wie Zuckerwürfel aussahen. Die Flotte der Würfel teilte sich und glitt an beiden Seiten des Schiffes vorbei. Hinter ihnen türmte sich das Ungeheuer auf, dessen Spitze hoch über Carlsons Kopf lag,

scheinbar bewegungslos, als ob es am Meeresboden verankert wäre. Aber der Eisberg war keineswegs verankert, sondern trieb südlich auf die *Elroy* zu, die nach Norden dampfte.

Carlson schlug seine Hände mit den dicken Handschuhen zusammen und bewegte sich auf dem Stuhl hin und her, während er angestrengt nach allen Richtungen starrte. Über ihm kreiste regelmäßig die große Radarantenne und sendete warnende Echozeichen zum Radarschirm auf der Brücke. Auf der Steuerbordseite glitt der Eiswall vorbei. Die Eisbären waren schon lange verschwunden. Das rhombusförmige Deck war so sehr mit Eis überlagert, daß es vom Ausguck aus wie ein abgebrochenes Fragment des Eisfeldes aussah. Carlson drückte auf die Sendetaste. »Dichter Nebel kommt auf uns zu, Sir. Etwa fünfhundert Meter entfernt – direkt vor uns...«

Dreißig Minuten später war Carlson völlig isoliert. Er konnte nicht das geringste sehen. Und ihm war empfindlich kalt. Die Erstarrung, die zuerst in seinen Händen und Füßen zu spüren war, breitete sich jetzt weiter aus. Um wachsam zu bleiben, stand Carlson jetzt auf. Die vier Glaswände waren von Frost überzogen, einem tödlichen weißen Rauhreif, der von Minute zu Minute dicker wurde. Die einzige verbleibende Sichtmöglichkeit war das Klarsichtfenster, durch das er den Nebel sah, kriechenden, frostbeladenen Nebel, der das Eisfeld weggewischt hatte. Nicht einmal das Deck war sichtbar. Es war, als säße er bei Nacht im Cockpit eines Flugzeugs.

»Sie kommen besser herunter, Carlson«, befahl Schmidt.

»Ich bleibe noch ein bißchen oben. Es könnte sich auflösen.«

»Fünfzehn Minuten. Dann kommen Sie herunter...«

Carlson preßte sein Gesicht gegen das Klarsichtfenster; das Glas war eiskalt. Es war, als würde er sein Gesicht gegen das Eis selbst drücken. Er sah nichts. Eine dichte, feuchte Masse. Sonst nichts. Das Schiff bewegte sich kaum noch von der Stelle. Es war nun angewiesen auf die Hilfe des Radarflügels

über Carlson, dieses Metallauge, das ein warnendes Echo signalisieren würde, wenn ein Eisberg sich ihnen in den Weg stellte. Aber der Mechanismus war unter diesen Bedingungen nicht hundertprozentig sicher. Auf der Brücke starrte Da Silva, der Zweite Steuermann und erfahrene Radarfachmann, besorgt auf den Radarschirm hinunter und wartete förmlich darauf, daß es verrückt spielte: ping-ping-ping – die Warnung, daß ein großer Gegenstand vor dem Bug läge. Die Motoren schlugen langsam und monoton, während Carlson, der einsamste Mann an Bord, wie hypnotisiert weiter auf den Nebel starrte, der Zentimeter vor seinem Gesicht trieb.

»Was zu sehen, Vance?«

»Noch nicht.«

In dem Ausguck hatte Carlson sich bemüht, durch die verschiedenen Fenster zu schauen. Plötzlich veränderte sich der Nebel. Er konnte nichts Genaues ausmachen, aber er hatte sich verändert, eine leichte Bewegung, als ob der Dunst von einer sehr schwachen Luftströmung bewegt würde. Er hörte auf, seine Hände zusammenzuschlagen und blieb ruhig stehen, sein Gesicht gegen das Fenster gepreßt. Ja, da war etwas. Irgend etwas wühlte den Nebel auf, rührte ihn um wie ein riesiger Löffel.

Das warnende Ping auf dem Radarschirm kam zu spät und zu plötzlich, und später konnte Schmidt Da Silva nur mühsam davon überzeugen, daß er nichts hätte tun können. Nichts. Es kam zu plötzlich. Auf dem Radarschirm machte der Taststrahl seinen Umlauf, als plötzlich ein verändertes Bild zu sehen war. Da Silva hob den Kopf und wollte rufen...

Carlson hatte es wahrscheinlich nie kommen sehen. Und wenn er es gesehen hätte, dann höchstens für den Bruchteil einer Sekunde. Die Eisklaue, der riesige Wall, der sich der *Elroy* in den Weg stellte, ragte fast dreißig Meter über das Deck, packte nach der *Elroy* wie der Arm eines Giganten, um

sie aufzuhalten. Das Schiff dampfte langsam vorwärts. Die Klaue griff über Bug und Deck des Schiffes und schlug gegen den Mastkorb: ein einziger, ohrenbetäubender, vernichtender Schlag.

Sie hörten auf der Brücke das Krachen in dem Augenblick, als Da Silva seinen Mund aufmachte, um seine Warnung herauszuschreien. Es war ein grauenvolles Krachen. Die Mastspitze wurde dreißig Meter über dem Deck abgeschnitten. Der Ausguck, der etwas höher stand, stürzte mit dem durchtrennten Mast herunter, Carlson, im Ausguck eingesperrt, fiel mit ihm. Der Mast schlug auf die Reling an der Steuerbordseite, zerschlug ein Stück der Reling und krachte, mit Carlson im Ausguck, in die See. Der abgeschnittene Mastkorb wog fünf Tonnen und ging augenblicklich unter. Erzog Carlson und den Radarflügel hinab in die arktische See, deren Tiefe hier zwischen drei- und viertausend Meter betrug. Man konnte dem Steuermann nur noch wünschen, daß er tot war, bevor die See in die Kabine einbrach.

Die Anzahl der Toten wuchs. Vance Carlson war bis dahin das zwanzigste Opfer – Nikolai Marow, Gorows Sicherheitswache, Tillotson, die sechzehn, die an Bord des Flugzeugs auf Target 5 starben, und Matthew Conway.

Das Radar war damit auch zerstört. Die *Elroy* war blind, in Nebel versunken, von Eis umgeben, am Rande des Eisfeldes, das sie nicht sehen konnten. Es war mehr als das äußerste Risiko, weit mehr, und wenn irgendeine Situation Alfred Schmidt die Rechtfertigung gegeben hätte, umzukehren und langsam heimwärts zu fahren, war es diese.

Auf Curtis Field hatte man das Codesignal ›Oxygen-Strongbow‹ empfangen und verstanden. ›Wir haben Gorow, und wir bewegen uns nach Süden, um auf die *Elroy* zu treffen.‹

Das war nicht die einzige Information, die Dawes bekommen hatte, als er in dem kleinen, ihm zur Verfügung gestellten Büro hin und her lief. Das Büro dampfte vor Hitze, die von drei Heizgeräten unter den Fenstern kam. Die Temperatur im Raum betrug zweiundzwanzig Grad. Adams Gesicht war von der Hitze gerötet. Er saß auf einem Stuhl gegen die Wand gekippt und sah Dawes zu.

»Das Eis westlich von Target 5 wimmelt von Russen«, brummte Dawes, während er an der kalten Zigarre kaute. »Hubschrauber kreisen über dem Eis, und Schlittengespanne bewegen sich auf dem Packeis – jetzt tauchen auch noch die Schneepanzer auf.«

»Sieht verdammt brenzlich aus«, sagte Adams.

»In Washington haben Sie gesagt, es wäre einfach«, erinnerte ihn Dawes. Er blickte auf, als Fuller, der Aufsichtsbeamte des Flughafens, in das Zimmer stürmte. »Es ist höchste Zeit, daß Sie kommen. Ich möchte, daß Sie eine intensive Luftüberwachung des ganzen Gebiets zwischen der Küste und Target 5 anordnen. Ein Drittel der Maschinen soll sich auf das Eis nördlich von Target 5 konzentrieren...« Er ging zu der Karte, die er mitgebracht und an die Wand geheftet hatte. »Hier – und hier.«

»Keine in den Süden?« fragte Fuller.

»Keine! Und die Überwachung muß ohne Unterbrechung laufen. Sie fliegen ab, kommen zurück, tanken auf und starten wieder...«

»Die Piloten haben ihre Grenzen«, wandte Fuller ein.

»Dann stellen Sie fest, wo diese Grenzen liegen – und gehen Sie darüber hinaus.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Adams, nachdem Fuller gegangen war. »Beaumont fährt nach Süden. Warum schicken wir die Maschinen nach Westen und Norden?«

»Wenn Sie es nicht verstehen, versteht es Papanin vielleicht auch nicht. Die Chancen, Beaumont in der polaren Wüste aus der Luft zu sichten, sind gleich Null – es sei denn, wir hätten großes Glück. Ich verlasse mich nicht auf Glück. Deswegen starte ich Täuschungsmanöver.« Dawes machte eine Pause, als das Rattern der Rotorblätter eines Hubschraubers am Fenster vorbeizog. »Papanin hat eine ganze Flotte von Hubschraubern, die das Eis absuchen. In einigen Stunden wird er von meiner Luftüberwachung Wind kriegen, und was wird er glauben? Daß ich Gorow suche – daß ich weiß, wo ich suchen muß. Er wird seine Maschinen aus dem Süden abziehen, und das wird Beaumont vielleicht eine Chance geben, aus Papanins Reichweite zu entkommen.«

»Es könnte klappen, nehme ich an...«

»Es wird klappen! Ich sende diesem verdammten Sibirier ein Signal – Beaumont geht nach Norden oder Westen!«

»Norden oder Westen?«

Papanin murmelte diese Wort vor sich hin, während er in der Hauptquartierbaracke auf Nordpol 17 auf sein Reiseschach startete. Neben dem Schachspiel lag ein Buch auf dem Tisch. Es war die Seite aufgeschlagen, die die Züge des Fischer-Spassky-Wettkampfes in Santa Monica im Jahre 1966 beschrieb. Der Sibirier war stolz darauf, daß er dreierlei gleichzeitig tun konnte: sein eigenes Spiel spielen, das Spiel eines anderen studieren und eine Entscheidung für die gegenwärtige Operation treffen.

»Alle Maschinen sind in der Luft«, berichtete Kramer hinter ihm. »Sie konzentrieren sich auf die nördlichen und westlichen Zugänge zu Target 5 – abgesehen von den sechs Hubschraubern, die Ihrem Befehl zufolge zurückbleiben sollten.«

Nachdem der amerikanische Schneepanzer über die Rampe gestürzt war, hatten sie Target 5 einen zweiten Besuch abgestattet. Sie hatten die Insel verlassen vorgefunden. Niemand war mehr da – Papanin hatte keine Ahnung, daß zwei Männer, Rickard und Sondeborg, noch in dem Lager sein mußten. Der Sibirier hinterließ ein kleines Kommando, falls Gorow auftauchen sollte, und war dann direkt zu seiner eigenen Basis zurückgefahren. Bis er von Petrow die Mitteilung aus dem Leningrader Archiv bekommen hatte, war er etwas verwirrt gewesen.

»Die Beaumont-Truppe, von der wir dauernd reden, gibt es nicht«, bemerkte er, während er mit einem Bauern herumspielte.

Wir? Der Balte sagte nicht. Wenn alles gutging, redete Papanin stets in der ersten Person Singular. Wenn aber etwas schiefzugehen drohte, sprach er in der Mehrzahl, als ob der Sibirier ihn mit in die Patsche ziehen wollte.

Papanin schob seinen Stuhl zurück, legte einen Stiefel vorsichtig auf den Tisch neben das kleine Schachbrett und begann zu erklären. Die Information war als Antwort auf seine Anfrage aus Leningrad gekommen. Der emsige Petrow hatte sich eingehend in die zahlreichen Akten vertieft und das Rätsel gelöst.

Im Jahre 1971 hatten die Amerikaner eine Dreiergruppe von Grönland nach Spitzbergen geschickt – den ganzen Weg über das Packeis. Ihre Leistung wurde nie in der Presse erwähnt, aber ein sowjetischer Agent in Spitzbergen hatte einen allgemeinen Bericht geliefert. Die Expedition hatte offensichtlich militärische Bedeutung: Falls es zu einem wirklichen Zusammenstoß kommen sollte, könnten sowjetische Truppen versuchen, das norwegische Spitzbergen zu besetzen – so, wie die Amerikaner im letzten Krieg Island besetzt hatten. Die Amerikaner hatten das vorausgesehen;

wenn sie Truppen über das Packeis schicken könnten, wären sie in der Lage, Spitzbergen zuerst zu besetzen. Deswegen hatten sie ganz geheim eine kleine Gruppe geschickt, um festzustellen, ob das möglich war.

»Ich sehe den Zusammenhang nicht«, meinte Kramer.

»Nein?« Papanin grinste ungnädig, während er seine Pfeife stopfte. »Beaumont ist der Name des britischen Arktisexperten, der die Gruppe nach Spitzbergen führte. Es waren zwei Männer mit ihm – ein Amerikaner, Samuel Grayson, und ein Deutscher, Horst Langer. Ich vermute, daß dieses große Schwein, das auf Target 5 das Maul so weit aufgerissen hat, Beaumont war.«

»Sie würden doch nicht nur drei Männer schicken, um Gorow zu holen...«

»Nein? Das wäre sehr klug, es könnte reichen. Sie wissen, daß es nicht leicht ist, aus der Luft vier Männer in der Polarwüste zu entdecken, Kramer.«

»Es gibt also keine große Expedition?« fragte Kramer zweifelnd.

»Nur Beaumont und seine Freunde. Remembern Sie sich an die drei Männer, die wir gefilmt haben, die vor zwei Tagen im Nebel verschwanden?« Papanin legte einen neuen Ton zu. »Schicken Sie eine verschlüsselte Mitteilung an alle Flugzeuge in der Luft – sie sollen eine sehr kleine Gruppe suchen. Wahrscheinlich nur zwei Schlitten und vier Männer.«

»Und die sechs Maschinen, die noch warten?«

»Sie sollen nach Süden fliegen – direkt südlich von Target 5.«

»Aber die Amerikaner suchen im Norden und Westen...«

»Führen Sie sofort meinen Befehl aus«, sagte Papanin ruhig. Der Sibirier, wieder allein in der Baracke, ließ sein Bein auf den Boden fallen und runzelte die Stirn, während er das Schachbrett studierte. Einige seiner etwas merkwürdigen

Entscheidungen erklärte er nie; das gehörte zu seiner Strategie, die Bewunderung seiner Untergebenen für ihren großen Chef zu erhalten. Wie de Gaulle war Papanin sehr darauf bedacht, mit einem gewissen mysteriösen Habitus zu blenden – es wirkte, auch wenn sich einige seiner Entscheidungen als falsch erwiesen. Niemand wußte, was man überhaupt vorgehabt hatte.

Aber Papanin hegte einen gewissen Verdacht, der sich ständig verstärkte. Während des Fluges in dem Bison-Bomber von Murmansk hierher hatte er eine Akte über Lemuel Quincey Dawes durchgesehen, dessen Spezialität Täuschungsmanöver waren. Er konnte das Offensichtliche nicht übersehen – daß die amerikanischen Maschinen, die sich auf das Gebiet nördlich und westlich von Target 5 konzentrierten, tatsächlich die Beaumont-Gruppe suchten. Wenn die Sache schiefging, würde man ihm vorwerfen, daß er diese Gebiete nicht durchsucht hätte. Aber der südliche Bereich begann ihn zu interessieren.

Kramer kam nach einigen Minuten wieder in die Baracke zurück. »Sie werden in den nächsten fünf Minuten aufsteigen«, informierte er den Sibirier.

»Großartig. Und nun funken Sie dem Träger *Gorki*, daß ich augenblicklich die genaue Position des amerikanischen Eisbrechers *Elroy* brauche.«

Wieder war Kramer verblüfft, eilte aber sofort zur Funkbaracke. Papanin hatte seine Gründe absichtlich wieder nicht verraten. Als die Beaumont-Gruppe sich 1971 Spitzbergen näherte, war es zu einem vereinbarten Treffen mit dem Eisbrecher *Edisto* gekommen; diesmal war ein anderer Eisbrecher, die *Elroy*, im Spiel. Papanin ahnte, daß er Beaumont auf den Fersen war, als er sich zu einem Zug entschloß und einen Bauer rückte.

Dienstag, 22. Februar: Mittag bis neunzehn Uhr

Beaumont war vernünftigen Argumenten nicht zugänglich, Genauer gesagt: Er wollte auf niemanden hören, trieb die Männer und Hunde rücksichtslos voran, weigerte sich, zum Essen und Trinken anzuhalten, weigerte sich, für irgend etwas oder irgend jemanden anzuhalten, während sie auf dem zehnten Längengrad immer weiter südlich und immer näher an den Rand des Eisfeldes, zur Eisberg-Gasse hin, fuhren.

Im Mondlicht fuhren sie mit ihren Schlitten durch Schluchten, eingengt zwischen Eisrücken, riesige Wälle aus zerklüftetem Eis, das sich jetzt überall um sie herum auftürmte. Beaumont hatte jetzt Langers Gespann übernommen, mit dem kräftigen Bismarck als Leithund. Er hielt die Lenkstange fest umklammert und ließ seine Peitsche über den Köpfen der Hunde knallen. Das war ein unmißverständliches Zeichen dafür, daß sie bis an die Grenzen ihrer Kräfte getrieben werden würden, wie Langer Grayson erklärte – bis an ihre Grenzen und weiter.

Genauso war es gewesen im letzten Stadium ihres Sprints über das Packeis nach Spitzbergen, bis zu ihrem Treffen mit dem anderen Eisbrecher, der *Edisto*. Beaumont hatte das Hundegespann mit Bismarck übernommen, und zwölf Stunden lang waren sie ununterbrochen in Bewegung – bis die *Edisto* in Sicht kam. Dann hatten sie ihr Elliott-Peilgerät eingeschaltet und gefunkt, und der Hubschrauber des Eisbrechers war ihnen entgegengeflogen. Diesmal war es Langer, der den Streit vom Zaun brach, weil er der Ansicht war, daß Beaumont sich übernommen hätte. Er übergab Grayson seinen Schlitten, rannte die Schlucht hinunter und holte Beaumont ein.

»Ich glaube nicht, daß wir so noch länger weitermachen können...«, keuchte er.

»Weiter!«

Beaumonts eisernes Gesicht war in der schmalen Öffnung der Pelzkapuze kaum zu sehen. Er ließ die Peitsche knallen, holte noch mehr Geschwindigkeit aus Bismarck heraus, und die anderen Tiere steigerten ihr Tempo mit ihm. Sie kamen zu einer Biegung in der Schlucht, aber Beaumont drosselte das Tempo nicht. Er balancierte den Schlitten auf einer Kufe um die Ecke und jagte weiter über das harte Eis.

»Das ist Wahnsinn!« fauchte Langer. »Wir brauchen eine Pause – die Hunde brauchen eine Pause. Die *Elroy* ist kilometerweit entfernt. Wir schaffen es bis heute abend nie...«

»Verdammt nochmal, wir machen weiter! Jeder Kilometer ist ein Kilometer näher zur *Elroy*. Es ist sogar noch mehr – das Scheißschiff kommt uns entgegen!«

»Gorow hält das nicht mehr lange aus.«

Beaumont blickte kurz über die Schulter. Hinter ihm fuhr Grayson das zweite Gespann, trieb die Hunde an, um mit Bismarck – und mit Beaumont – Schritt zu halten. Der Russe kam zu Fuß hinter ihnen her. Er biß die Zähne zusammen und kämpfte schwer, um mithalten zu können. Es war eine beabsichtigte brutale Taktik Beaumonts, Gorow die Nachhut bilden zu lassen; als er auf dem Schlitten gefahren war, hatte er alles aufgehalten; aber wenn er ihnen zu Fuß folgte, mußte Gorow ständig befürchten, daß sie ihn zurücklassen würden, daß er in der Polarwüste verloren sein würde. Und es war diese Angst, die ihn in Bewegung hielt, die ihn zwang, auf Kraftreserven zurückzugreifen, von denen er gar nicht wußte, daß er sie besaß. »Er wird schon mitkommen, wenn er Angst hat«, hatte Beaumont vor drei Stunden gesagt, »also sorgt dafür, daß es so bleibt.«

»Er hat gewußt, daß ihn keine Spazierfahrt erwartete, als er Nordpol 17 verließ«, sagte Beaumont bissig. »Sprich nicht mit ihm – ich will, daß er aus nackter Angst mitläuft. Und laß mich in Ruhe – ich muß auf diesen Schlitten aufpassen.«

Langer blieb zurück: Beaumont hatte eine seiner übelsten Launen; man konnte nicht mehr vernünftig mit ihm reden. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiterzumachen. Aber Beaumont hatte seinen Zorn vollkommen unter Kontrolle: Er hatte nur die einfachste Methode gewählt, Langer zum Schweigen zu bringen. Und sein entschlossener Sprint über das Eis beruhte auf eiskalter Berechnung. Seit drei Stunden hatten sie nicht das geringste von einem russischen Hubschrauber gesehen. Warum, wußte er nicht, es interessierte ihn auch nicht, aber da es am mondhellen Himmel keinen Feind gab, war er entschlossen, dies auszunutzen und so weit wie möglich nach Süden zu kommen, ohne sich vor Papanins Augen verstecken zu müssen.

Er hatte es auch nicht für klug gehalten, den anderen zu verraten, daß sie, wenn menschenmöglich, weitergehen würden, bis sie die *Elroy* sighteten. Aus irgendeinem, ihm unbekannten Grund hatte man ihnen eine günstige Gelegenheit geboten, zu entkommen, eine Gelegenheit, die vielleicht nicht wiederkommen würde.

Er selbst zweifelte, daß sie in dieser Nacht die *Elroy* noch sehen würden, aber es war keine ganz abwegige Hoffnung, und er würde sie weitreiben, bis sie umfielen. Eine Stunde später erschien ein amerikanisches Flugzeug aus südöstlicher Richtung.

»Halt!«

Beaumont hob den Arm, um die Männer hinter ihm zu warnen. Er hatte das Gefühl, ein schweres Gewicht zu heben. Er zog am Schlitten, um die Hunde zum Stehen zu bringen, reichte Grayson die Peitsche und kletterte mit äußerster Anstrengung den Eisrücken zu seiner Linken hinauf. Seine Müdigkeit war so groß, daß es ihm wie eine Bergbesteigung vorkam. Aber das entfernte Brummen der Maschine spornte ihn zur Eile an. Es war ein anderes Geräusch, nicht das

tödliche Rattern eines sowjetischen Hubschraubers. Als er nach dem Kamm faßte und sich hochzog, rutschte er aus, aber seine festgekrallten Hände bewahrten ihn vor dem Absturz. Das Nachtfernglas, das um seinen Hals hing, schlug gegen sein Kinn, aber er spürte den Schmerz kaum, als er rittlings auf dem Kamm saß und das Fernglas an seine Augen hob.

Sie waren fast aus dem Labyrinth der Eisrücken heraus: Direkt vor ihnen erstreckte sich die gefrorene See wie eine flache Ebene. Auf ihrer Oberfläche war die leichte Wellenbewegung erstarrt. Das Flugzeug flog etwa siebenhundert Meter über ihnen nach Südwesten und war gerade dabei, in einer Entfernung von etwa einem Kilometer an ihnen vorbeizufliegen. Er hantierte ungeschickt mit der Scharfeinstellung herum. Russisch oder amerikanisch? Die Silhouette war verschwommen. Er dachte, er hätte das Glas falsch eingestellt, bis er merkte, daß es an seinen müden Augen lag. Dann sahen seine Augen wieder scharf. Die Maschine hob sich durch das Glas deutlich ab. Ein weißer Stern war auf ihrem Rumpf. Amerikaner!

»Sam! Bring mir eine Rauchbombe von meinem Schlitten. Es sind Amerikaner...«

Die erschöpften Männer unten in der Schlucht waren zu neuem Leben erwacht. Grayson riß die Halterung auf, Langer schnappte eine Bombe, während Gorow auf die Hunde aufpaßte, und kletterte dann mit dem Rauchsignal halb die Eiswand hoch. Beaumont nahm es entgegen. Seine Finger waren so kalt, daß er Schwierigkeiten hatte, die Rauchbombe zu handhaben. Er versuchte, sie zu zünden, noch einmal. Nichts passierte. »Gib mir eine andere!« rief Beaumont. »Das ist ein Blindgänger...« Mit verzweifelter Geschäftigkeit bemühten sich Grayson und Langer, eine zweite Rauchbombe zu finden. Und während sie suchten, setzte das Flugzeug, dessen Backbord- und Steuerbordlichter klar zu sehen waren,

langsam zum Wenden an. Es flog eine Kurve, die es auf neuen Kurs nach Süden brachte. »Um Gottes willen, beeilt euch!« brüllte Beaumont. Er sah, daß Grayson eine Bombe gefunden hatte. »Zünde sie dort unten in der Schlucht!«

Das Signal zündete. Dunkler Rauch quoll heraus und stieg in die bewegungslose Luft wie ein indianisches Rauchsignal, quoll und stieg immer höher. Aber das Flugzeug flog weg, weiter nach Süden. Von Sekunde zu Sekunde wurde es kleiner. Grayson und Langer kletterten zu Beaumont auf den Kamm.

»Es ist noch nicht weg...«

Qual lag in Graysons Stimme, niederschmetternde Qual.

»Dreh dich doch um, du blöder Hund!« sagte Beaumont leise. Sie schauten dem Flugzeug nach, bis es verschwand. Ein silberner Nadelkopf im Mondlicht, der sich plötzlich auflöste. Nur das schwindende Motorengeräusch war noch zu hören. »Es war ein Routineflug eines Wetterflugzeuges«, meinte Beaumont. »Sie haben uns gar nicht gesucht.«

»Ich würde diesen verdammten sogenannten Beobachter in der Maschine am liebsten erschießen«, stöhnte Langer in grenzenloser Wut und Enttäuschung. »Vielleicht hätten wir das Funkgerät benutzen sollen.«

»Nein!« Beaumonts Ton war scharf. »Wir benutzen es nicht, bis wir in Reichweite der *Elroy* sind. In diesem Augenblick hockt jemand von der russischen Abhöreinheit über seinem Empfänger und wartet darauf, daß wir genau das tun – damit er per Funk unsere Position bestimmen kann. Es geht weiter!«

Das Rauchsignal schwelte immer noch über ihnen, während sie schon schweigend weiterzogen. Sogar die Hunde schienen entmutigt. Als sie aus der Eisrückenzone in die Eisebene hinausliefen, zogen sie die Schlitten scheinbar mit weniger Kraft als vorher. Später machte sich Beaumont Vorwürfe, daß er die Gefahr nicht bedacht hatte, daß er sie zu früh auf das offene Eis hinausgeführt hatte, aber die Niedergeschlagenheit

und Erschöpfung hatten sein Gemüt abgestumpft. Seine Arme und Handgelenke schmerzten vor Anstrengung, brannten wie Feuer und schienen nach dem stundenlangen Ringen mit dem holpernden Schlitten halb aus den Gelenken herausgezerrt zu sein. Die betäubende Kälte schwächte seinen Griff an der Lenkstange, und er mußte sich gewaltig anstrengen, um mit dem Anschein von Energie weiterzumarschieren und die anderen so in Bewegung zu halten.

»Achtung!«

Langer war es, der die Warnung ausrief. »Stillhalten!« rief Beaumont augenblicklich, während er die Hunde abrupt zum Stillstand brachte. Die Stille der Nacht wurde von einem dröhnenden Rattern unterbrochen. Rat-tat-tat hallte es hinter ihnen über das Eis. Der Schatten hatte eine Knollennase und eine zweite, kleinere Knolle darunter; übereinanderliegende Doppelrotoren, die die Luft peitschten. Und ein doppeltes, flossenartiges Heck. Wie ein drohender Metallvogel fegte die Maschine in einer Höhe von zwanzig Metern über ihre Köpfe hinweg, und der Schatten sprang über das Eis. Ein U-Boot-Jäger mit zwei Düsen: der neueste sowjetische Hubschrauber.

»Keine Bewegung!«

Beaumont wiederholte seine Warnung, während die Maschine wieder wegflog, höher stieg und zum Wenden ansetzte. Es bestand die Möglichkeit, daß die Männer in der russischen Maschine sie nicht gesehen hatten. Mit der Geschwindigkeit von achtzig Stundenkilometern – so schätzte Beaumont die Geschwindigkeit des Hubschraubers ein – blitzte die Maschine über das Eis, die so überraschend hinter den Eisrücken aufgetaucht war. Der sowjetische Späher würde scharfe Augen haben müssen, um sie zu sichten. Sekunden später wußte Beaumont, daß Adleraugen sie von der Maschine aus gesehen hatten. Sie kam zurück. Das Rauchsignal hatte das Unglück heraufbeschworen. Das amerikanische Flugzeug hatte

ihr Signal nicht bemerkt. Statt dessen aber war eine russische Maschine zu ihnen geführt worden.

»Was zum Teufel hat er vor?« fragte Langer.

»Kommt drauf an, wieviel Männer er an Bord hat«, antwortete Beaumont knapp.

Er flog jetzt langsamer – und höher – und kam in einer Höhe von mindestens siebenzig Metern auf sie zu. Sie hatten also nicht nur die Hundegespanne gesehen, sondern auch die Gewehre, die die Männer über ihren Schultern trugen. Beaumont übergab Grayson sein unruhiges Gespann und ging einige Meter zur Seite, das Gewehr in der Hand. Der herannahende U-Boot-Jäger, der aus lauter Wülsten und Rotoren zu bestehen schien, hatte etwas Drohendes an sich, und als er fast senkrecht über ihnen stand, schwebte er in der Luft, und sein Dröhnen hämmerte auf das Eis herunter. Beaumont hob sein Gewehr.

Der Hubschrauber drehte ab und flog einen weiten Bogen, einen Kondensstreifen hinter sich herziehend. Sie mußten sich auf den Fersen drehen, um dem Hubschrauber folgen zu können, während er mit dröhnenden Motoren um sie herumflog. Langer brummte und hob sein Gewehr. »Sie haben uns in ihrer Gummilinse...« Beaumont hängte sich das Gewehr um seine Schulter und schnappte das Nachtfernglas.

»Gewehr runter!« Beaumont sprach schnell, während er weiter die Maschine durch sein Fernglas beobachtete und sich mit ihr drehte. Ein Fenster in der Kuppel war heruntergedreht worden. Das Mondlicht wurde von irgendeinem Gegenstand mit einer zylindrischen Mündung reflektiert. »Es ist eine Filmkamera«, meldete Beaumont. »Sie machen Aufnahmen von uns – eine hübsche friedliche Beschäftigung. Mit einer Gummilinse«, fügte er hinzu.

Während er redete, drehte der Hubschrauber ab, zeigte ihnen die Heckflossen und flog nach Nordosten davon. Das Dröhnen der Doppelrotoren wurde schnell leiser. Beaumont lief zu

seinem Schlitten zurück, um Grayson abzulösen. »Ich verstehe einfach nicht, warum er nicht gelandet ist«, sagte der Amerikaner.

»Ich vermute, weil sie nicht genug Männer an Bord hatten.« Beaumont schaute angestrengt über den Gürtel flachen Eises in der Ferne, wo sich wieder Eisrücken wie Hügelketten über der Ebene erhoben.

»Aber jetzt müssen wir uns wirklich beeilen, bevor sie uns wieder auf offenem Gelände erwischen. Wenn die Russen nämlich wiederkommen, werden sie mehr als genug Männer dabei haben.«

»Halten Sie den Film an!«

Die Stimme des Sibiriers wirkte wie ein Brüllen in der Stille der verrauchten Baracke; es herrschte eine Stille, die nur durch das Surren des Filmprojektors unterbrochen wurde. Der Vorführer hielt den Film an, und die Szene auf der Leinwand erstarrte. Sie zeigte vier Männer, die zu der Kamera hochblickten. Ein Mann hielt ein Gewehr, ein anderer schaute durch ein Fernglas. Ein aufgeblähter Schatten glitt an der Leinwand vorbei, als Papanin aufstand und auf das Bild zeigte. Der Schatten seiner Fingerspitze berührte einen Mann, der die Lenkstange eines Schlittens hielt.

»Das ist er.« Papanins Stimmer schallte. »Das ist Gorow. Ich gehe da jede Wette ein.«

»Man kann sein Gesicht gar nicht sehen«, sagte Kramer in das Dunkel hinein. »Kein einziges Gesicht kann man erkennen...«

»Scheiß auf die Gesichter! Ich habe beobachtet, wie sich dieser Mann bewegt, wie er seinen Kopf zu einer Seite neigt. Das ist Gorow, das ist unser Opfer.« Der riesige Schatten seiner Fingerspitze huschte zu der pelzbekleideten Gestalt mit dem Fernglas hinüber. »Und ich glaube, das ist Beaumont. Die anderen zwei werden Samuel Grayson und Horst Langer sein.«

»Sollen wir jetzt alle Flugzeuge aus Norden und Westen abziehen?« fragte der Balte, darauf bedacht, den nächsten Befehl vorzusehen.

»Zuerst schalten Sie die verdammtten Lichter in dieser Baracke an«, sagte Papanin leise. Er schaute sich zu einem der Männer um, die hinter ihm saßen. »Wronski, können Sie sie wiederfinden?«

Der achtundzwanzig Jahre alte Russe, der das Sicherheitskommando aus Murmansk geführt hatte, stand auf und ging zu einer Wandkarte hinüber. Andrej Wronski, klein, drahtig und mit einem traurigen Gesichtsausdruck, hatte vor einem Monat seine Eltern verloren, als sie versucht hatten, in der Nähe von Stalingrad über die gefrorene Wolga zu fahren: Das Eis war eingebrochen, und der Fluß hatte sie geschluckt. »Hier, Herr Oberst«, antwortete er und zeigte auf ein Kreuz, das er eingezeichnet hatte. »Wir haben eine Positionsbestimmung vorgenommen...«

»Sie sind also zuversichtlich?«

»Wir haben sie das erste Mal gefunden...« Wronski hörte auf zu reden, als er den Gesichtsausdruck des Sibiriers bemerkte.

»Sie haben ihr verdammtes Rauchsignal gefunden!« brüllte Papanin. »Sie haben es aus zehn Kilometer Entfernung gesehen und den Kurs geändert – das haben Sie selbst gesagt, als ich Sie gefragt habe. Weiß der Kuckuck, warum sie die Rauchbombe gezündet haben – vielleicht ist sie von selbst losgegangen.«

»Wahrscheinlich hatten wir Glück.«

»Dann zeige ich Ihnen, wie Sie noch einmal Glück haben können!« Papanin nahm Wronski den Bleistift aus der Hand und sah auf die Karte. »Sie wollen auf den amerikanischen Eisbrecher *Elroy* treffen, der sich hier befindet. Wenn Sie eine Linie von Target 5 ziehen, werden Sie sehen, daß sie den zehnten Längengrad herunterfahren.«

»Also fliegen wir diesen Längengrad entlang...«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu! Sie werden eine Zeitlang die Richtung ändern, um uns von ihrer Fährte abzubringen – sie werden entweder südsüdöstlich oder südsüdwestlich gehen.« Papanin zeichnete zwei schräge Linien von Süden herauf zu dem Punkt, wo Beaumont gesichtet worden war. »Später werden sie ihren Kurs direkt Süd wieder aufnehmen. Wenn wir Abweichungen bei der Positionsbestimmung und die Eisdrift mit einkalkulieren, werden Sie sie innerhalb dieses Dreiecks finden. Verstanden?«

»Das leuchtet mir ein, Herr Oberst...«

»Alles, was ich sage, leuchtet ein.« Er blickte über seine Schulter zu Kramer. »Diesmal muß jede Maschine eine Truppe von bewaffneten Männern mitführen.«

»Wir haben nicht genug für alle Maschinen.«

»Wer zum Teufel hat gesagt, daß wir sie alle abziehen und Dawes dadurch sofort verraten wollen, daß sein Täuschungsmanöver mißlungen ist? Ich lasse die Hälfte der Figuren im Norden und im Westen von Target 5 auf dem Brett. Die andere Hälfte kehrt hierher zurück, tankt auf und sucht mein Dreieck ab.«

Sie verließen die Baracke in großer Eile, bevor der Sibirier eine , abfällige Bemerkung über ihre Schwerfälligkeit machen konnte. Papanin blieb stehen und starrte weiter auf die Wandkarte. Er sog an seiner kleinen Pfeife. »Ich glaube, Mr. Beaumont, diesmal habe ich dich«, sagte er zu sich selbst.

*Dienstag, 22. Februar:
neunzehn bis zweiundzwanzig Uhr dreißig*

Es war zu einem Alptraum geworden: Russische Maschinen flogen ständig in Hörweite. Manchmal war das mörderische

Rat-tat-tat sehr weit weg, kaum mehr als ein Summen in der eiskalten Nacht, während sie ihre müder! Glieder im Schatten der Eisrücken weiter durch Schluchten schleppten. Aber selbst wenn es nur ein Summen war, mußte man ihm intensiv lauschen, sich darauf konzentrieren, damit man rechtzeitig merkte, wann es lauter wurde und näher kam.

Manchmal war es sehr nah, ungemütlich nah, das drohende Schlagen steigerte sich zu einer lauten Kakophonie, die in den Schluchten widerhallte und über die Eiskämme quoll. Es war, mußte Beaumont zugestehen, nur eine Frage der Zeit, bis sie gesehen werden würden – es sei denn, sie hätten unglaubliches Glück. Es war nur eine Frage der Zeit, weil er, trotz häufiger Bitten von Grayson und Langer, sie hartnäckig in Bewegung hielt – und Bewegung kann man aus der Luft gut wahrnehmen.

Die ständige Notwendigkeit zu horchen, wachsam zu bleiben, strengte sie jetzt genauso an wie das Führen der Schlitten; sie zermürbte sie mehr noch, als die eigenen Beine dazu zu bewegen, weiterzulaufen. Um zehn Uhr abends liefen die vier erschöpften Männer wie Roboter, ihre Glieder waren schwer, die Augen fielen ihnen vor Müdigkeit und Kälte fast zu, und Gorow hatte zweimal verlangt, auf einem der Schlitten fahren zu können, da er nicht weitergehen konnte. Beaumonts Reaktion darauf war knapp und deutlich: »Entweder Sie halten mit, oder Sie krepieren auf dem Eis.«

»Aber Sie sind doch meinetwegen hier!« hatte Gorow protestiert, als er neben Beaumonts Schlitten her stolperte. »Sie sind gekommen, um mich zu holen.«

»Darum geht es nicht mehr«, hatte der Engländer ihm scharf geantwortet. »Es geht um das Überleben – also halten Sie mit oder bleiben Sie stehen, mir ist es mittlerweile egal.«

Nachdem Gorow zurückgefallen war, warf Beaumont einen verstohlenen Blick über die Schulter. Der Russe stapfte neben Langers Schlitten her, während Grayson etwas weiter zurück

abermals ihre Position zu bestimmen versuchte. Beaumont hatte nicht die Absicht, den Russen stehenzulassen; sollte er zusammenbrechen, würden sie ihn auf dem Schlitten transportieren müssen. Aber offenbar reichte die Aussicht auf einen einsamen Tod auf dem Eis aus, um Gorow auf den Beinen zu halten.

Ihre Nerven und ihre Stimmung litten am meisten unter der Anstrengung. Allmählich wurde es heikel, miteinander zu reden, denn ganz gleich, was gesagt wurde, es war immer falsch. Es war kurz nach zweiundzwanzig Uhr, als Grayson entschied, daß es ihm endgültig reiche, daß das Glück sie verlassen hätte, daß sie diesmal anhalten mußten, bevor Beaumonts Tollheit sie alle vernichtete. Er war gerade damit fertig, den Sextanten auf Langers fahrendem Schlitten zu verstauen. Er lief vor, um Beaumont einzuholen.

»Wieder ein Flugzeug im Anflug – aus dem Osten. Ich werde auf den Eistrücken klettern, um nachzusehen...«

»Heb deine Energie für Wichtigeres auf«, brauste Beaumont auf. »Wir haben noch einen weiten Weg...«

»Es fliegt auf uns zu! Es wird schon lauter. Sollen wir warten, bis das verdammte Biest über uns ist?«

»Jawohl!«

»Aber warum, um Himmels willen?«

Beaumont packte die Lenkstange fester und unterdrückte kaum seine Wut, als er erwiderte: »Weil wir ihr Spiel nicht spielen – Papanins Spiel. Hast du noch nicht kapiert, was hier passiert? Sie fliegen aufs Geratewohl, kreuz und quer über das Eis.«

»Eine davon wird uns entdecken...«

»Wenn sie Glück haben, schon. Aber sie müßten schon verdammt großes Glück haben, um uns hier unten in einer dieser Schluchten zu finden. Dazu müßten sie direkt über uns fliegen. Wenn es dazu kommt, drücken wir uns gegen den

Wall, ohne die geringste Bewegung – das habe ich euch schon hundertmal gesagt.«

»Dazu könnte es schon zu spät sein.«

Beaumont atmete tief, sah Grayson voll ins Gesicht und packte mit beiden Händen fest den Schlitten, der seitlich umzukippen drohte. Er redete bewußt kalt und monoton. »Bevor wir anhalten, müssen wir weiter südlich kommen, als Papanin es für möglich hält. Diese Flugzeuge suchen uns zwar, aber sie versuchen auch, uns zu zermürben. Sie wollen uns zwingen, jedesmal, wenn wir eins in der Nähe hören, anzuhalten, damit wir keine Chance haben, die *Elroy* zu erreichen...«

Beaumont reckte sich, als das Rattern, das er während dieses Wortwechsels schon gehört hatte, zu einem lauten Dröhnen wurde. »Deckung!«

Sie hielten die Hunde an und hockten sich neben sie, um die Tiere zu beruhigen. Als Sekunden später der Lärm des Hubschraubers über ihnen war, warfen sie sich flach auf das Eis. Der höllische Lärm der Motoren machte sie taub. Er flog von Ost nach West, blitzte in einer Höhe von etwa siebzig Metern über der Schlucht auf und verschwand. Sie rührten sich nicht, da sie nicht wußten, ob sie gesehen worden waren. Wenn ja, würde der Hubschrauber wiederkommen. Durch das Liegen auf dem Eis setzte die Erschöpfung bei jedem erst recht ein. Eingemummt in viele Lagen von Kleidung, lagen sie reglos da und hatten keine Lust, wieder aufzustehen. Sie beruhigten nur ihre zitternden Tiere. Sie froren erbärmlich. Ihr Widerstand war auf einem Tiefpunkt angelangt. Da die Maschine nicht zurückkehrte, kamen sie langsam wieder auf die Beine, und Grayson versuchte es noch einmal mit kläglichem Stimm.

»Keith, wir sollten eine Pause machen... Etwas essen...«

Beaumont schüttelte langsam den Kopf und horchte, ob er die Maschine hören konnte. Mühsam, unter äußerster Kraftanstrengung kletterte er den nächsten Eiswall hinauf und rutschte mehrmals zurück, bevor er den Kamm erreichte. Es war Zeit, wieder einmal das vor ihnen liegende Gelände zu sondieren. Als er oben angelangt war, schlug er fast hintenüber, gewann aber das Gleichgewicht zurück. Er putzte die Linse seines Nachtfernglases, stützte sich auf die Ellbogen und hob das Glas an seine müden Augen. Er konnte sehr weit sehen, weit in die Ferne. Er überflog den dunstigen Horizont und senkte dann das Glas ein wenig. Regungslos starrte er lange durch das Glas. Endlich setzte er es ab und sah in die Schlucht herunter. »Ich glaube, ihr kommt am besten herauf«, sagte er ruhig.

»Nun?« erkundigte sich Papanin.

»Noch nichts.« Wronski schloß die Barackentür. »Ich bin eben zurückgekommen – es sieht hoffnungslos aus.«

»Hoffnungslos haben Sie gesagt?« Papanin erhob sich langsam von seinem Stuhl, und Kramer, der ihn gut kannte, trat unwillkürlich einen Schritt von dem Sibirier zurück. »Sie sind ein Schlappschwanz, Wronski. Sie sind nicht geeignet, ein Kommando zu führen. In diesem Spiel gewinnt derjenige, der am längsten durchhält. Ich werde Ihren Rang überdenken müssen, wenn diese Aktion vorbei ist. Sie wollten essen gehen? Schreiben Sie diese Mahlzeit in den Wind, Wronski – Sie gehen an Bord des nächsten Hubschraubers, der startet.«

Er wartete, bis der Mann gegangen war. »Wenn sie die *Elroy* erreichen, wird es schwierig werden, Kramer«, äußerte er dann.

Der Balte war verduzt. Es war das erste Mal, daß Papanin auch nur in Erwägung zog, daß Beaumont das Schiff überhaupt

erreichen könnte. »Schwierig?« fragte er. »Unmöglich sogar in diesem Moment, wo Gorow an Bord eines amerikanischen Schiffes geht...«

»Nicht unmöglich, aber wohl schwierig.« Die Stimme des Sibiriers war verdächtig gelassen. »Die ganze Sache würde allmählich eine andere Größenordnung annehmen. Unsere Leute zu Hause würden anfangen, sich Sorgen zu machen, weil der Besuch des amerikanischen Präsidenten im Mai in Moskau bevorsteht.«

»Wir könnten noch Glück haben...«

»Ich schaffe mir mein eigenes Glück!« Papanins Faust donnerte auf den Tisch, der jetzt leer war: Das Reiseschachspiel steckte in seiner Tasche. »Wir ändern unsere Taktik«, knurrte er. »Von nun an suchen wir das Gebiet nördlich der *Elroy* ab – wir werden sie schnappen, wenn sie über das Eis kommen. Wenn eine Maschine unsere Beute findet, soll sie so nah wie möglich landen – ganz egal, wie schlecht das Eis unter ihnen ist.«

»Und wenn die Männer bei Gorow Widerstand leisten?«

»Für die sorgt der zweite Befehl, den Sie sofort durchgeben werden. Geben Sie ihn persönlich an jeden Zugführer der bewaffneten Gruppen weiter – der Pilot darf ihn nicht mitkriegen. Wir wollen die Männer, die bei Gorow sind, nicht haben – sie sind uns nur peinlich. Sie müssen verschwinden. Vergraben Sie ihre Leichen unter dem Eis – oder, wenn eine offene Rinne in der Nähe ist, lassen Sie sie hineinfallen. Die Hunde müssen ebenfalls getötet werden – vergiftetes Fleisch wäre am besten. Auch die Schlitten müssen weg. Spätestens bis Mitternacht, Kramer! Noch besser früher...«

Es muß eine Fata Morgana sein, dachte Beaumont, als er es das erste Mal im Fernglas gesehen hatte. Das Bild

verschwamm, verschwand wieder völlig und erschien wieder, als er die Linsen auf ihre ursprüngliche Einstellung zurückdrehte. Er rief die Männer unten in der Schlucht zu sich. Langer erreichte ihn zuerst. Er hatte aus Beaumonts Stimme etwas herausgehört und war, so schnell er konnte, die Eiswand hinaufgeklettert. Er ließ sich neben den Engländer auf den Kamm fallen. Als er die Kapuze zurückschob, um das Glas an seine Augen zu setzen, sah man seinen Bart, der nun viele Stunden alt war, immer noch verweht vom Nebel.

»Da drüben. Das Ding, das hochragt.«

Beaumont deutete mit dem Finger hinüber, und Langer, dessen Hände vor Aufregung zitterten, versuchte, das Glas einzustellen. Der trostlose Wirrwarr der Eisrücken setzte sich fünf Kilometer weit fort wie eine stürmische See mit riesigen Wellen, die auf sie zurollten, aber mitten in ihrem Wüten erstarrt waren. Dahinter lag ebenes Eis, sehr glattes Eis, das wie eine schimmernde Platte im Mondlicht glänzte. In ihrer Mitte erschien die Fata Morgana, irgend etwas, das, fotografiert, völlig unwirklich aussehen würde. »Mein Gott!« Langer flüsterte ergriffen und schwieg dann.

Die Fata Morgana war ein Schiff mit hohem Mast und hoher Brücke, ein Schiff aus Eis und Schnee, fast wie ein mißlungener glasierter Baumkuchen. Durch das Nachtfernglas konnte Langer erkennen, daß der Bug in ihre Richtung zeigte, daß das Schiff völlig mit Eis überzogen und verkrustet war. Es glitzerte wie ein Schiff aus Glas. Eiszapfen hingen von der Saling und von der gezackten Spitze des Mastes herab. Von der Reling tropfte ein Vorhang aus Eis, wie eine Bettdecke, die man lässig zum Lüften über das Vorderdeck geworfen hatte. Der Bug lag sehr hoch, als ob er auf eine hohe Welle stieg; aber das Schiff lag vollkommen bewegungslos da, eingeschlossen im Packeis. Der einzige Hinweis darauf, daß das Schiff nicht verlassen war, waren die Lichter an den Enden

der Saling. Keine Fata Morgana. Es war der amerikanische Eisbrecher *Elroy*, fünfzehn Kilometer von der offenen See entfernt, von Packeis umgeben.

»Mein Gott!« wiederholte Langer.

»Das hast du schon einmal gesagt«, erinnerte ihn Beaumont.

»Bei dir rieselt wohl der Kalk – du wiederholst dich.«

»Ich komme mir auch alt vor.« Langer verbesserte sich. »Ich kam mir alt vor. He, Sam, es ist die *Elroy*.«

Grayson hatte Gorow bei den Hunden gelassen und war ebenfalls den Kamm hinaufgekrochen. »Mach keine Witze«, krächzte er. Langer reichte ihm das Fernglas. »Überzeug dich selbst.« Der Amerikaner öffnete seine Kapuze, und sein ebenso hageres, stoppeliges Gesicht kam zum Vorschein. Er stellte das Glas scharf ein.

»Wie zum Teufel ist er so weit in das Eis vorgedrungen?« wunderte sich Langer.

»Mut«, antwortete Beaumont. »Ich habe Schmidt, den Kapitän, nie kennengelernt, aber er hat sich durch dieses Zeug Zentimeter für Zentimeter durchgeboxt, um uns näher zu kommen. Aber komischerweise kann ich sein Radar nicht sehen.«

»Ich kenne ihn«, sagte Grayson leise. »Er ist ein erstklassiger Kerl – und deswegen ist er hier. Wie nah schätzt du ihn?«

»Vielleicht zwölf Kilometer, über den Daumen gepeilt«, meinte Beaumont. »Hat irgend jemand etwas dagegen einzuwenden, wenn wir weiterziehen?«

Sie fuhren drei Kilometer mit einer Geschwindigkeit weiter, die sie seit Stunden nicht erreicht hatten, fädelten sich durch das Labyrinth der Schluchten, bis sie etwas mehr als zwei Kilometer von dem offenen Eis entfernt waren. Und da keine russischen Hubschrauber am Himmel waren, beschloß Beaumont, jetzt ein Signal zu senden und das Elliott-Peilgerät

einzuschalten, was dem Hubschrauber der *Elroy* den Weg zu ihnen zeigen würde.

Es war entsetzlich kalt, kälter als jemals vorher – so kam es ihnen jedenfalls vor –, aber es konnte auch an ihrer grenzenlosen Erschöpfung liegen. Die Luft war noch klar, abgesehen von einem Wasserdampf streifen, der über ihren Gespannen mitzog, während sie vorwärts fuhren, ein Kondensstreifen, der sich in der bitterkalten Luft aus dem Atem der Tiere und Männer bildete. Heftige Schneestürme waren, entgegen der allgemein herrschenden Vorstellung von der Arktis, sehr selten in diesen Breitengraden; es war schlicht und einfach einer der kältesten Plätze auf der Erde.

Sie hielten in einer Schlucht an. Grayson hatte darauf hingewiesen, daß kein Hubschrauber auf diesem Matsch landen könnte, aber Beaumont hatte Langer angewiesen, den Sender auszupacken. »Sie können uns hochkurbeln, Sam, einen nach dem anderen«, erklärte er. »Dann werde ich die Hunde auf das offene Eis hinausführen.« Langer war gerade dabei, die Segeltuchklappen um den Sender zu öffnen, als Gorow die Schlucht herunterkam, so schnell, daß Beaumont überrascht aufsah. Der Russe atmete schwer, als er anhielt und fast hysterisch redete. »Jetzt, wo wir in Sicherheit sind, bestehe ich darauf, daß Sie mir mein Eigentum sofort wiedergeben!«

»Was meinen Sie damit?« Beaumont schaute nach unten während er sprach und bohrte den Absatz seines Stiefels vorsichtig in das Eis. Es fühlte sich nicht sehr hart an. Deshalb vermutete er, daß die Eistrücken auf beiden Seiten der Schlucht sich erst vor kurzem gebildet hatten, nachdem sich eine Rinne geschlossen hatte.

»Meinen Bohrkern! Sie haben meinen Bohrkern gestohlen! Einer von Ihnen hat ihn gestohlen!« Gorow steigerte sich in Rage, während er das schwere Röhrchen aus seinem Parka zog und damit vor Beaumonts Gesicht herumfuchtelte.

»Sie haben ihn doch in der Hand«, sagte Beaumont. Er runzelte die Stirn, als der Absatz seines Stiefels plötzlich einige Zentimeter einsank. Als er ihn herauszog, gab es ein schmatzendes Geräusch. Weiches Eis. Gorow war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu merken, daß etwas nicht stimmte.

»Das ist nicht derselbe Bohrkern...«

»Meinen Sie, daß der andere die Katharina-Karten enthielt?« Beaumont blickte Gorow direkt ins Gesicht. »Wie Sie sagten: wir sind fast in Sicherheit. Kein günstiger Augenblick, ein Geplänkel anzufangen, nicht wahr?«

»Geplänkel?«

»Gehen Sie zurück, und helfen Sie Horst mit dem Gerät.«

Langer hatte das tragbare Sende- und Empfangsgerät auf seine Schulter gehievt. Er stand ein gutes Stück weiter unten in der Schlucht. Er schleppte das Gerät herum, bis er einen ebenen Platz in der Eiswand fand, der zum Aufstellen geeignet war. In seinem geschwächten Zustand war es ihm fast zu schwer. Vorsichtig setzte er das Gerät ab und baute es auf, während Gorow weitertobte.

»Ich muß den Bohrkern haben! Es ist dieser Bohrkern, der mich für Washington so wertvoll macht...«

Gorow fuchtelte immer noch mit dem Röhrchen herum wie mit einer gefährlichen Waffe, bis Grayson es ihm abnahm.

»Wertvoll? Bis wir das Schiff erreichen, ist keiner von uns auch nur einen Heller wert. Wir haben vielleicht seit über einer Stunde keinen ihrer Hubschrauber gehört, aber noch sind wir nicht an Bord des Schiffes. Und jetzt gehen Sie zu Horst, und helfen Sie ihm ein wenig mit dem Sender, wenn er fertig ist.«

»Der Untergrund hier ist glitschig, Sam«, murmelte Beaumont, während Gorow die Schlucht hinauf lief. »Wir werden aufpassen müssen.«

»Klar«, antwortete Grayson, während er Bismarck streichelte, um ihn ruhig zu halten, »wo wir uns der See nähern...«

Sie hörten den Russen schreien, schauten die Schlucht entlang und sahen ihn hinfallen. Er stürzte in voller Länge hin, versuchte aufzustehen, fiel aber wieder hin. »Mist!« platzte es aus Beaumont heraus. »Er hat sich bestimmt den Knöchel verstaucht.« Langer war fertig zum Funken gewesen, hatte die Antenne herausgezogen und wollte das Gerät gerade zu einer ebenen Stelle tragen, als er den Schrei hörte. Fluchend ließ er das Gerät stehen und ging die Schlucht hinauf, um dem Russen zu helfen.

Gorow hatte sich einen Fußknöchel verstaucht. Er versuchte ein zweites Mal aufzustehen, brach aber zusammen, als Langer ihn erreichte. Der Deutsche nahm ihn bei den Armen und lehnte ihn in Sitzstellung mit dem Rücken gegen die Eiswand. Erst dann bemerkte er den Stiefel an Gorows rechtem Bein, mit dem er gestolpert war. Schwarzer Schlamm klebte daran, der schon gefror. »Keith! Hier ist das Eis weich – und Gorow kann nicht laufen...« Langer und Grayson verschränkten ihre Arme und trugen Gorow zurück zu den Schlitten. Er vermied es strikt, in Beaumonts Richtung zu blicken.

»Beeilt euch mit dem Signal«, sagte Beaumont.

Langer und Grayson gingen langsam die Schlucht zurück und achteten sorgsam darauf, wo sie ihre Stiefel aufsetzten. Als Langer an der Lücke im Eisrücken angelangt war, starrte er wie gebannt auf einen Punkt und fragte sich, ob er endgültig verrückt geworden sei. Dann stieß er einen solchen Schrei aus, daß Grayson augenblicklich zu ihm rannte. Das Sendegerät war eingesunken. Der größte Teil des Senders war schon verschwunden, nur die versickernde Antenne ragte noch über die Oberfläche hinaus. Schaum aus blubberndem Matsch schloß sich über dem Kasten.

Langer ließ sich auf die Knie fallen und scharrte verzweifelt in der eisigen Masse, aber das Gerät war schon so weit abgesunken, daß seine Finger es nicht mehr greifen konnten. Verzweifelt packte er die Antenne. Ein Stück knickte ab. Er hielt es noch in der Hand, als der Rest unterging, in der Tiefe verschwand. Sie hatten ihr einziges Mittel, sich mit der *Elroy* zu verständigen, verloren.

»Sie haben die Sache mit dem Kaviar erledigt?«

Der Sibirier hatte vorübergehend ein neues Quartier bezogen, ein bewegliches Quartier dreihundert Meter über dem Packeis.

Der U-Boot-Jäger flog in Richtung Süden. Er redete mit Wronski, der sich in einer anderen Maschine befand, die ihre Position viel weiter südlich hatte. Er gebrauchte das Codewort »Kaviar« für die *Elroy*, da er per Funkfernsprecher über eine Direktverbindung sprach.

»Der Kaviar ist auf Eis gelegt«, erwiderte Wronski.

Papanin brummte, als er den Funkfernsprecher abschaltete und auf das Eisfeld unter sich hinabschaute. Er näherte sich einer Art Höhepunkt des Spieles, und er wollte dabei sein, um die Züge selbst zu bestimmen. »Bis Mitternacht werden wir sie haben«, sagte er.

»Noch hat sie niemand gesichtet«, gab Kramer, der ewige Pessimist, zu bedenken. Papanin zog eine furchterregende Grimasse, um ihn zum Schweigen zu bringen. In der Hörmuschel an seinem Ohr knackte es. Er hörte mit unbewegter Miene zu, bestätigte die neue Mitteilung und schleuderte dem Piloten einen bösen Blick entgegen.

»Machen Sie, daß wir wegkommen«, befahl er eisig, »oder wollen Sie hier auf dem Eis Anker werfen?« Er wandte sich Kramer zu, der auf einem Klappsitz hinten in der Kanzel saß.

»Bis Mitternacht, habe ich gesagt. Man hat unsere Beute gefunden.«

»Keith, dieser Bastard setzt zur Landung an!«

»Damit habe ich gerechnet.« Beaumont, der oben auf dem Eiswall saß, beobachtete den absteigenden U-Boot-Jäger. Die Rotorblätter drehten jetzt noch langsamer, als er senkrecht auf das ebene Eis herunterkam – etwa fünfhundert Meter von der Stelle entfernt, wo er im Augenblick hockte.

Man hatte sie gesehen. Der Hubschrauber, der jetzt landete, war zweimal über sie hinweggeflogen, und nun landete er zwischen ihnen und dem eingefrorenen Schiff. Er ließ das Fernglas sinken. Papanin dachte immer an alles: Ein zweiter Hubschrauber schwebte über der eisverkrusteten Silhouette des Schiffes über der Abflugrampe, so daß Schmidt seine eigene Maschine nicht starten konnte.

»Fast hätten wir es geschafft«, klagte Grayson in grenzenloser Enttäuschung, als er sich neben Beaumont hockte. »Nur noch zwei Stunden, und wir wären da gewesen...«

»Könnten genausogut zweihundert Stunden werden«, sagte Langer von der anderen Seite Beaumonts herüber. Er glitt schnell in die Schlucht zurück, als die Hunde plötzlich aufsprangen. Das dröhnende Pochen der absteigenden Maschine hallte an den Eisrücken wider, die in einem dichten Netz in allen Richtungen das Eis überzogen. Der Hubschrauber setzte auf, während die Rotoren noch wirbelten. Eine Tür wurde aufgemacht, und Männer sprangen auf das Eis, Männer mit Gewehren, die in Pelzparkas und Pelzkapuzen gekleidet waren. Sie formierten sich zu einem Halbkreis, um so auf die Eiswälle vorzurücken. Wieder war Beaumont von der Geschwindigkeit der Operation beeindruckt.

»Ich wußte nicht, daß diese Maschine so viele Männer tragen konnte«, sagte Grayson grimmig.

»Du weißt, was du zu tun hast«, erinnerte ihn Beaumont.
»Behalte Gorow gut im Auge – ich will nicht, daß er im falschen Moment in Panik gerät.«

»Das ist der glatte Selbstmord...«

»Wir werden sterben, wenn wir einfach auf sie warten. Sie wollen nur Gorow, und wir sind überflüssige Zeugen.«

Beaumont rutschte die Eiswand hinunter. Das Gewehr im Anschlag, lief er durch die Schlucht. Die anderen schauten ihm zu, bis Grayson ihnen schroff einen Befehl erteilte. Obwohl ihn die Eiswände zu beiden Seiten überragten, lief Beaumont gebückt und achtete nicht darauf, daß das Eis vor ihm weich sein könnte. Er hoffte, daß der Boden fest bleiben würde. Durch die kritische Situation war seine Erschöpfung vorübergehend wie weggeblasen; er hatte einen klaren Kopf und vollkommene Kontrolle über seine Glieder. Es war kaum verwunderlich, daß Grayson das, was er vorhatte, selbstmörderisch nannte – denn Beaumont rannte direkt auf die Russen zu.

Sein Plan war aber nicht so leichtsinnig, wie es zunächst den Anschein hatte. Er hatte gewartet, bis er genau sehen konnte, was aus der Maschine kam. Die Männer rückten auf die Eistrückenzone vor, Beaumont versuchte jetzt, auf die ungefähre Mitte des Halbkreises zu laufen, den er aber nicht sehen konnte. Sie würden in die Schluchten vorrücken und versuchen, ihre Formation beizubehalten – damit sie im entscheidenden Augenblick den Halbkreis schließen und ihre Opfer umzingeln konnten. Beaumont rechnete mit dem Überraschungseffekt: am allerwenigsten würde der Zugführer erwarten, daß einer der gejagten Männer ihm in die Arme lief.

Er rannte leichtfüßig, verursachte so wenig Lärm wie möglich, während er der Schlucht mit ihren zahlreichen

Biegungen folgte. Von seinem Ausguck oben auf dem Kamm hatte Beaumont sich den Verlauf dieser Schlucht gemerkt. Soweit er hatte sehen können, führte sie an einem ganz bestimmten Punkt auf das offene Eis hinaus. Der Eiskorridor lag teilweise im Schatten. Manchmal, wenn er um eine Ecke biegen mußte, lief er im Mondlicht. Als er in die Nähe der heranrückenden Russen kam, verlangsamte er sein Tempo. Während er noch rannte, hörte er das schwach surrende Schlagen des Hubschraubers, das durch die Eiswände gedämpft wurde. Der Pilot ging kein Risiko ein; offenbar ließ er den Motor laufen, aus Furcht, daß er in dieser Temperatur nicht wieder anspringen würde.

Beaumont bewegte sich jetzt nur noch sehr vorsichtig vorwärts. Im Schatten der rechten Wand kroch er gebückt weiter und merkte sich Nischen, in denen er sich verbergen konnte, sobald sie näher kamen – falls er sie rechtzeitig hörte. Beaumont versuchte nicht, sich vorzumachen, daß er es mit Amateuren zu tun hatte: Die sowjetischen Einheiten des Staatssicherheitsdienstes für besondere Aufgaben, die in der Arktis operierten, bestanden aus gut ausgebildeten Männern; sie waren daran gewöhnt, bei eisigen Temperaturen zu arbeiten. Aber sie waren nicht gewohnt, sich zu Fuß über das Packeis zu bewegen. Er hielt sein Gewehr in beiden Händen, als der pelzbekleidete Russe sehr leise um eine Ecke kam.

Beide Männer waren erschrocken; aber der Russe hatte nicht damit gerechnet, jemanden so nah beim Hubschrauber zu treffen. Er trug ein Schnellfeuergewehr über der Schulter, und er machte einen Fehler: Er versuchte, es herunterzuziehen. Beaumont reagierte automatisch und schwang das Gewehr in seinen Händen herum, so daß der schwere metallbeschlagene Kolben vor dem Gesicht des Russen schwebte. Er stieß ihn in Kopfhöhe nach vorn. Im letzten Augenblick riß der Russe seinen Kopf zur Seite, und der Kolben streifte nur sein Kinn;

aber das genügte, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Seine Stiefel schlitterten über das Eis, er fiel rückwärts. Beaumont sprang auf ihn zu.

Der Russe schlug mit dem Hinterkopf auf das Eis. Der Schlag wurde durch die Pelzkapuze gemildert. Während er noch ausgestreckt auf dem Eis lag und seine eigene Waffe außer Reichweite war, packte er den rechten Stiefel des Engländers. Seine Hand war groß genug, um sein Fußgelenk zu umklammern. Er versuchte, Beaumont umzuwerfen. Aber Beaumont achtete nicht auf diese Gefahr, sondern konzentrierte sich auf das, was er tun mußte. Er holte weit aus und traf mit dem Gewehrkolben die Stirn des Russen. Die Wucht des Schlages war so stark, daß der Kolben zurückprallte. Die Hand, die Beaumonts Fußgelenk umklammert hielt, entspannte sich, der Kopf fiel zur Seite, und der Mann lag regungslos. Beaumont bückte sich und drehte ihn auf den Bauch. Die getroffenen Stellen – Kinn und Stirn – berührten jetzt das Eis. Wenn jemand ihn fand – falls man ihn überhaupt jemals fand –, würde es aussehen wie ein Unfall, wie wenn der Russe gestolpert und mit dem Gesicht nach unten auf den stahlharten Boden aufgeschlagen wäre.

Jetzt ging er ein noch größeres Risiko ein: Er begann wieder zu rennen. Er hatte ungefähr zwanzig Männer gezählt, die aus der Maschine ausgestiegen waren und sich über ein Labyrinth von Schluchten ausgebreitet haben mußten. Wahrscheinlich war vereinbart worden, daß, wenn einer von ihnen auf die Flüchtigen stieß, er einen Schuß abgeben sollte, um die anderen herbeizurufen. Er rannte immer noch, als er plötzlich um eine Ecke bog und ihm helles Licht entgegenströmte. Er hatte den Ausgang erreicht – das offene Eis lag vor ihm.

Das Donnern der Rotorblätter der wartenden Maschine hallte in der Schlucht wider und hämmerte in seinen Ohren; er sah die Maschine, kaum dreihundert Meter entfernt. Das

Doppelheck zeigte in seine Richtung, das Cockpit in die andere. Er stand an der Stelle, die er sich von dem Kamm des Eisrückens eingeprägt hatte – in der Hoffnung, daß der Pilot die Maschine nicht umdrehen würde. Sie hatten keine Wache am Rand des Eises postiert. Das überraschte Beaumont nicht; wenn man zwanzig Männer zur Verfügung hatte und loszog, eine Gruppe von vier Männern zu fangen, würde man kaum erwarten, daß einer der vier wahnsinnig genug wäre, auf die Maschine loszugehen. Beaumont ging direkt auf die Maschine zu.

Er schob sein Gewehr auf die Schulter und lief dann mit gemäßigtem Schritt zum Heck der Maschine. Es schien der reinste Wahnsinn zu sein, langsam zu gehen; aber Beaumont kalkulierte den psychologischen Effekt auf den Piloten ein, falls er sich im Cockpit umschauen sollte. Reflexe wurden schnell ausgelöst. Der Anblick eines bewaffneten Mannes, der über das Eis auf die Maschine zurannte, würde eine einzige Reaktion in dem Piloten hervorrufen. Er würde den Steuerknüppel betätigen, und schon höbe sich die Maschine senkrecht vom Eis. Eine Sache von fünf Sekunden. Beaumont ging langsam weiter und kam dem U-Boot-Jäger immer näher.

Er war jetzt ziemlich zuversichtlich, daß er es schaffen würde. Wenn auch seine Pelzkapuze und sein Pelzparka kaum zu den Anzügen der Russen paßten, waren sie sich doch ähnlich genug, zumindest im Mondlicht und durch die eisüberzogene Kuppel des Hubschraubers gesehen. Als er sich der Maschine näherte, nahm das ohrenbetäubende Dröhnen zu. Jede Faser seines Nervensystems forderte ihn auf zu rennen, die letzten zwanzig Meter im Laufschrift zurückzulegen, bevor der Pilot seinen Kopf wandte. Beaumont aber ging im selben gleichmäßigen Tempo weiter und kam direkt auf das altmodisch wirkende Heck zu, ein Heck, wie es früher Doppeldecker gehabt hatten. Er nahm das Gewehr von der

Schulter, ging am Heck vorbei und kletterte auf die Maschine. Mit seiner behandschuhten Faust hämmerte er gegen die beschlagene Kuppel.

Das Vibrieren rüttelte ihn; aber nichts regte sich. Er schlug ein zweites Mal mit seiner Faust, und ein Schiebefenster ging auf. Als warme Luft in sein Gesicht wehte, steckte auch schon sein Gewehr im Fenster. Die Mündung zeigte auf die behelmte Gestalt, die auf ihren Sitz hinter den Armaturen zurückgesprungen war. »Aussteigen! Raus! Schnell raus!« schrie Beaumont auf russisch und nickte mit dem Kopf, um dem Piloten klarzumachen, was er wollte. Der Pilot konnte wahrscheinlich bei dem Lärm der auf vollen Touren laufenden Rotoren kein Wort verstehen. Beaumont lehnte sich durchs Fenster und stieß die Gewehrmündung hart in die Rippen des Piloten. Der Russe trug eine Schutzbrille über den Augen; aber Beaumont hatte den Eindruck, daß er jung war, vielleicht Ende Zwanzig. Jung genug, um den Helden zu spielen. Die rechte Hand des Piloten bewegte sich auf einen Schalthebel zu.

Der Schalthebel, vermutete Beaumont sofort, würde den Hubschrauber aufsteigen lassen. Ruckartig würde die Maschine hochfliegen, und er würde in der Luft hängen, vielleicht gerüttelt werden, bis er herunterfiel und auf das Eis schlug. »Laß die Hände davon...!« Um seine Worte zu bekräftigen, rammte Beaumont den Gewehrlauf noch stärker in die Rippen des Piloten. Der Russe starrte zur Seite, und Beaumont konnte seine Gedanken lesen. Er hatte Mut: Er dachte an die Waffe, fragte sich, ob er die Kugel überleben könnte. Das Kaliber mußte ihm Angst gemacht haben, denn seine Hand rückte von dem Schalthebel weg.

»Aufstehen! Auf! Auf!« Beaumont nickte wieder mit dem Kopf. Der Pilot nahm den Kopfhörer ab und rutschte vorsichtig aus seinem Sitz.

Irgend etwas in der Körperhaltung des Piloten warnte Beaumont. Der Russe zögerte, als er halb aus dem Sitz war und duckte sich wie eine Katze. Die Linsen seiner Schutzbrille reflektierten das Licht des Armaturenbretts, so daß seine Augen unsichtbar waren. »Los«, schnauzte Beaumont ihn an, »schneller!« Der Russe kam näher. Beaumont zog das Gewehr zurück und preßte es unter seinen Arm, den Finger noch am Abzug. Mit der anderen Hand drückte er auf die Türklinke, um sie aufzuschieben. Der Pilot spreizte die Hände zum Zeichen der Kapitulation.

Aber er war noch nicht am Ende mit seinem heroischen Bewußtsein. Er kam langsam durch die Tür und sehr nah an Beaumont heran. Er drehte sich um, als ob er Beaumonts Aufforderung, auf das Eis zu springen, gehorchen wollte. Während er noch unter den wirbelnden Rotorblättern hockte, langte er nach dem Gewehr, eine Reaktion, die der Engländer vorausgeahnt hatte. Beaumont schwang den Kolben herunter und traf den Russen am Schienbein. Der Pilot griff nach dem Türrahmen, um sich im Gleichgewicht zu halten. Er hielt sich fest und richtete sich auf einem Bein auf. Er geriet in Reichweite der Stahlblätter des unteren Rotors. Sie enthaupteten ihn.

Beaumont hockte noch immer auf derselben Stelle und hielt sich am Fensterrahmen fest; er war starr vor Entsetzen. Der Magen drehte sich ihm um. Die Leiche lag unter ihm auf dem Eis – dunkle Flecken auf dem Eis um den zusammengekauerten Haufen. Der Kopf war von den peitschenden Rotoren Gott weiß wohin geschleudert worden. Es war unfäßbar – ein Hubschrauberpilot von seinen eigenen Rotorblättern enthauptet. Aber die meisten Unfälle ereignen sich zu Hause, und für den Piloten war die Maschine ein Zuhause gewesen. Zitternd – nicht nur von der vibrierenden Maschine – stieg Beaumont in die Kanzel und schloß die Tür

vor dem, was da unten lag. Dann ließ er sich langsam in den Pilotensitz nieder und konzentrierte sich auf die Kontrollen.

Sie waren den Kontrollhebeln der Sikorsky nicht unähnlich. Vor einem Jahr hatte Beaumont die sowjetische Basis Nordpol 15 besucht, die jetzt den Pol irgendwo vor der sibirischen Küste umkreiste. Ein mit Wodka vollgepumpter Pilot hatte ihm seinen U-Boot-Jäger gezeigt, bevor der Sicherheitsbeamte hinzugekommen war und die beiden aus der Maschine gezerrt hatte. Beaumont hatte einen Bericht über die Maschine nach Washington und London geschickt, und nun versuchte er verzweifelt, sich an Details zu erinnern.

Der Höhenmesser hatte natürlich Angaben in Metern. Die meisten Meßuhren und Hebel verstand er, nur mit einer Meßuhr und zwei Schaltern wußte er nichts anzufangen. Vorsichtig berührte er den Hebel, nach dem der Pilot gegriffen hatte. Nichts geschah. Er drückte etwas stärker, und die Maschine hob sich vom Eis ab. Er zog den Hebel wieder zurück und fühlte den Ruck, als die Kufen wieder aufsetzten. Der Ersatzhelm, den er von einem Haken genommen und über seinen Kopf gestülpt hatte, sobald er sich gesetzt hatte, saß zu locker. Er schnallte ihn etwas fester und zog die Ohrenklappen strammer, um den höllischen Lärm zu dämpfen. Das Armaturenbrett vibrierte stark. Aber Beaumont vermutete, daß er teilweise seine eigene Erschöpfung spürte. Er hantierte mit einigen anderen Kontrollschaltern und prägte sich das System in aller Ruhe ein, obwohl er wußte, daß die Russen auf dem Eis diß Schlitten jeden Moment erreichen konnten. Trotzdem mußte er den Mechanismus der Maschine kapieren. Er gab Gas; die zwei Düsen heulten auf. Er atmete tief ein und betätigte den Aufstiegshebel.

*Dienstag, 22. Februar:
dreiundzwanzig Uhr dreißig bis Mitternacht*

Die Maschine stieg schneller auf, als er erwartet hatte, und schoß mit einem trommelnden Lärm höher. Als der Höhenmesser dreißig Meter anzeigte, ließ er die Maschine erst schweben, flog dann vorwärts. Er änderte die Richtung und flog einen Kreis. Hinter einer klaren Stelle in der Plexiglaskuppel erschien die *Elroy* wie ein liegengebliebenes Spielzeug und verschwand wieder. Der kleine Hebel, über den er sich den Kopf zerbrochen hatte, brachte den Hubschrauber in die Schräglage. Er reagierte jetzt zögernd auf seine Hand. Beaumont hatte das Gefühl, daß sich hinter den Armaturen eine geballte Kraft versteckte. Kräfte, die nur darauf warteten, losgelassen zu werden. Beim Flug vibrierte die Kanzel stärker als bei der Sikorsky, sie zitterte wie eine alte Waschmaschine.

Im Mondlicht sahen die Eiswälle von hier oben unheimlich aus. Sie waren abgeflacht wie Rippen aus Eis und erinnerten an prähistorische Kreaturen, deren Jahrtausende alte Knochen geblichen waren. Er sah zwei Männer in einem Eiskorridor, achtete aber nicht auf sie, sondern suchte den Treffpunkt, ein seltsam geformtes Gelände, das sie überquert hatten, kurz bevor sie die russische Maschine hatten kommen hören. Er hatte die Männer dorthin zurückgeschickt, um auf ihn zu warten, weil es die einzige Stelle innerhalb der Eistrückenzone war, wo ein Hubschrauber landen konnte – ein kleines Amphitheater aus Eis, ein von Eistrücken umgebener Kessel. Er flog über mehrere Russen hinweg, die anhielten und nach oben schauten, flog noch weiter, bis er merkte, daß er über das Amphitheater hinausgeschossen war. Er drehte zurück.

Beaumont war jetzt ernstlich besorgt. Wenn er das Amphitheater nicht vor den Russen fand, würden sie vor ihm die Schlitten erreichen, wenn sie nicht schon da waren. Er sah,

wie sich die pelzbekleideten Gestalten in den Schluchten bewegten. Einige rannten, aber alle hielten an, um nach ihm zu blicken. Sie fragten sich wohl, warum zum Teufel ihre Maschine vom Eis abgehoben hatte. Die Bedingungen in der großen Kanzel hätten besser sein können: Die himmlische Wärme wurde ihm verleidet durch einen Geruch, der ihm auf den Magen schlug – ein Benzingestank, der Übelkeit erregte. Entweder stimmte etwas mit der Maschine nicht, oder die russische Motorentechnologie hinkte weit hinter der britischen und amerikanischen Entwicklung hinterher. Dann sah er einen weißen Kreis zwischen den Schatten.

Er stieg langsam ab. Drei Männer, zwei Schlitten und Hunde standen in der Mitte des Kessels; einer der Männer winkte verzweifelt. In diesem Augenblick kamen fünf Russen über einen nahen Hügelkamm und blickten in das Kesselloch hinunter, ihre Gewehre in der Hand. Beaumonts Gesicht unter dem Helm verdüsterte sich; er war zu spät gekommen.

Er preßte sich hart gegen die Sitzlehne, brachte die Maschine in Schräglage. Sie verlor an Höhe. Nachdem er die Umdrehungen gesteigert hatte, flog er direkt auf die Russen zu. Durch die Plexiglasscheibe konnte er sie auf dem Kamm stehen sehen, reglos vor Verwunderung. Der Helm und die Schutzbrille, die er aufgesetzt hatte, dienten zur Täuschung, steigerten die Spannung – denn von dem Eisrücken aus sahen die Männer ihre eigene, von ihrem Kameraden gesteuerte Maschine, die aber auf sie herabkam.

Der Lärm in der Kanzel war ohrenbetäubend. Der Rumpf vibrierte, als ob sich bald jede einzelne Niete losrütteln würde. Beaumont erhöhte die Drehzahl noch mehr, und die fünf Männer vor der Kuppel rasten ihm entgegen. Er bewegte den Steuerknüppel, und die Maschine donnerte mit peitschenden Rotorblättern über den Kamm hinweg, wobei die Kufen knapp über den Kamm Schossen. Die Männer waren verschwunden,

stürzten die Rückseite des Eiswalls hinunter und versuchten verzweifelt zu entkommen. Beaumont stieg wieder auf, wendete und sah die Russen, die wieder auf den Beinen waren, in einem breiten Eiskorridor. Er schoß hinab, steuerte die Maschine schnurgerade auf den Korridor zu. Und wieder flüchteten die Männer, die ihn kommen sahen. Beaumont setzte seinen Sturzflug fort, bis die Maschine gefährlich tief flog, fing die Maschine knapp über dem Kamm ab und blieb auf Kurs entlang dem Korridor.

Die Kufen verfehlten die Köpfe der Männer um wenige Meter. Unten in der Schlucht mußte es ihnen wie Zentimeter vorgekommen sein, als sie sich auf den Boden warfen und der Widerhall der Motoren in ihren Ohren dröhnte. Als Beaumont zurückblickte, hatten sie ihr Wettrennen wieder aufgenommen. Sie liefen, völlig demoralisiert, von dem Amphitheater weg. Seine Terroraktion fing an zu funktionieren. Sie mußte dieser Sicherheitseinheit Angst und Schrecken einjagen. Denn sie waren ja gezwungen anzunehmen, daß ihr eigener Pilot am Schalthebel saß, ein Pilot, der den Verstand verloren hatte. Ironischerweise würde keiner von ihnen auch nur einen einzigen Schuß auf ihn abgeben – die Maschine, die er steuerte, war ihr einziges Transportmittel aus der furchtbaren Polarwüste heraus. Er machte noch drei weitere Runden um das Amphitheater, bevor er aufsetzte.

Seine Augen tränkten von den Benzinabgasen, die unter die schlecht sitzende Schutzbrille gedrungen waren, während er in den Kessel abstieg. In seinem Bestreben, schnell zu landen, setzte er hart auf das Eis auf: Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Russen sich wieder von ihrem Schock erholten, und dann würden sie alle am Hubschrauber wieder zusammenschwärmen. Er ließ die Rotoren laufen, schnallte sich los und ging zur Tür. Er achtete sehr sorgfältig auf die

wirbelnden Rotorblätter über seinem Kopf, als er auf das Eis sprang.

»Paßt auf die verdammten Rotoren auf«, waren seine ersten Worte. »Die Hunde zuerst an Bord – wenn es brenzlich wird, lassen wir die Schlitten hier.«

Die Hunde waren schon ausgespannt. Nun beförderten die Männer sie in die Maschine, indem sie die sich sträubenden Tiere einzeln aufhoben und unsanft an Bord schoben. Beaumont wartete in geringer Entfernung von der Maschine und überließ es Grayson und Langer, die Hunde und Gorow hineinzuhieven. Er selbst hielt mit schußbereitem Gewehr rundherum den Eiswall im Auge, der einen Kreis um sie bildete. Die Schlitten kamen zuletzt an Bord, und als Beaumont ihnen folgte, blieb keine einzige Spur auf dem Eis zurück, die auf die Existenz einer Beaumont-Gruppe hingewiesen hätte.

Beaumont stieg direkt auf dreihundert Meter hoch, um sie außer Reichweite von Gewehrschüssen zu bringen, bevor er Kurs auf die *Elroy* nahm. Während sie höher stiegen, stand Langer an der durchsichtigen Kuppel, von winselnden Hunden eingezwängt, und zeigte nach unten. Eine Gruppe von sechs Russen rückte auf das Amphitheater zu.

Aus ihrer Höhe von über dreihundert Metern sah die *Elroy* wie ein Geisterschiff aus, eins dieser legendären Schiffe, die ohne Crew in den Weltmeeren treiben, ein Geisterschiff aus massivem Eis. Als sie näher kamen, bemerkte Beaumont eine Rinne hinter dem Schiffsheck, einen dunklen Schlitz aus Seewasser, wo der Eisbrecher sich seinen Weg durch das Packeis gebahnt hatte. Aber hinter dieser Rinne lag wieder kompaktes Eis.

Während das Schiff sich eine Bahn nach Norden gebrochen hatte, war das Eisfeld hinter ihm wieder zusammengefroren und hatte das Schiff eingeschlossen.

»Der andere U-Boot-Jäger hängt noch über dem Schiff«, sagte Langer plötzlich.

»Weiß ich«, antwortete Beaumont. »Wir werden ihn verlegen müssen.«

Er bewegte den Steuerknüppel, und sie verloren an Höhe. Sie waren jetzt nah genug beim Schiff, um die Männer sehen zu können, die an die Reling liefen und nach oben starrten. Da flog eine zweite russische Maschine auf sie zu. Einige Matrosen trugen Gewehre. Auf der Achterseite der oberen Brücke, nahe beim Heck, konnten sie jetzt weit unten einen anderen Hubschrauber erkennen, eine Sikorsky, die auf der Abflugrampe stand, während die sowjetische Maschine über ihm in der Luft schwebte. Solange diese Maschine ihre gegenwärtige Position beibehielt, war es dem amerikanischen Hubschrauber unmöglich gemacht, von der Abflugrampe abzuheben. Er wäre direkt in die andere Maschine aufgestiegen. »Wahrscheinlich hält der andere Pilot uns für seinen Kumpel«, bemerkte Grayson. Zerstreut streichelte er einen der Hunde.

»Der wird sein blaues Wunder erleben«, meinte Beaumont knapp. »Sie könnten versuchen, uns abstürzen zu lassen...« Gorow, der auf seinem Klappsitz im Hinterteil der Kanzel bis jetzt geschwiegen hatte, war inzwischen alarmiert genug, etwas zu sagen. Er stand auf, damit er besser sehen konnte. Um seinen verletzten Knöchel zu entlasten, hielt er sich an einer Stange fest.

»Hinsetzen, Gorow!« schrie Beaumont. »Haben Sie nicht gehört, was Grayson gesagt hat? Der Pilot wird glauben, daß wir Russen sind; das kann uns helfen.«

»Zwei Paar Rotorblätter, die so nah nebeneinander kreisen, Keith?« warnte Grayson. »Wir könnten beide auf dem Meeresboden enden...«

»Ich will die Maschine aus dem Weg haben«, beharrte Beaumont. »Sie muß aus dem Weg sein, bevor wir landen...« Er war jetzt fast über dem Schiff und flog langsam in einer Höhe von etwa hundertfünfzig Metern, während einhundert Meter weiter unten der andere U-Boot-Jäger wie eine ständige Drohung über der Sikorsky schwebte. An der eisbedeckten Reling des Schiffes hatten sich jetzt Matrosen aufgestellt, die alle zu dem Neuankömmling hinaufstarrten und verwundert darauf warteten, was jetzt passieren würde. Langer, der direkt vor der Kuppel stand, beobachtete die Maschine unter ihnen, sah das schwindelerregende Wirbeln ihrer Rotorblätter in der Nacht und den Dunstschleier, der wie eine Wendeltreppe zu ihnen hochstieg.

»Keith!« brüllte er gegen den dröhnenden Lärm an. »Kannst du uns langsam runterbringen neben diesen Bastard?«

»Ja. Warum?«

Langer nahm eine zusammengefaltete Werkzeugtasche von einem Haken neben der Kuppel, öffnete sie und entnahm ihr einen großen Schraubenschlüssel aus Stahl. »Ich könnte seine Kuppel durch das geöffnete Fenster treffen. Dann würde er...«

»Versteh schon. Wir werden's probieren«, rief Beaumont zurück. »Du weißt aber, daß ich nicht zu nah an seine Rotoren kommen kann?«

»Ich bin soweit.« Langer schob die Hunde zur Seite, umfaßte den Schraubenschlüssel fester und öffnete das Fenster. Ein Stoß eisiger Luft strömte in die beheizte Kanzel hinein, während die Maschine langsam abstieg. Langers dunkles Haar flatterte vor seinem Gesicht, als er seine Kapuze zurückschob und sich aus dem Fenster lehnte, um besser zu sehen. In der Kanzel wagte niemand, etwas zu sagen; Gorow kauerte nervös auf seinem Klappsitz, und Beaumont wußte nur zu gut, daß er eine ihm fremde Maschine steuerte und daß er zu einem

gefährlichen Unternehmen ansetzte, das leicht mit einer Katastrophe enden konnte.

Beaumont ließ den Hubschrauber weiter absteigen. Aus dem Fenster sah Langer das Deck der *Elroy* immer näher kommen, sah eine Reihe von Köpfen, die zu ihm hochschauten, und aus einem Fenster auf der Brücke lugte jemand mit Schirmmütze. Vor allem aber beobachtete Langer die schwindelerregende Ellipse der mörderischen Rotorblätter unter sich, die die Luft peitschten und ständig näher kamen. Soweit er es beurteilen konnte, führte Beaumont den Abstieg mit selbstmörderischer Präzision aus – Präzision, weil seine eigenen rasenden Blätter diejenigen unter ihm ganz knapp passieren mußten, wenn er noch nahe genug an die andere Maschine herankommen wollte, selbstmörderisch, weil der Sicherheitsfaktor minimal war.

Langers Gesicht war nach der nur sehr kurzen Zeit in der Wärme von der bitterkalten Nachtluft erstarrt und ohne Gefühl; seine Augenlider waren schwer wie Blei, wollten dauernd zufallen, aber er zwang sich, sie offenzuhalten und sich weiter aus dem Fenster zu hängen. Dann sah er die verschwommenen Umrisse eines Helms unter der Kuppel der anderen Maschine; während er hinunterschaute, neigte sich der Helm, und hinter einer klaren Stelle der eisverkrusteten Kuppel war das blasse Gesicht des Piloten zu sehen. Er beobachtete, wie Beaumont direkt über ihm herunterkam. Er hatte keine Anweisung bekommen, seinen Posten zu verlassen, und jetzt war es zu spät.

Auf einmal hatte sich das Blatt gewendet. Der Russe hatte erfolgreich den amerikanischen Hubschrauber aus dem Verkehr gezogen. Jetzt aber war er eingezwängt. Er konnte weder aufsetzen noch aufsteigen, war zwischen zwei Maschinen wie zwischen zwei Sandwichhälften gepreßt. Als sie aber in dreihundert Meter Höhe waren, hätte der Russe

noch entkommen können. Selbst dazu war es jetzt zu spät. Beaumont hatte gehofft, daß der Pilot die Nerven verlieren würde, daß sein langsamer Abstieg ihn in die Flucht schlagen würde. Aber er hatte in der Notlage die Nerven nicht verloren, sie waren vielmehr erstarrt. Da er unsicher war, was er unternehmen sollte, tat er nichts. Beaumont stieg weiter ab, die Lücke zwischen den Maschinen schloß sich, und die Kufen seiner Maschine schwebten dicht über der durchsichtigen Kuppel der russischen.

Sie waren jetzt so nah, daß die Luftturbulenz eine starke Sogwirkung ausübte. Langer befürchtete, aus dem Fenster gerissen zu werden und in die Hackmaschinerie der wirbelnden Rotoren zu stürzen. Er zog seinen Kopf zurück und knallte das Fenster zu. Die Turbulenz verursachte jetzt eine andere gefährliche Reaktion – die Maschine schaukelte stark. Es war nicht ausgeschlossen, daß ein Luftstrudel entstand, der die zwei Hubschrauber gegeneinander saugen würde, bis die Spitzen ihrer Rotorblätter in einem kurzen, vernichtenden Wirbel aufeinandertrafen. Die Maschinen flogen jetzt nebeneinander, und Langer öffnete das Fenster wieder.

In der sowjetischen Maschine saß ein Beobachter neben dem Piloten. Beaumont konnte sehen, wie er an seinem Kopfhörer hantierte und pausenlos redete, während er immer wieder zu ihnen herüberblickte. Dann beging Gorow eine Dummheit. Unruhig geworden vor Angst, stand er auf und schaute zu dem anderen Hubschrauber hinüber.

»Hinsetzen!« brüllte Beaumont. Er glaubte zwar nicht, daß die sowjetischen Piloten wahnsinnig genug wären, zu einer selbstmörderischen Taktik zu greifen, aber er hatte keine Ahnung, welche Instruktionen in bezug auf Gorow sie erhalten hatten. Beaumont ließ seine Maschine weiter schweben, aber er war bereit, augenblicklich geradeaus zu fliegen. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich hauptsächlich auf die

starke Silhouette des Mastes, von dem er sie um jeden Preis fernhalten mußte. »O. k. Horst«, rief er. »Los!«

Unter ihnen war das Deck der *Elroy* plötzlich leergefegt. Entweder hatte der Schiffskapitän einen Befehl erteilt, oder die amerikanischen Matrosen waren aus einem gesunden Selbsterhaltungstrieb heraus verschwunden und in Deckung gegangen. Beaumont beobachtete Horst und hält seine Hand auf dem Hebel, der sie in einem schnellen Spurt vorwärts bringen würde, weg von der anderen Maschine, von dem Schiff und von dem Mast. Der Lärm in der Kanzel war jetzt unerträglich, da die Motoren der anderen Maschine das ohrenbetäubende Dröhnen verdoppelten. Der sowjetische Hubschrauber wackelte auch stark, bebte, als ob er bersten wollte.

Langer kniff die Augen zusammen, um schärfer sehen zu können. Er registrierte, daß die geschwungene Kuppel der feindlichen Maschine nur wenige Meter entfernt war. Sekundenlang schwankten sie ganz nah nebeneinander. Langer lehnte sich weit aus dem Fenster heraus. Seine Ohren schmerzten von dem Lärm, und er war gelähmt vor Kälte. Er hob den rechten Arm, hielt kurz ein und warf in hohem Bogen den Schraubenschlüssel. Dann knallte er das Fenster wieder zu.

Das Geschoß schlug auf die kugelsichere, stark vibrierende Kuppel und prallte im rechten Winkel in das Dunkel der Nacht ab. Langer starrte durch die Glaskuppel der eigenen Maschine. Es hatte funktioniert. Da die Scheibe bruchstark war, zerbrach sie nicht, sondern bestand plötzlich aus tausend winzigen Kristallen. Die gewölbte Fläche war nicht mehr durchsichtig, sondern milchig. Der Pilot in der Maschine war blind, konnte nicht das geringste mehr sehen. Beaumont schoß von dem Russen weg, flog in Schräglage an dem Schiffsmast vorbei, der wie eine riesige Fahnenstange aufragte, und weiter über das Eis hinaus.

Jeder Hubschrauber hat am Heck kleinere Rotorblätter. Ohne Heckrotoren, die im rechten Winkel zu dem Anstellwinkel der Hauptdrehflügel angebracht werden, könnte kein Hubschrauber fliegen. Die enorme Leistung des obenliegenden Rotors verursacht eine natürliche Drehbewegung, die den Rumpf mit zunehmender Geschwindigkeit um die eigene Achse drehen würde, wenn der Heckrotor nicht eine Gegenwirkung ausübte. Der sowjetische Pilot und sein Beobachter sollten dies einige tödliche Sekunden lang erfahren.

Wie Beaumont vermutet hatte, tat der sowjetische Pilot genau das Falsche. Es war verständlich – aber tödlich. Bis jetzt hatte der Pilot hinter den Kontrollhebeln klare Sicht gehabt. Dann traf Horsts Schraubenschlüssel, und der Pilot war umgeben von undurchsichtigen, zersplitterten Fenstern, durch die er überhaupt nichts mehr sehen konnte. Die Außenwelt war für ihn milchig geworden. Seine Sicht war auf die Kanzel beschränkt; Panik überfiel ihn.

Er mußte von dem Mast wegkommen, fort vom Schiff und auf das offene Eis hinaus, wo Beaumont hingeflogen war. Er bewegte einen Hebel, schätzte die Wirkung falsch ein und flog eine leichte Kurve, wobei er den Hubschrauber kippte, um den hohen Mast zu umfliegen. Sein Manöver hatte nicht ganz den gewünschten Erfolg; seine Hauptrotoren kamen knapp an dem Mast vorbei, aber er hatte nicht an das Heck gedacht und die Maschine zu plötzlich gewendet. Der Heckrotor berührte den Mast, und sein ganzer Mechanismus fiel aus. Die Ausgleichsleistung, die der Drehbewegung entgegenwirkte, fehlte. Statt dessen beherrschten Grundprinzipien der Aerodynamik das Spiel.

Beaumont hatte einmal in Sydney, Australien, einen Film gesehen, der von einer in einem Hubschrauber angebrachten automatischen Kamera aufgenommen wurde. Er kam einem

Gebäude im Häfen von Sydney zu nah. Der Heckrotor berührte das Gebäude und stürzte ins Wasser. Die Kamera zeichnete das Geschehen auf. Sie wurde aus dem Wrack, in dem zwei Leichen lagen, heraufgeholt. Der Film war furchtbar. Er erinnerte sich daran, während er die sowjetische Maschine beobachtete, und er sah mit beängstigender Klarheit, was im Innern der zum Untergang verurteilten Maschine vorging.

Die Kanzel begann zu rotieren, wie ein Kreisel zu tanzen, und die zwei Insassen drehten sich mit ihr... Sie rotierten immer schneller um die eigene Achse, während die Maschine noch in der Luft hing, wirbelten mit zunehmender Geschwindigkeit pausenlos im Kreis herum. In wenigen Sekunden hatten beide Männer die Orientierung verloren, waren machtlos den Drehungen ausgeliefert. In ihren Sitzen angeschnallt, erlebten sie das volle Ausmaß des Schreckens. Sie wirbelten wie ein wildgewordenes Karussell, jedoch mit einer Geschwindigkeit, die kein Karussell jemals erreichen konnte.

Sie wären wahnsinnig geworden, wenn es länger angehalten hätte. Aber es war ein grauenvolles, bizarres Schauspiel von nur wenigen Sekunden. Die Maschine kam aus dem Gleichgewicht, kippte zur Seite und krachte auf das Eis. Die wirbelnden Rotoren schleuderten den Rumpf noch im Kreis, als die Maschine aufprallte. Der Rumpf zerbrach in zwei Teile und flog über das Eis – dreihundert Meter von der *Elroy* entfernt. Die Drehflügel zersplitterten. Die Treibstofftanks detonierten und erzeugten eine Flammenwand, die das Eis auf der Backbordreling schmelzen ließ.

Schwarzer Rauch stieg auf und wurde von einer Brise aus dem Norden langsam weggeweht.

Noch ein anderer Zuschauer hatte den Untergang des sowjetischen Hubschraubers beobachtet. Einen Kilometer entfernt, in einer Höhe von tausend Metern, ließ Oberst Igor

Papanin sein Nachtfernglas sinken und saß schweigend da, während der Pilot neben ihm auf neue Anweisungen wartete.

»Was ist passiert?« fragte Kramer von dem Sitz hinter ihnen.
»Woher kamen diese Flammen?«

»Halten Sie den Mund! Ich muß überlegen.«

Papanin befand sich in einem Schockzustand. Erst vor einer Stunde war er zu der Stelle geflogen, an der die *Elroy* vom Eis eingeschlossen war, um zu sehen, was los war. Auf dem Weg dorthin hatte er per Funk von einem der Hubschrauber erfahren, daß man die Beaumont-Gruppe gefunden und die Männer auf dem Eis abgesetzt hatte, um sie von dem amerikanischen Schiff abzuschneiden. Die Nachricht hatte geklungen, als sei ihm der Sieg schon sicher gewesen.

Er war gerade rechtzeitig gekommen, um den sowjetischen Hubschrauber noch über der *Elroy* schweben zu sehen. Er hatte per Funkfernsprecher persönlich den Befehl gegeben, die Position beizubehalten. Dann war die zweite Maschine aufgetaucht. Für Minuten hatte Papanin keine Ahnung, was vor sich ging, bis der Hubschrauber über dem Schiff seine Meldung durchgab. Zum erstenmal hatte der Sibirier zugehört, ohne zu unterbrechen, ohne ein einziges Wort zu sagen. Er schwieg auch, als die Mitteilungen immer aufregender wurden und ihren Höhepunkt in einer Nachricht erreichten, die ihn schauern ließ, als er den eindringlichen Worten lauschte, die durch den Kopfhörer kamen.

»Maschine kommt auf uns herab... Mehrere Männer drinnen... Ein Fenster geht auf... Gorow! Gorow! In der Maschine!... Viele Hunde... Drei andere Männer...«

Dann hörte die Mitteilung auf. Den Grund dafür konnte Papanin selbst sehen, als er das Nachtfernglas an seine Augen hob und es mühsam auf das Ziel richtete. Er hatte es gerade rechtzeitig eingestellt, um den entsetzlichen Anblick eines

seiner Hubschrauber zu sehen, der völlig unkontrolliert durch die Luft wirbelte, bevor er aufschlug.

Kramer saß hinter ihm und konnte daher sehen, wie seine hängenden Schultern sich strafften. Papanin drehte sich um; sein Gesichtsausdruck erschreckte den Balten. »Nehmen Sie Funkverbindung mit der *Revolution* auf! Sagen Sie, daß ich auf dem Weg zu ihr bin. Sie sollen den Störsender sofort auf volle Touren schalten!

Alle Schiffe! Wir richten uns auf der *Revolution* ein und warten, daß die *Elroy* zu uns kommt.«

»Hydrogen-Strongbow... Hydrogen-Strongbow...«

Sobald er an Bord gegangen war, hatte Beaumont den Kapitän der *Elroy* gebeten, dieses Funksignal nach Curtis Field zu senden. Es erreichte Dawes, als es fast Mitternacht war. »Hydrogen-Strongbow...« Diese zwei Worte sagten Dawes alles – oder fast alles. »Wir haben Gorow, wir sind an Bord der *Elroy*.« Dawes verlangte sofort eine Telefonverbindung über den heißen Draht nach Washington.

Der heiße Draht verlief auf dem Weg nach Island und Europa über Curtis Field; in die andere Richtung verlief er, bevor er die Verbindung zu dem weitentfernten Washington herstellte, über Dye Two, eine entlegene Station des Frühwarnsystems auf der arktischen Eisdecke. Als die Verbindung hergestellt war, sprach Dawes mit einem Mann im Verteidigungsministerium. Adams hörte die eine Hälfte des Gesprächs mit. »Sicher haben wir Gorow an Bord eines amerikanischen Schiffes«, sagte Dawes gegen Ende seines Gesprächs, »aber zum drittenmal, mir wäre wesentlich wohler, wenn wir ein Begleitschiff schicken könnten, um die *Elroy* nach Hause zu bringen...«

»Nein, ich will nicht behaupten, daß sie an Bord eines amerikanischen Schiffes gehen würden...«, brummte er etwas später.

Zwei Minuten danach knallte er den Hörer auf und zündete sich zerstreut seine Zigarre an; das erste Mal seit siebzehn Tagen, daß er eine richtig ansteckte. »Sie wollen ihr kein Begleitschiff geben«, sagte er. »Sie sagen, die Sache sei erledigt.« Er fing an, in dem überhitzten Büro auf und ab zu gehen und auf die Wandkarte zu starren, die die Position aller Schiffe in dem Gebiet südlich Target 5 zeigte. »Sie denken in diesem Augenblick nur daran, daß der Präsident gerade jetzt in Peking mit den Chinesen anstößt.«

»Sie haben Ihre Zigarre angezündet«, machte Adams ihn aufmerksam. »Gibt es einen Grund zum Feiern?«

»Noch nicht.«

Als Adams schon zu Bett gegangen war, durchschritt Dawes immer noch langsam das Zimmer und blickte auf die Wandkarte. Er wußte, daß seine Unruhe ihn nicht schlafen lassen würde, wenn er jetzt ins Bett ginge. Mit seiner Vorahnung bewies Dawes mehr Einblick als der Mann in Washington, der gemeint hatte, die Sache sei erledigt. Tatsächlich fing es erst an.

SCHACHMATT

Das Schlachtfeld

Mittwoch, 23. Februar: ein Uhr bis fünf Uhr

»Bring diese Maschine runter! Irgendwann müssen Sie doch auf diesem Scheißschiff landen!«

Papanin brüllte seinen Befehl, um sich dem Piloten über das Dröhnen der Rotoren hinweg verständlich zu machen, während der Hubschrauber unentschlossen über dem 16000-Tonnen-Forschungsschiff *Revolution* schwebte. Die Maschine kippte, von einer Windbö gestoßen, seitwärts. Papanin stand aufrecht und griff schnell nach seinem Sitz, um sich festzuhalten. Dämlicher Anfänger! Die sogenannten Piloten, die die Fliegerschule heutzutage absolvierten, waren eine Schande. Hinter dem Piloten klammerte sich Kramer aufgeregt an seinen Klappsitz: Er haßte das Fliegen, und dieser Flug war besonders turbulent gewesen. Der Pilot bekam die Maschine wieder unter Kontrolle und sprach mit dem Sibirier, ohne ihn anzuschauen.

»Es wäre besser, wenn Sie sich hinsetzen würden, Herr Oberst!«

»Es wäre besser, wenn wir schon an Bord des Schiffes wären. Bring sie runter, habe ich gesagt!«

»Die Landebedingungen sind sehr schlecht. Es ist zu gefährlich. Ich habe genug Treibstoff, um oben zu bleiben...«

Papanin setzte sich in den Beobachtersitz neben den Piloten, schob sein Gesicht sehr nah an das Gesicht des Piloten heran und sprach sehr deutlich: »Ich befehle Ihnen, auf dem Schiff zu landen. Ich habe keine Zeit, hier oben in der Luft zu

hängen, nur weil Sie eine See brauchen, die so glatt ist wie ein Kinderpopo! Runter jetzt!«

Er wandte sich von dem Piloten ab und schaute auf den Ozean herunter. Der Anblick flößte kaum Vertrauen ein. Das riesige Forschungsschiff, das Paradestück der sowjetischen Handelsmarine, schaukelte in der starken Dünung. Die wuchtige Radarkuppel hinter der Brücke glänzte im Mondlicht wie eine geisterhafte Moschee mitten in der See. Hundert Meter unter dem Hubschrauber ritt das Schiff auf hohen Wellen, die nach Süden rollten. Der ganze Rumpf kippte vornüber und sackte in das Wellental. Die Spitze der Radarkuppel neigte sich zur Seite, verharrte kurz in dieser Lage und richtete sich wieder auf, als der Seegang das Schiff erneut anhub. Es war nicht weit von dem Eisfeld, und Eisschollen trieben auf den Wogen, die auf den Kamm der Wellen stiegen und gegen den Bug schlugen. Der Hubschrauber begann seinen Abstieg.

Das Gesicht des Piloten spannte sich. Er lehnte sich weit nach vorn, um die Radarkuppel sehen zu können. Unter diesen gefährlichen Bedingungen war die Kuppel sein einziger Anhaltspunkt, die Landerampe zu finden, die direkt hinter der Kuppel lag. Er mußte genau im richtigen Augenblick auf der Rampe aufsetzen – wenn sie in der Waagerechten war – da sie sonst seitwärts umkippen würden. Vom Wind hochgepeitschte Gischt spritzte über das Plexiglas und nahm ihm die Sicht. Da der Pilot den Blick des Sibiriers spürte, setzte er den Abstieg fort. Irgend etwas, das aussah wie ein riesiges Pendel, schwankte vor der Scheibe. Es war der Mastkorb mit dem Radargerät an der Spitze. Der Mast war überladen mit elektronischen Apparaturen. Die *Revolution*, offiziell als das größte Forschungsschiff der Welt vom Stapel gelaufen, war in Wirklichkeit das größte Spähschiff der Sowjetunion.

Die Maschine fiel weiter nach unten. Die Radarkuppel, die mit der Brandung hin und her schaukelte, nahm fast die ganze Sicht ein; aber der Pilot nahm sie kaum wahr: Er beobachtete den Mastkorb dahinter, der sich senkrecht aufrichtete. Wenn er einige Sekunden lang in der Senkrechten stehen blieb, würde die unsichtbare Laderampe waagrecht sein. Die Kufen unter dem Fahrgestell trafen mit einem heftigen Stoß auf die Rampe. Wartende Techniker eilten auf den Hubschrauber zu und befestigten die Ankerbolzen. Der Sibirier öffnete die Tür, während sich die Rotoren noch drehten, und schaute zu dem Piloten zurück.

»Sehen Sie! Man weiß nie, was man alles kann, bis man es einmal versucht hat.«

Er sprang auf das Deck, wobei der Pilot ihn noch wütend anfunkelte, duckte sich, um nicht an die Rotorblätter zu geraten, und spreizte seine langen Beine, um sich im Gleichgewicht zu halten. Dann ging er weiter, mit den Händen die Reling umklammernd, als eine riesige Welle über das Deck brach. Er hielt sich an der Reling fest und atmete nicht, bis das Wasser zurückfloß. Eiszapfen hingen an seinen Ärmeln, als er sich die Leiter hochzog, die zu der großen Brücke führte. Kapitän Anatoli Tuchewski, der Kommandeur des Schiffes, öffnete die Tür, um ihn hereinzulassen.

»Oberst Papanin!« Der Sibirier zog seinen durchnästen, tropfenden Parka aus und ließ ihn auf den Boden fallen. »Sie sind Tuchewski? Schön. Frische Kleider, bitte. Irgend etwas vom größten Matrosen an Bord. Warum fahren Sie in diesem Schneckentempo?«

Tuchewski, ein hagerer, reservierter Mann mit einem bärtigen, grimmigen Gesicht, war sehr besorgt über die Vorgänge auf seinem Schiff. Er gab Befehl, frische Kleidung zu bringen, und führte Papanin in den Navigationsraum hinter der Brücke. Er schickte einen Offizier fort, der hier mit Karte

und Zirkel beschäftigt war, schloß die Tür und wandte sich dem Sibirier zu.

»Ich muß heftigen Protest einlegen...«

»Bereits notiert.«

»Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, weswegen...«

»Interessiert mich nicht!«

»Für ein Schiff dieser Größe befinden wir uns in gefährlichem Gewässer...«

»Was gibt es sonst noch Neues?« Papanin streifte die Überhandschuhe und die Fäustlinge darunter ab und legte sie auf den Tisch. Er setzte seine Brille auf und schaute auf die Karte. Er nahm einen Bleistift und markierte etwas mit einem Kreuz. »Der amerikanische Eisbrecher *Elroy* war ungefähr hier, als ich ihn zuletzt gesehen habe. Er wird jetzt dabei sein, sich einen Weg aus dem Eis heraus zu brechen. Er wird direkt Süd fahren...« Er zeichnete eine grobe Linie in die Karte hinunter. »Wir werden weiter direkt Nord fahren.« Sein Bleistift zog die Linie wieder hoch. »Bringen Sie uns auf diesen Kurs. Und sorgen Sie dafür, daß Ihr alter Pott in Fahrt kommt!«

Tuchewski nahm seine Mütze ab und ließ sie auf die Karte fallen, um den Sibirier daran zu hindern, weitere Markierungen vorzunehmen. Er verschränkte die Arme und sah Papanin direkt in die Augen. »Ich bin der Befehlshaber dieses Schiffes. Ich habe zwar den Befehl, Sie zu empfangen, Ihre Anweisungen zu befolgen – aber noch führe ich das Kommando...«

»Natürlich!« Papanin überragte den ein Meter fünfundsechzig großen Tuchewski. Er grinste auf ihn herab. »Ich lade die Gewehre, und Sie feuern sie ab!« Er setzte sich auf den Boden, zog erst einen und dann den anderen Stiefel aus und grinste immer noch den Kapitän an.

»Ich möchte eine offizielle Beschwerde über diesen Befehl, direkt Nord zu fahren, einlegen«, fuhr Tuchewski mit gereizter Stimme fort. »Die *Revolution* ist unser modernstes und neuestes Forschungsschiff. Sie hat Millionen von Rubeln gekostet. Und trotzdem erhalte ich den Befehl, dieses Schiff in Gewässer zu fahren, in denen es von Eisbergen wimmelt...«

»Die *Elroy* hat es geschafft – streckenweise sogar ohne Radar. Ich habe gesehen, daß sie ihre Ausrüstung am Mastkorb verloren hat. Sie haben noch diesen verdamnten rotierenden Wirbelwind an der Spitze Ihres Mastes – machen Sie Gebrauch davon!« Papanin stand auf und fing an, auf Strümpfen in dem Navigationsraum herumzutappen und sich alles anzusehen. »Ich möchte den Offizier sprechen, der für Funkstörung verantwortlich ist«, setzte er fort. »Wir werden eine kurze Pause einlegen, um der *Gorki* zu funken – alle Hubschrauber sollen die gegenwärtige Position der *Elroy* feststellen. Der erste, der sie findet, soll sofort hierherfliegen, um Bericht zu erstatten.«

»Warum?« brauste Tuchewski auf. »Warum eine solche Wahnsinnstat? Ich werde sofort einen Protest nach Moskau funken.«

»Das werden Sie nicht tun!« Papanin blickte ihn über die Schulter an. »Die Unterbrechung der Störaktion wird nur kurz dauern – aber lange genug, um der *Gorki* meinen Befehl zu funken. Die *Elroy* fährt südlich auf Gewässer zu, die voll von Eisbergen sind. Sie wird außerdem blind fahren – ihr Radar ist verschwunden. Für die Außenwelt existiert sie so gut wie überhaupt nicht – die Funkstörung hat sie isoliert. Lassen Sie mir bitte etwas Tee bringen, Tuchewski, und ich werde Ihnen erzählen, worum es geht.« Der Sibirier machte eine Pause. »Verstehen Sie, wir werden der *Elroy* den Weg versperren.«

Um vier Uhr morgens, nach nur drei Stunden Schlaf, wurde Beaumont geweckt von dem wiederholten donnernden Aufprall des Bugs auf das Eis. Hätte es draußen ein Erdbeben gegeben, wäre die Wirkung sanft gewesen im Vergleich zu dem Beben und dem mahelnden Geräusch, mit dem das Schiff sich durch das Packeis bohrte und das ihn weckte. Von allen Männern an Bord bekam es Beaumont mit größter Wucht zu spüren; seine Kabine, das einzig verfügbare Quartier außer einer Kabine in der Mitte des Schiffes, die er Grayson und Langer überlassen hatte, befand sich im Bug.

Er blinzelte verschlafen und wunderte sich, warum die Wände der Kabine vibrierten, als ob eine ungeheure Kraft die Täfelung durchbrechen und auf ihn herabstürzen würde. Er blickte auf die Uhr. Vier Uhr. Er hatte drei Stunden geschlafen, seitdem er an Bord gekommen war. Die Vibration der Kabinenwände ließ ein wenig nach, aber das widerhallende Krachen klang noch in seinen Ohren, als die Tür aufging und Pat Da Silva, der Maat, vorsichtig hineinspähte, einen Becher heißen Kaffee in der Hand.

»Ich wußte nicht, ob Sie schon wach sind«, sagte er mit ernster Stimme. »Und Sie trinken den Kaffee lieber schnell, bevor das Rammen wieder losgeht.«

»Danke.« Beaumont nahm den Becher und nippte vorsichtig an dem Kaffee, während er Da Silva beobachtete. Der Maat war klein und untersetzt, etwa vierzig Jahre alt, mit schwarzem lockigem Haar und einem breiten Kopf. Der erste Eindruck war, daß er zäh und kompromißlos war, aber ein Anflug von Humor lag in seinen ruhigen grauen Augen, wenn man ihn länger betrachtete. Beaumont nahm einen ordentlichen Schluck von der kochendheißen Flüssigkeit. Amerikanischer Kaffee, sehr stark.

»Es geht schon wieder los«, warnte Da Silva, während er sich an dem Türrahmen festhielt. Das Schiff bewegte sich vorwärts,

die Motoren dröhnten mit voller Kraft. Direkt hinter der Wand der Kabine lag der Bug und dahinter das Eis. Der verstärkte Bug durchschnitt jetzt schwarzes Wasser. Beaumont streckte seine Hand aus und wartete. Sein Kaffeebecher war schon dreiviertel leer. Er stemmte die andere Hand gegen das Fußende der Koje. Das Schiff rammte das Eis.

Die Kabine zitterte von dem gewaltigen Zusammenstoß. Da Silva verlor fast seinen Halt und wäre durch die Kabine geschleudert worden, wenn er sich nicht rechtzeitig gefangen hätte. Beaumont hatte das Gefühl, als würde der Bug aufbrechen und die Täfelung sich wölben, als würde die Kabinenwand in den nächsten Sekunden zusammenfallen und eine Lawine zerbröckelten Eises sie verschütten. Aber er wußte, daß es nicht passieren würde: Er war auf einem Eisbrecher. Das Schiff blieb stehen, die Motoren pochten weiter. Beaumont betrachtete den verspritzten Kaffee auf der gegenüberliegenden Wand. »Kommen wir vorwärts?« fragte er.

»Kaum. Das geht seit über einer Stunde so – wie Sie dabei schlafen konnten, ist mir schleierhaft –, und wir sind festgefahren. Das Problem ist, daß wir nicht nur das Radar eingebüßt haben, sondern auch der Ausguck untergegangen ist... Mit dem Steuermann«, fügte Da Silva sachlich hinzu. »Weshalb ich zum Steuermann vom Dienst befördert wurde. Aber ich hätte gern darauf verzichtet – Carlson war ein prima Kerl. Wir brauchten jemanden im Mastkorb«, erklärte er, »der uns sagen könnte, mit welchem Winkel wir das Eis rammen sollen. Der Haken ist nur, daß es keinen Mastkorb mehr gibt, auf den wir jemanden schicken könnten.«

Während das Schiff sich aus dem Eis zurückzog, zog Beaumont Stiefel und Parka an. Die Kabine vibrierte wieder; das mahlende, knirschende Geräusch von Stahl, der sich dem Schraubstock des Packeises entzog, war entsetzlich.

»Ich gehe auf die Brücke. Ich möchte sehen, was los ist«, sagte Beaumont, während er den Parka zumachte. Er blickte dem Maat direkt ins Gesicht. »Hab' ich's mir nur eingebildet«, forschte er, »oder war die Begeisterung tatsächlich nicht so groß, als wir an Bord kamen?«

Da Silva war die Frage unangenehm. »Machen Sie sich am besten nichts draus.« Er zögerte. »Schmidt war tatsächlich nicht gerade erfreut darüber, das Schiff im Februar so weit nördlich führen zu müssen. Es heißt, er hätte einen strikten Befehl aus Washington erhalten – um jeden Preis nach Norden, und schieß auf die Konsequenzen. Er nimmt es Ihnen irgendwie übel, daß Sie überhaupt leben, daß Sie ihn hierher verfrachtet haben.«

»Einige von der Crew auch?«

»Vielleicht ein paar Männer. Wir waren auf dem Weg nach Hause, nach Milwaukee, als der Befehl durchkam. Sie werden es schon verwinden...«

Aber noch war es nicht soweit. Beaumont spürte die Feindseligkeit um sich herum, als er auf die Brücke ging. Er hätte blind und gefühllos sein müssen, um sie nicht zu bemerken. Matrosen, an denen er vorbeiging, ignorierten ihn völlig. Ein stämmiger Bursche, der in einem Gang nach unten auf Händen und Knien den Boden schrubhte, schob Beaumont seinen Eimer in den Weg.

»Nimm den Eimer weg, Borzoli, schnell!« schnauzte der Maat.

Der stämmige Maat schaute auf. »Ich habe dich nicht gesehen, Pat...« Er schob den Eimer zur Seite. Es war nicht nur, daß man sie die Eisberg-Gasse hinaufgeschickt hatte, überlegte Beaumont, während er eine Treppe hinaufging. Da Silva hatte ihm nicht die ganze Wahrheit erzählt. Man gab ihm die Schuld an Carlsons Tod. Es sah aus, als könnte dieser bedauerliche Unfall die ganze Fahrt verderben; die Männer auf

einem Eisbrecher waren nicht gerade die sanftesten Typen unter den Seeleuten. Kapitän Schmidts erste Bemerkung war auch nicht eben ermutigend.

»An Ihrer Stelle, Beaumont, würde ich in meinem Quartier bleiben. Sie brauchen Ruhe.«

Von der oberen Brücke hatte man eine gute Sicht auf das Eis vor dem Schiff, das durch die Wasserrinne fuhr, um noch einmal das Packeis zu rammen. Die bestehende Rinne war wenigstens so gewesen, daß Schmidt sein Schiff hatte wenden können, bevor er das Packeis attackierte, um den Weg nach Süden freizubekommen. Am Ende der Rinne war das Eis angeschlagen, aber noch intakt, und das Rammen des Bugs hatte noch keine Bresche hineinschlagen können. Beaumont ließ die Reling los, an der er sich festgehalten hatte, und sah Schmidt an. »Wir stecken in der Patsche. Um diese Jahreszeit wird sich noch mehr Eis bilden – und wenn wir nicht bald rauskommen, werden wir hier feststecken, bis der Frühling kommt...«

»Glauben Sie, das wüßte ich nicht?« Die Augen des Kapitäns unter der Schirmmütze starrten Beaumont düster an. »Gegen mein besseres Wissen sind wir Ihretwegen hierhergekommen. Auf Ihre Ratschläge kann ich also gut verzichten.«

»Sie brauchen einen Mann hoch oben«, beharrte Beaumont, »Dreißig Meter hoch, um den besten Winkel zum Rammen zu erkennen, einen, der das kleinste Anzeichen einer Spalte entdecken kann, um uns zu sagen, wo wir das nächste Mal ansetzen müssen...«

»Kommen Sie mit!«

Schmidts Gesichtsausdruck war noch düsterer, als er den Befehl gab, das Schiff anzuhalten, und dann die Brücke rasch verließ. Sie stiegen rückwärts eine glatte Leiter hinab, die erst kürzlich von Eis befreit worden war. An Deck schaufelten ganze Gruppen von Männern das Eis über die Seiten, große

Eisplatten, die andere Matrosen mit Brecheisen von dem Deck abhoben. Die Sikorsky der *Elroy* setzte gerade zur Landung an, schwebte über der Landerampe hinter der Brücke und stieg ab. »Wir behalten die Russen draußen auf dem Eis im Auge«, sagte Schmidt bissig. »Wie Sie vorgeschlagen haben«, fügte er widerwillig hinzu. »Ein sowjetischer Hubschrauber hat sie vor einer halben Stunde herausgeflogen.« Sie waren am Fuß des riesigen Mastes angelangt. »Schauen Sie ihn sich gut an«, brummte Schmidt.

Die gewaltige Konstruktion ragte in das Mondlicht auf. Dreißig Meter über ihnen war die Spitze des Mastes gezackt und abgebrochen. Es sah aus, als wäre er gegen eine Hauswand gestoßen. Die Saling darunter war noch heil, und trotz der Höhe konnte Beaumont sehen, daß sie mit Eis überzogen war. Ein Matrose kippte eine gewaltige Eisscheibe um, die er mit seinem Brecheisen angehoben hatte. Sie krachte wenige Zentimeter neben Beaumonts rechtem Fuß herunter, aber nur, weil Beaumont seinen Fuß rechtzeitig weggezogen hatte. »Wenn du das noch mal machst«, brüllte Schmidt, »steck ich dich in Arrest. Geh nach Backbord!« Er wartete, bis der Matrose gegangen war, bevor er etwas sagte. »Sie haben Carlson alle gemocht«, erklärte er.

»Und sie machen mich für seinen Tod verantwortlich?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber sehen Sie sich das doch an, um Gottes willen. Und Sie meinen, ich soll einen Mann da hinaufschicken!«

Eine Metalleiter führte an dem eisverkrusteten Mast hoch. Die Sprossen waren mit glänzendem Eis verkrustet, die Takelage war mit Eis behangen, drei Meter lange Eiszapfen hingen von den Spitzen der Saling. Vom Deck aus gesehen, erschien der Mast Beaumont wie ein mysteriöser Hochspannungsmast aus Glas. Auf jeden Fall sah er vollkommen uneinnehmbar aus.

»Ich habe nicht gesagt, daß Sie einen Mann hochschicken sollen«, erwiderte Beaumont. »Ich komme schon selbst hoch. Ich brauche einen Lederriemen, um mich anzuschnallen, Segeltuchpolsterung um den Mast und ein Sprechfunkgerät für die Verbindung mit der Brücke...«

»Und einen Sarg für Ihre Beerdigung«, fügte eine Stimme hinter ihm hinzu.

»Das ist Quinn, der Hubschrauberpilot«, stellte Schmidt barsch vor. Beaumont schüttelte Quinn die Hand, der erste Mann, der ihm diese Höflichkeit entgegenbrachte, seitdem er an Bord gekommen war. Quinn, schlank, schlaksig und Anfang Dreißig, wiederholte seine Warnung.

»Sie hätten eigentlich schon auf dem Eis sterben sollen. Das sind Sie nicht – also bleiben Sie besser in Ihrer Kabine, bis wir Quebec anlaufen. Wir werden eines Tages ankommen.«

Schmidt starrte resigniert auf den Mast. »Das brauchten wir schon – einen Mann dort oben. Aber wozu sollten Sie da oben gut sein?«

»Dieselbe Aufgabe habe ich auf Ihrem Schwesterschiff, der *Exodus*, ausgeführt«, antwortete Beaumont gelassen. »Vor drei Jahren, nördlich der Baffin-Bucht. Sie versuchte, die Smith-Enge hinaufzufahren, und geriet in ähnliche Schwierigkeiten – massives Eis vor ihr. Ich kannte das Gebiet, und deswegen bin ich auf den Mast geklettert und habe sie hindurchgeführt.«

»Das ist MacDonalds Schiff.« Schmidt starrte zuerst Beaumont und dann den Mast an. »Eine Sprechverbindung haben wir bereits oben, und der Mast ist auch schon gepolstert – Da Silva war oben, um eine Lücke im Eisfeld zu suchen, aber ich habe ihn wieder heruntergeholt, bevor wir anfangen, auf das Packeis einzuhammern.«

»Mac war der Kapitän, als ich auf der *Exodus* war.« Beaumont lächelte trocken. »Er hat mir danach eine Art Kinderausweis ausgestellt, der besagte, daß ich als Lotse in der

Smith-Enge fungieren durfte. Und ich bin der Meinung, daß wir von hier wegkommen sollten – die Funkstörung macht mir Sorgen.«

»Das übliche Verfahren, wenn die Iwans nicht bei Laune sind. Wissen Sie, was passieren wird, wenn Sie dort oben sind und ich das Packeis ramme? Das ist Selbstmord.«

Beaumont schaute auf das Deck, wo die Matrosen immer noch Eis über Bord hievt. Die Köpfe wandten sich ab, als er ihren Blicken begegnete. Ein Mann spuckte auf das Deck, nahm aber seine Arbeit schleunigst wieder auf, als Schmidt ihm einen strengen Blick zuwarf. »Selbstmord?« wiederholte Beaumont. »Dann werden alle Mann an Bord endlich zufrieden sein.«

Drei Stunden Schlaf hatten Beaumonts Lebensgeister wiedererweckt, aber er war noch lange nicht so energiegeladener wie sonst, als er, dick eingemummt, die vereiste Leiter hochstieg. Ein Lederriemen war um seine Brust geschlungen, ein zweiter mit Schnappverschluß, den er um den Mast legen würde, baumelte herunter. Den Kopfhörer des Funkgeräts hatte er unter seiner Pelzkapuze schon aufgesetzt. Auf dem Deck unter ihm war ein Stimmungsumschwung eingetreten. Die Matrosen waren vor zehn Minuten noch so feindselig gewesen. Jetzt unterbrachen sie ihre Arbeit und starrten mit Bewunderung auf den großen Engländer, der die mörderische Leiter hochkletterte. Beaumont hatte die Veränderung zwar gespürt, als er das zweitemal aufs Deck gekommen war, ignorierte sie aber trotzdem. Sie können mich alle mal...

Sieben Meter über dem Deck hielt er an und trat seinen Stiefel mit voller Wucht gegen das Eis, um es loszubrechen. Sein Fuß rutschte aus, seine Hand klammerte sich fester um eine Sprosse, aber das Eis war noch ganz. Die Leiter schien aus solidem Eis zu bestehen. Während er weiter aufwärts stieg, fühlte er, wie die arktische Kälte durch seine Handschuhe

drang, unter die Fäustlinge und darunter einsickerte und an der rauhen Haut seiner Finger raspelte. Die schneidende Nachtluft ließ sein Gesicht erstarren und biß sich in seinen Augenlidern und an seiner Kehle fest. Seine Augen tränkten, so daß er alles nur verschwommen sah. Er stieg höher, und das Empfinden der schonungslosen Kälte fing an, alles andere auszulöschen: das Dröhnen der wartenden Motoren, das Scheinwerferlicht, das Schmidt auf das Eis vor dem Bug gerichtet hatte, und das endlose Eisfeld, das sich gegen Süden erstreckte.

In dreizehn Meter Höhe verfiel sich der Schnappverschluss an einer Sprosse, der an einem Riemen um seine Brust baumelte. Einen Fuß hatte er noch auf einer Sprosse, der andere war schon nach der nächsten Sprosse ausgestreckt, als sein Körper sich in der Luft ruckartig spannte. Es traf ihn unerwartet, und er verlor das Gleichgewicht. Der eine Fuß baumelte noch im leeren Raum, während der untere Stiefel, der auf der Sprosse aus Eis balancierte, sein ganzes Gewicht halten und den Ruck auffangen mußte, als er plötzlich steckengeblieben war. Dann rutschte der untere Stiefel von der Sprosse ab, und Beaumont fiel.

Er schwebte dreizehn Meter über dem vereisten Deck, nur durch einen Handgriff mit der Leiter verbunden. Er versuchte, seine Handschuhe an dem glatten Eis festzukrallen und das Gleichgewicht wiederzufinden. Seine Stiefel pendelten in der Luft und suchten nach Sprossen, die er nicht sehen konnte. Er fühlte, wie seine Hände den Halt verloren und langsam von der vereisten Sprosse abrutschten. Dann fand ein Fuß Halt an einer Sprosse. Damit konnte er einen Teil des Gewichts auffangen. In der nächsten Sekunde hatte Beaumont auch den zweiten Fuß wieder auf der Leiter. Während er nach Luft schnappte, riskierte er einen Blick nach unten auf das Deck und sah die winzigen Gesichter, die zu ihm hochschauten. Er wartete, bis

sein Puls sich normalisiert hatte und setzte seinen Aufstieg fort.

Das nächste Hindernis war die Saling. Die Stahlleiter endete direkt unterhalb, da sie, so nahm Beaumont an, durch eine Klapptür in den Ausguck geführt hatte, in dem Carlson den Tod gefunden hatte. Jetzt mußte er über sie hinwegklettern und anschließend über die Saling steigen, bevor er sich rittlings auf sie setzen und den Riemen an seiner Brust an den Mast über ihm befestigen konnte. Er war fast dreißig Meter über dem Deck. Bevor er dieses schwierige Manöver in Angriff nahm, streckte er eine Hand hoch, um die Segeltuchpolsterung, die um die Saling gewickelt war, zu untersuchen. Er stellte fest, daß sie verrutschte und daher keinen sicheren Sitz bot.

Es dauerte zehn qualvolle Minuten, bis er sich über die Saling gezogen und auf die Segeltuchmanschette gesetzt hatte, den Mast zwischen den Oberschenkeln. Er mußte den zweiten Riemen in einer Schleife um den Mast legen. Zum Schluß verband er die Anschlußklemmen des Funkgeräts mit dem Kasten, der schon an dem Mast hing. Erst dann spürte er, daß sein Körper unter der Kleidung in Schweiß gebadet war und daß ihm Schweiß das Gesicht herunterlief. Er tastete nach einem Taschentuch in seiner Manteltasche und wischte über sein Gesicht. Eistropfen lösten sich von seiner Stirn. Bevor er Verbindung mit der Brücke aufnahm, schaute er sich um. Die Aussicht war überwältigend.

Er schob eine Seite der Kapuze zurück, um zu horchen. Er hatte es sich also nicht eingebildet: Unheimliche quiekende und quietschende Geräusche hallten über das Eis, denen ein dumpfes Donnern folgte – wie von einem vulkanischen Ausbruch. Er konnte die Quelle dieses Rumorens erkennen – weniger als einen Kilometer von der *Elroy* entfernt. Eis wände, die aus seiner Höhe und Entfernung nicht größer schienen als kleine Wellen, schichteten sich nach und nach auf und krochen

über das Eisplateau, weg von der *Elroy* in südliche Richtung. Während er schaute, erschien ein Streifen dunklen Wassers, der in entgegengesetzter Richtung zur *Elroy* breiter wurde. Das Geräusch von knackendem Eis erfüllte die Nacht, Eis, das einander zerbrach. Die Wasserrinne wurde immer weiter und öffnete sich schließlich zu einem dunklen Gürtel, der der Ozean sein mußte. Die *Elroy* mußte zu dieser Rinne durchbrechen.

Der Riemen am Mast engte Beaumont ein. Trotzdem drehte er sich um und schaute über das Heck hinweg. Eine offene Rinne, weniger als einen Kilometer lang, erkannte er hinter dem Schiff, und weit hinten, am Ende dieser Rinne, lag das Wrack des sowjetischen Hubschraubers, den Beaumont zu dem Schiff geflogen hatte. Er hatte die Maschine absichtlich unter dem Bug der *Elroy* gelandet, und später hatte Schmidt den Rest erledigt. Eine kurze Strecke hatte er das Schiff rückwärts laufen lassen und dann in das Eis gerammt, gegen die Maschine, die am Rand des Eises stand. Dann hatte der Bug die Überbleibsel des Hubschraubers mitgeschleppt und sie in das Wasser fallen lassen. Aber nicht das Ende der Rinne interessierte Beaumont; mit Entsetzen nahm er etwas wahr, was weit dahinter lag.

Von einer aufkommenden Brise aus dem Norden getragen, kroch eine schwarze Wolke auf das Schiff zu. Es waren Nebelwolken, die sich von dem Nebel, der Target 5 umlagert hatte, deutlich unterschieden. Ein schwarzer Vorhang, Hunderte von Metern hoch, glitzerte unheilvoll im Mondlicht. Eine Eisnebelbank trieb auf das Schiff zu. Es war das am meisten gefürchtete Phänomen in der Arktis. Beaumont starrte auf diese Bank gefrorenen Nebels, eine seltene und äußerst heimtückische Wettererscheinung. Sie kann Erfrierungen verursachen, die eine sofortige Amputation erforderlich machen, wenn der Eisnebel sich um einen Menschen legt.

Wenn er Beaumont auf dem Mastkorb erwischte, würde er innerhalb von Sekunden sterben. Schon breitete sich dieser Nebel über die Eisrückenzone aus. Rasch sprach er in das Mikrophon, das von seinem Kinn baumelte.

»Schmidt! Fahren Sie rückwärts!«

Er umklammerte den gepolsterten Mast, während das Dröhnen der Motoren stärker wurde. Das Schiff bewegte sich rückwärts und glitt durch das dunkle Wasser. Die unmittelbare Wirkung auf die Mastspitze war sanfter, als Beaumont befürchtet hatte: nicht mehr als ein leichtes Schwingen. Unten glitt das Eisfeld vorbei, und zu beiden Seiten erschien dunkles Wasser, dunkle Flecken gegen die Blässe des Packeises. Das Schiff verlangsamte sein Tempo und blieb stehen. Beaumont wußte, was auf ihn zukam, und er spürte, wie seine Bauchmuskeln sich spannten. Es bedurfte eines bewußten Appells an seine Willenskraft, um die Maschinerie in Bewegung zu setzen, den Befehl in das Mikrophon zu sprechen.

»Halbe Fahrt! Vorwärts!«

»O. k. Beaumont, es geht los. Halten Sie sich fest!«

Beaumont preßte sich gegen den Mast, den Kopf zur Seite. Damit bereitete er sich auf den Aufprall vor. Die Antriebskraft steigerte sich, zitterte den Mast hinauf, und das Schiff schob sich vorwärts. Das Eisfeld weit unter ihm glitt nun in entgegengesetzter Richtung vorbei. Beaumont beobachtete den immer schmaler werdenden Wasserfleck. Denn wenn der Fleck verschwunden war, würde der Eisbrecher auf Eis stoßen, Schiff gegen Eis, Stahl gegen die Barriere, eine bewegliche Masse gegen eine unnachgiebige Kraft. Der Fleck wurde schmaler, war nur noch ein schwarzer Strich auf dem weißen Eis und verschwand dann ganz. Das Schiff fuhr immer schneller... Grkkk!... Der verstärkte Bug schlug auf. Der Aufprall ließ das ganze Schiff beben, raste den Mast hoch. Der

Mast bebte, peitschte hin und her und vibrierte bis in die Spitze. Er traf Beaumont wie einen Hammerschlag. Verzweifelt klammerte er sich an den Mast und preßte seinen Körper gegen das Segeltuch. Die Vibration wurde langsamer und hörte dann ganz auf. Der Eisbrecher stand still, war im Eis festgefahren.

Beaumont lockerte seinen Griff und schaute nach vorn. Vor dem Bug wurde ein dunkler Riß sichtbar, der jedoch kaum länger war als einen Meter. Er schaute auf das Eis zu beiden Seiten der Ritze, auf der Suche nach einer größeren Spalte; aber er fand nichts. Das Eis war noch intakt. Er hatte sich so stark darauf konzentriert, daß es ein paar Sekunden dauerte, bis er merkte, daß Schmidt mit ihm sprach. Er packte den Mast etwas fester, sah, daß die offene Rinne sich in einer Entfernung von etwa einem Kilometer verbreiterte. Erst dann hörte er Schmidts energische Stimme wieder, die ein wenig besorgt klang.

»Beaumont, hören Sie mich? Beaumont...«

»Alles o. k. Wir haben nicht allzuviel erreicht diesmal. Dasselbe noch mal, kann ich nur sagen. Versuchen Sie, das Eis an genau derselben Stelle zu treffen, wenn es geht.«

»Zurück?«

»Ja, Schmidt, den Rückwärtsgang.«

Die mächtigen Motoren heulten auf, die Schraube drosch das dunkle Wasser am Heck. Von seiner enormen Höhe aus konnte Beaumont spüren, wie der Eisbrecher kämpfte, um sich aus dem Eis loszureißen. Die *Elroy* hatte sich verfangen, als sie ihre ganze Masse gegen das Eis geworfen hatte. Das Eis hatte sich gespalten, hatte den Bug einschneiden lassen und sich dann wie eine Schere um ihn geschlossen. Das Dröhnen steigerte sich ein zweites Mal, entwickelte noch mehr Kraft, und als Beaumont schon sicher war, daß Schmidt es nicht schaffen würde, riß sich das Schiff plötzlich los. Der tosende

Lärm des zerschmetternden Eises war stärker als das Dröhnen der Motoren. Die *Elroy* glitt rückwärts und hinterließ dunkle Flecken auf der Backbordseite, wo sich Farbreste auf dem angeschlagenen Eis abgescheuert hatten. Während das Schiff rückwärts fuhr, schaute Beaumont zurück. Der schwarze Vorhang des Eisnebels rückte nun schon über den Gürtel der ebenen Eisfläche vor und kam dem Schiff immer näher. Er wartete, bis das Schiff wieder zum Stillstand gekommen war.

»Halbe Kraft! Vorwärts!«

Schmidt hatte das Schiff diesmal die Wasserrinne weiter zurückgefahren, damit der Bug durch einen längeren Anlauf mit größerer Wucht auftreffen würde. Beaumont hielt sich fest. Mit halbgeschlossenen Augen starrte er nach unten und beobachtete den schmaler werdenden Wasserstreifen, ohne zu wissen, daß Grayson und Langer an Deck standen, sich an der Reling festklammerten und mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen zu ihm hochschauten. Die Lücke schloß sich, und das Eis schoß ihm entgegen. Der zweite Aufprall war weit stärker. Das Beben schoß den Mast hoch, und Beaumont war ernsthaft in Schwierigkeiten. Er flatterte wie ein Blatt an dem heftig schwankenden Mast. Vor seinen halb zusammengekniffenen Augen zitterte die weite Eislandschaft, als ob sie von einem Erdbeben geschüttelt würde. Dann stand das Schiff wieder.

Dreißig Minuten lang ging es bei halber Fahrt so weiter, dreißig Wunden schlagende, vernichtende Minuten. Beaumont änderte den Angriffswinkel und benutzte die *Elroy* als seinen persönlichen Sturmbock, mit dem er auf das Eisfeld einhämmerte. Langsam wendete sich das Blatt. Das Eis zerbrach Stück um Stück und zeigte ein dunkles Zickzackmuster. Gleichzeitig geschah etwas anderes – nicht ganz so langsam. Beaumont wurde systematisch in einen Zustand versetzt, in dem er kaum noch sein Tun registrierte.

Sein Gesicht schmerzte entsetzlich von der Kälte und zeigte furchtbare Quetschungen von dem häufigen Aufprall gegen das Segeltuch. Jetzt hatte der Eisnebel ihn fast erreicht. Sie mußten schnell durchbrechen, bevor er ihn tötete.

»Rückwärts, Schmidt«, ächzte Beaumont. »Diesmal bis zum Ende der Rinne.«

Sie fuhren zurück, zu weit zurück. Ein Finger des schwarzen Eisnebels kroch über die Stelle hinaus, an der der U-Boot-Jäger untergegangen war. Der Finger krümmte sich um den Mast, und Grayson, der sofort erkannte, was los war, brüllte zu der Brücke hoch auf eine Art und Weise, der Passagiere sich selten bedienen, wenn sie den Kapitän des Schiffes anreden: »Vollidiot – machen Sie, daß wir wegkommen! Beaumont steckt im Frost!«

Beaumont spürte den tödlichen Frost, als Dunkelheit alles auslöschte. Das Eisfeld, das Wasser unter ihnen, sogar das Deck verschwand. Er hatte nach vorn geschaut und das nächste Rammanöver abgeschätzt, als der Eisnebel sich über ihm zusammenzog. Außer Atem vor Erschöpfung, hatte er tief eingeatmet; ein Schaudern durchfuhr ihn. Er hatte das Gefühl, daß seine Lungen gefrieren und sich mit flüssigem Eis füllen würden. Er schnappte nach Luft und fühlte ein ungeheures Gewicht auf sich, das versuchte, ihn von der Saling herunterzuzerren. Das Schiff bewegte sich endlich vorwärts und entzog ihn der eisigen Gefahr. Er öffnete die Augen, die er instinktiv geschlossen hatte, und stellte mit Entsetzen fest, daß sein Parka mit Schichten von Eiskristallen überzogen war. Er war kurz davor gewesen, selbst zu Eis zu werden.

»Alles in Ordnung, Beaumont? Beaumont, Beaumont...«

Schmidt hatte die gewohnte distanzierte Kontrolle über seine Stimme verloren, die jetzt voll Not und Besorgnis war.

»Alles in Ordnung. Diesmal schaffen wir es!« Beaumont holte tief Luft. »Wir müssen die Backbordseite des Eises fünfzig Meter vor dem Riß treffen. Haben Sie verstanden?«

»Fünfzig Meter vor dem Riß?« fragte Schmidt ungläubig.

»Ja. Backbordseite! Fünfzig Meter! Ich werde sie abprallen lassen – in einen Riß auf der Steuerbordseite. Volle Kraft!«

»Volle Kraft? Das bringt Sie um...«

»Bringen Sie dieses verdammte Schiff in Bewegung, Schmidt!« Beaumont brüllte in das Mikrophon. »Wenn ich volle Kraft sage, meine ich volle Kraft!«

»O. k. Das ist Ihre Entscheidung.« Schmidt hielt gerade noch an sich – fast hätte er gesagt: »Das ist Ihre Beerdigung.«

Die *Elroy* drängte vorwärts und dröhnte stärker als zuvor. Sie schnitt durch das dunkle Wasser und schlug eine Bugwelle gegen das Eis zu beiden Seiten, während die Antriebskraft sich zu maximaler Höhe steigerte, um sich gegen die Barriere zu werfen. Beaumonts Taktik war ungewöhnlich: Er hatte Schmidt Anweisung gegeben, das gewaltige Gewicht des fahrenden Schiffs gegen eine andere Stelle im Eis zu schleudern, damit es bei Abprallen gegen einen Teil des Eises schlagen würde, den es sonst nicht erreichen konnte, einen Bereich, in dem ein breites Zickzackband sich weit in Richtung einer immer breiter werdenden Rinne erstreckte. Es war eine Methode, die er schon einmal ausprobiert hatte und die auch erfolgreich gewesen war, als er vor drei Jahren die *Exodus* in die Smith-Enge gelotst hatte. Allerdings nicht bei voller Kraft.

Diesmal blieb er mit Schmidt in Funkverbindung, um den Anlauf des Schiffes genau zu lenken, um es genau an eine bestimmte Stelle des Eises auf der Backbordseite zu bringen.

Unter ihm an Deck hatte sich inzwischen einiges geändert. Schmidt hatte angeordnet, daß alle Mann das Deck vor dem neuen Aufprall räumen mußten. Grayson war auf die Brücke gegangen, lehnte sich aus einem Fenster und starrte zu der

winzigen Gestalt auf der Saling hoch, die er kaum ausmachen konnte. Volle Kraft... Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er Schmidts Befehl widerrufen.

Beaumont auf der Mastspitze starrte nach Backbord. Seine Kleidung, von den Eiskristallen schwer wie ein Stahlpanzer, hing bleiern an seinen Gliedern. Er erteilte eine letzte Anweisung. »Wenn Sie merken, daß sie durchkommt, Schmidt, machen Sie weiter...« Das Schiff schob vorwärts, und das Dröhnen der Motoren hämmerte in Beaumonts Kopf. Er schlang seine Arme fest um den gepolsterten Mast und atmete tief ein. Das Schiff prallte auf.

Der Bug der *Elroy* rammte das Eis auf der Backbordseite und schlug in einem Winkel auf die Barriere. Das Schiff prallte von der Barriere ab, schwang in einem Winkel herum, schoß weiter vorwärts und rammte mit furchtbarer Wucht das Eis auf der Steuerbordseite. Beaumont hatte den Eisbrecher als riesigen Billardball benutzt und den Bug gegen eine Seite karambolieren lassen, damit er auf der entgegengesetzten Seite in der Nähe der gezackten Rinne aufschlagen konnte. Das Dröhnen der laufenden Motoren übertönte ein neues Geräusch, ein mahlendes Krachen, das durch das ganze Schiff lief und die Crew unter Deck erstarren ließ. Aber die Wirkung in Meereshöhe war nichts im Vergleich zu dem, was auf der Mastspitze passierte.

Der Mast vibrierte wie eine Stimmgabel, peitschte vor und zurück, als ob er sich von dem Schiff losreißen wollte. Beaumont wurde mit dem fast dreißig Meter hohen Mast hin und her geschleudert. Der Mast bog sich wie ein Spazierstock unter enormem Gewicht. Die Belastung war entsetzlich, fast unerträglich, und Beaumont verlor die Orientierung, als das Peitschen sich fortsetzte – hin und her mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Er fühlte, wie seine Kräfte ihn verließen, daß er nahe daran war, das Bewußtsein zu verlieren. Er hatte das

Gefühl, daß sämtliche Zähne aus seinem Mund losgerüttelt würden, daß sein Kopf von seinem Rumpf geschüttelt würde, daß sämtliche Glieder von seinem Körper fortstreben würden.

Er öffnete die Augen, die Hände noch um den Mast geklammert, und alles war verschwommen. Er konnte nicht erkennen, ob das Schiff stand oder sich noch bewegte. Er blickte nach unten, sah einen riesigen Riß, fast schon eine offene Rinne, und ließ sich gegen den Mast fallen. Er spürte das kalte Mikrophon an seinem Kinn. Er sprach wie in Trance, ohne es zu merken, redete wie jemand, der Auswendiggelerntes wiederholt. »Weiter, Schmidt, weiter...« In seinem Mund schmeckte er etwas Salziges, Blut, und ein brennender Schmerz durchzog seine Schulterblätter, als ob sein Rücken gebrochen wäre. »Weiter, Schmidt...«

Schmidt machte weiter. In dem Moment, als sie das Eis zu Steuerbord trafen, in der Sekunde, als er das Eindringen spürte, hatte Schmidt das Schiff in voller Fahrt gehalten. Der verschrammte Bug hämmerte auf das Eis ein, hob sich und erzwang sich seinen Weg vorwärts. Große Eisplatten wurden zur Seite geschoben, aufgerichtet, zusammengewalzt. Der Bug biß sich tiefer und tiefer in das Eis hinein, zog unentwegt weiter und zerschmetterte die Barriere, die endlich nachgab. Der Erste Ingenieur im Motorenraum starrte auf seine Meßgeräte, unfähig, seinen Blick von den Zeigern abzuwenden, die weit über dem Gefahrenpunkt vibrierten. Wenn Schmidt nicht aufpaßte, würden die Dampfkessel bersten.

Schmidt beachtete das nicht, sondern blieb bei voller Kraft. Das Schiff reagierte gut, blieb nicht stehen, sondern bestieg mit seinem Bug das Eis, ritt auf ihm und brach es durch sein bloßes Gewicht und seine ungeheure Kraft.

Beaumont auf dem Mast, kaum noch bei Bewußtsein, begriff nur nach und nach, was unten vor sich ging. Er sah, wie das

Eis immer weiter zurücklief. Dann wußte er, daß sie durchkommen würden. Er verlor das Bewußtsein, sein Griff lockerte sich, und er rutschte von der Saling herunter. Wie ein Gehängter baumelte er in dem Brustriemen. Sein Körper schaukelte wie ein Pendel hin und her.

Ausgerechnet Borzoli, der stämmige Matrose, der Beaumont noch vor kurzem den Eimer in den Weg geschoben hatte, stieg hoch, um ihn zu holen. Grayson hatte seinen Fuß schon auf der vereisten Leiter gehabt, als Borzoli ihn zur Seite schob: »Sie sind zu klein für diese Arbeit, mein Freund...« Wahrscheinlich war der Matrose der einzige Mann an Bord, der es hatte wagen können; obwohl einige Zentimeter kleiner als Beaumont, war er wie ein Bierfaß gebaut. Er kletterte den schwankenden Mast hoch, während der Eisbrecher weiter durch das Eis drang.

»Mein Gott, er muß tot sein...« Langer, der neben Grayson stand, hielt sich an der Leiter fest, um nicht zusammenzubrechen, während sie entgeistert auf den Körper starrten, der fast dreißig Meter über ihnen in der Nacht baumelte.

Beaumont schwang wie ein Gehenkter am Mast hin und her, schlug jedoch nicht gegen den Mast. »Der Riemen wird sein Gewicht nicht viel länger halten«, murmelte Grayson. Borzoli wurde jetzt kleiner. Er bewegte sich mit unglaublichem Tempo nach oben, und Grayson saß die Angst um beide Männer im Nacken – um Beaumont, von dem er jede Sekunde erwartete, daß er von der Saling reißen würde, und um Borzoli, der nur einen einzigen Fehltritt machen mußte, um zwanzig oder fünfundzwanzig Meter herunterzustürzen. Er war jetzt nahe an der Saling.

Grayson wollte seinen Augen kaum trauen, als er sah, wie die winzige Gestalt stehenblieb. Er schaute beiseite, unfähig, weiter zuzusehen. Das Schiff prallte plötzlich mit furchtbarem Ruck auf, und Grayson verlor seinen Halt. Er wurde über das

vereiste Deck gegen eine Schotte geschleudert. Eine Weile blieb er außer Atem liegen und versuchte, sich wieder hochzurappeln, als Langer sich über ihn beugte, um zu sehen, ob er verletzt war. Der furchtbare Aufprall mußte natürlich beide Männer vom Schiff geschleudert haben; sie mußten jetzt irgendwo tot auf dem Packeis liegen.

»Hilf mir auf, Horst...«

Langer half ihm wieder auf die Beine. Er hielt sich an der Reling fest und wagte es nicht, nach oben zu schauen. Beide Männer blickten im selben Augenblick hoch und starrten atemlos auf die Leiter. Sie waren starr vor Schreck. Borzoli war auf dem Weg nach unten. Beaumont hing über seinem Rücken, nur durch den Lederriemen gehalten, den Borzoli vom Mast abgeschnallt hatte. Wie zum Teufel hielt der Matrose das aus, fragte sich Grayson. Er stieg eine Leiter aus purem Eis herab, eine Leiter, die von den unaufhörlichen Kollisionen des Buges gegen das Packeis zitterte, dazu mit dem Gewicht eines Mannes auf dem Buckel, das ihn bei jedem Schritt rückwärts die Leiter herunterreißen konnte.

Borzoli und Beaumont wurden größer, als der Matrose dem Deck näher kam. Jetzt, da er spürte, daß ihn seine Kräfte bald verließen, kam der Seemann so schnell herunter wie nur irgend möglich. Seine großen Stiefel hämmerten gegen die eisverkrusteten Sprossen und brachen das Eis ab, da das verdoppelte Gewicht der beiden übergroßen Männer auf die Sprossen einwirkte. Abgesplittertes Eis spritzte über Grayson und Langer. Sie duckten sich, um ihre Augen zu schützen, und als sie wieder aufschauten, war Beaumonts schwankender Körper gerade über ihnen. Sie packten ihn und nahmen dem erschöpften Borzoli das Gewicht ab. Beide Männer waren wieder an Deck, als die *Elroy* in die offene Rinne und auf den Ozean dahinter vorwärtsdrängte.

Donnerstag, 24. Februar: sechs Uhr bis Mitternacht

»Vorausgesetzt, es käme zu einer Kollision. Was würde passieren?«

Papanin stand auf der Brücke der *Revolution* neben Tuchewsky, der den Radarschirm beobachtete. Die Brücke war sehr groß. Vor dem Steuermann wölbte sich ein riesiges Panoramafenster aus kugelsicherem Glas. Das Schiff war mit jedem nur erdenklichen wissenschaftlichen Gerät ausgestattet, das der Navigation dienen konnte. Im Vergleich zu dem russischen Schiff war die 6500-Tonnen-*Elroy* – zur Zeit ohne Radar ausgerüstet wie im neunzehnten Jahrhundert.

Die Vibration der Hochleistungsdieselmotoren war gering, kaum mehr als ein hartnäckiges Summen. Eine ganze Batterie von Scheinwerfern, die in verschiedenen Winkeln auf das Wasser vor der Brücke gerichtet waren, durchleuchtete den dichten Nebel. Der Steuermann stand einige Meter entfernt und konnte Papanins leise Worte nicht hören, die auch für den wachhabenden Offizier nicht wahrnehmbar waren. »Was würde passieren«, fuhr Papanin fort, der vor einer übergroßen Klarsichtscheibe stand, »wenn wir, aus dem Nebel kommend, die *Elroy* mittschiffs rammen?«

Die *Elroy* war auf offener See. Sie bot einen unheimlichen, furchterregenden Anblick – und sie sank langsam. Es war völlig dunkel, obwohl irgendwo über dem Eisnebelvorhang der Mond noch schien. Ihre Lichter – Scheinwerfer, die auf den wogenden Ozean gerichtet waren – gaben hin und wieder einen Blick auf das Entsetzliche frei.

Die Brücke, der Mast, die Reling und das Deck waren dort mit den tödlichen Kristallen überzogen, wo die Luft selbst über

dem Schiff gefroren war und alles mit einem üblen schwarzen, teerigen Glanz überzogen und verschmutzt hatte, der im Strahl der Scheinwerfer glitzerte. Die Temperatur lag bei minus vierzig Grad. Die Luft war kälter als die eiskalte See. Wie flüssiges Eis hing eine schwarze unheilverkündende Wolke über dem Schiff. Auf dem Deck, das Schlagseite nach Backbord hatte, lagen fünfhundert Tonnen Eis. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die *Elroy* kentern und untergehen mußte.

An Deck war es entsetzlich – entsetzlich und gefährlich, da Gruppen von Männern – alle, die man entbehren konnte – damit kämpften, das Eis noch rechtzeitig über Bord zu hieven, während der Eisnebel sich um sie legte und neue Eisschichten bildete, die sie überwältigten. Sie konnten nichts sehen – außer, wenn das Licht der Schottlampen, die verschmiert und halb verdeckt waren, schwach durch den verkrusteten, sirupartigen Frost auf dem Glas flimmerte. Sie konnten nicht aufrecht stehen, da das Deck von dem enormen Gewicht des Eises, das sie verzweifelt zu bewegen versuchten, ständig nach Backbord kippte. Sie konnten kaum atmen, denn wenn sie tief einatmeten, sogen sie die Luft ein, die zu flüssigem Eis kristallisiert war, Luft, die im wahrsten Sinne des Wortes schwer wie Blei war.

Die Männer waren erstarrt vor Kälte. Ihre vereiste Kleidung hing schwer auf ihren Körpern. Sie arbeiteten mit Pickeln, Äxten, Hämmern und Schaufeln, um die sie bedrohenden Tonnen von Eis zu zerschmettern, auseinanderzubrechen und über Bord zu hieven. Der Lärm der langsam laufenden Motoren wurde fast von dem Hacken, Zerschmettern und Krachen übertönt. Die unruhige See hob das Schiff auf und nieder und machte die Sisyphusarbeit der Mannschaft noch gefährlicher, da sie sie immer wieder aus dem Gleichgewicht brachte, so daß sie sich an den eisüberzogenen Rettungsleinen festhalten mußten. Das ging nun schon seit vierundzwanzig

Stunden so. Hinter dem wogenden Bug zischte und rollte die See im Scheinwerferlicht. Schmidt sah von seinem Posten auf der oberen Brücke im Strahl des Scheinwerfers schwarzes Eis aus der Luft herabsteigen. »Das schafft uns, Da Silva«, seufzte er entmutigt. »Das Eis bildet sich schneller, als wir es loswerden können.«

Durch das Backbordfenster blickte Da Silva hinunter und fand kein Gegenargument für den Kapitän: Das Eis auf dem Deck war fast so hoch wie die Reling. Er preßte sein Gesicht an das kugelsichere Glas, zog es aber schnell zurück, als seine Nase die Temperatur zu spüren bekam. Ein Matrose – er glaubte Borzoli zu erkennen – hatte seine Hand schnell hochgezogen, der Handschuh, den er hätte tragen müssen, war unter einer Eisscheibe festgeklemmt. Obwohl er Fäustlinge unter den Handschuhen trug, würde die Hand innerhalb weniger Sekunden erfrieren. Borzoli steckte sofort die Hand unter die Achsel und rannte auf die nächstliegende Treppe zu. Da Silva betete, daß es keine Amputation bedeuten würde. Dann konnte er nichts mehr sehen, als die Gischt einer Welle durch die Luft geschleudert wurde, mit einem Knacken gegen das Glas schlug und sofort festfror.

»Wie ich höre, geht es Beaumont gut«, sagte Schmidt.

»Er erholt sich«, stimmte Da Silva zu. »Er muß wie dieses Glas sein – kugelsicher und gepanzert.«

Beaumont saß allein in Langers Kabine und hörte dem dumpfen Schlagen der Eisschollen zu, die auf der anderen Seite der Kabinenwand gegen den Rumpf prallten. Die Schräglage der Kabine sagte ihm, daß etwas nicht stimmte: Sie neigte sich ständig nach Backbord. Aber er dachte an Papanin und an Schmidts Worte, die er vor drei Stunden, kurz nachdem er aufgewacht war, gehört hatte.

»Sie sind ungefähr vierzig Seemeilen südlich von uns – sechs sowjetische Trawler«, hatte Schmidt ihm erklärt und dabei auf

eine Seekarte gezeigt. »Sie haben sich wie ein Netz vor unserem Kurs ausgebreitet. Quinn hat sie entdeckt. Bevor der Eisnebel uns erreichte, hat er die Maschine so weit südlich geflogen, wie der Treibstoff reichte. Und er hat ungefähr hier ein noch größeres Schiff gesehen.«

»Weniger als dreißig Seemeilen entfernt. Die *Revolution*?«

»Könnte sein. Der Nebel hat sich dort gerade in dem Moment zusammengezogen, als er sie gesichtet hatte. Er glaubt, eine große Radarkuppel gesehen zu haben – ihre Ausrüstung zur Beobachtung unserer Satelliten. Wir müssen uns vorsehen, daß es nicht zu einer Kollision kommt, wenn wir an ihnen vorbeifahren...«

Beaumont setzte sich in der Kojе etwas bequemer zurecht. McNeill, der Schiffsarzt, hatte ihm mit etwas Verwunderung in der Stimme gesagt, daß er heil davongekommen war. »Ihre Kleider und das Segeltuch haben als Puffer gewirkt. Daß Sie nicht gegen den Mast geschlagen sind, als Sie dort oben baumelten, hat Ihnen das Leben gerettet – aber Sie werden hier unten bleiben, bis wir Quebec anlaufen...«

Beaumont war anderer Meinung; er wollte bald aufstehen. Er hatte Quetschungen und Prellungen am ganzen Körper, der sich doppelt so groß anfühlte wie sonst, was bei seiner Größe tatsächlich einen ganz beachtlichen Umfang ausmachen mußte. Aber sobald er sich nur aufrichtete, zuckte er zusammen. Nun ja, vielleicht in ein paar Stunden. Als er auf die gegenüberliegende Wand starrte, ohne sie wahrzunehmen, dachte er an seine kurze Begegnung mit Papanin in der Baracke auf Target 5. Er erinnerte sich an den großen kahlgeschorenen Kopf des Sibiriers, an den sehr breiten Mund und an den fast mongolischen Knochenbau. Ein skrupelloser Mann.

Und nun lagen mindestens sieben sowjetische Schiffe vor der *Elroy*, die Gorow und die Katharina-Karten beförderte. Er

langte hinter sich, fummelte in der Tasche seines Parkas und entnahm ihr das Bohrkernröhrchen. Er wiegte es in seiner Hand – das gesamte sowjetische Unterwassersystem, und Papanin wußte, wo es war. »Wir müssen nur darauf achten, daß es nicht zu einer Kollision kommt...«, hatte Schmidt gesagt und dabei an einen Unfall gedacht. Beaumont dachte dabei an etwas völlig anderes, als er den Bohrkern in die Tasche des Parka zurücksteckte, die Decken bis zum Kinn hochzog, vor sich hinbrütete und die Zukunft zu lesen versuchte. Darüber schlief er plötzlich ein.

Die *Elroy* hatte ihre Geschwindigkeit gefährlich gesteigert und durchfurchte das Wasser mit halber Fahrt. Ihr Bug stürzte tief in ein Wellental. Die Welle schlug über die Backbordreling und tauchte sie unter. Als der Bug wieder auftauchte, hing der halbe Kamm der Welle festgefroren an der Reling, an der das Eis jetzt fünfzehn Zentimeter dick war.

»Wir werden es riskieren müssen«, hatte Schmidt vor zehn Minuten entschieden. »Wir müssen mit der Geschwindigkeit raufgehen und hoffen, daß wir sie dadurch aus dem Eisnebel herausbringen.«

»Sie wird kentern...« Da Silva hatte den Satz abgebrochen, als Schmidt ihn anblickte, und den Blick sofort verstanden: Sie würden sowieso untergehen, wozu also darüber reden. Und die möglichen günstigen Faktoren verschlechterten sich zusehends.

Inzwischen hatten sie Windstärke 8. Der Sturm heulte durch die eisverkrustete Takelage und schleuderte Gischt an Bord, der noch in der Luft gefror und wie Blei auf die Rücken der gebückten Männer prasselte. Sie verloren den Kampf ums Überleben an jeder Front – und das war ihnen nur allzu klar. Das Eis türmte sich noch immer schneller auf, als sie es loswerden konnten, und war jetzt auf der Backbordseite bis zur Relinghöhe eine kompakte Masse. Der zunehmende Wind

verwandelte die vor kurzer Zeit noch ruhige See in einen schäumenden Hexenkessel mit 13 Meter hohen Wellen, großen grünen Brechern, die über sie hinwegrollten und halb so hoch waren wie der Rest *des* Mastes, der sich nach Backbord neigte.

Die riesigen Brecher überfluteten oft das Deck, wirbelten in Taillenhöhe um die Männer, die sich an die eisigen Rettungsleinen klammerten, und überschwemmten das Eis, das sie mit Mühe über Bord zu werfen versuchten. Die Wellen führten häufig schwimmende Eisspiere mit sich, die mit tödlicher Wucht gegen die Schotte krachte. Ein solcher Spier zerschellte in Stücke, bevor das Wasser zurückfloß. Auf diese Weise hatten sie einen Mann verloren. An die Rettungsleine geklammert, wurde er gegen die Schotten gedrückt. Dabei wurde die ganze Mitte seines Körpers von dem schweren Spier eingequetscht, der wie ein Torpedo auf ihn zuschoß. Es bedrückte die Mannschaft, daß sie die Leiche nicht gerettet hatten, aber Da Silva selbst empfand das als Segen – sie hätten später feierlich eine verstümmelte Leiche beerdigen müssen. Wie Schmidt schon gesagt hatte: Sie mußten einiges riskieren. Deswegen drehten sie auf halbe Fahrt auf.

»Ich finde, wir sollten das Deck räumen lassen«, schlug Da Silva fünfzehn Minuten später vor.

»Warum?«

Schmidt ging zu ihm an das Backbordfenster und sah selbst, warum. Die Backbordreling war wieder unter Wasser, und der Anblick von der Brücke hinunter war ein ungewöhnliches, grauenvolles Spektakel. Nur die obere Hälfte der Männer, die bis zur Taille im Wasser standen, war sichtbar. Die Reling war weg, die Eisberge waren verschwunden. Es sah aus, als ob die Brücke für sich allein auf dem Wasser schwämme. Gefrorene Gischt bombardierte das Fenster. Schmidt mußte zu einer noch nicht vereisten Stelle des Fensters gehen, um nach unten

schauen zu können. Dann ging er auf seinen Posten zurück, um den Bug im Auge zu behalten.

»Sie bleiben bei der Arbeit«, befahl er.

»Um Gottes willen, sie können nicht arbeiten! Wie wollen sie auch – bis zur Taille im Wasser?«

»Stecken sie jetzt bis zur Taille im Wasser?«

»Nein, nicht im Augenblick, aber sobald die nächste Welle anrollt.«

»Sie bleiben bei der Arbeit.«

Da Silva wußte, daß Schmidt recht hatte. Jedes Kilogramm Eis, das sie zwischen den Überschwemmungen über Bord hieven, ließ das Schiff ein wenig länger schwimmen, ließ sie ein wenig länger leben und sich vorwärts bewegen in Richtung auf etwas, was Sicherheit bedeuten könnte, zumindest eine Art Sicherheit. Sie mußten dem Eisnebel entkommen oder sterben.

Während sechzehn qualvollen Stunden wechselten sie die Arbeitsgruppen noch mehrmals aus. Die Männer hatten Zeit, nach unten zu gehen, um die Kleider zu trocknen und sich aufzuwärmen, bevor sie erfroren. Nach einer kurzen Pause mühten sie sich wieder nach oben, machten sich von neuem daran, eine jämmerlich kleine Menge Eis loszuwerden, stellten sich der Kälte, dem Wind, der See und der Gefahr durch die Eisspiere, die sie gegen die Schotten schmettern konnten. Nur ein Mann wie Schmidt konnte sie solchen Strapazen aussetzen; und nur für einen Mann wie Schmidt nahmen sie die Strapazen auf sich.

Grayson und Langer beteiligten sich genauso daran, während Gorow, der Mann, der der Grund für diese fatale Situation war, seekrank in seiner Kojelag.

Die Wende kam plötzlich; Da Silva bemerkte zuerst, daß sich etwas geändert hatte. Zum viertenmal unten auf Deck, hob er gerade eine Eisplatte hoch. Er blickte nach oben und starrte die andern Männer an. Sie arbeiten weiter, hackten noch auf das

Eis ein; sie hatten keine Veränderung gemerkt. Er warf sein Brecheisen einen Treppengang hinunter, rannte zur Leiter und kletterte auf die Brücke. »Es wird heller!« rief er, als er zu ihnen hineinplatzte. »Wir sind durch!«

»Das stelle ich auch fest.«

Es lag weder Erleichterung noch Befriedigung in Schmidts Stimme, während er durch das hintere Fenster blickte. Eine Feststellung, mehr war es nicht. Das Schiff kippte immer noch nach Backbord, und noch lag ein Berg von Eis auf der Seite, aber die Luft war klar, und so etwas wie Mondlicht überspülte mit seinem blassen Schein das Deck. Der Vorhang aus Eisnebel war deutlich zu sehen und trieb mehrere hundert Meter hinter dem Heck von ihnen fort.

Es war elf Uhr, als Beaumont langsam und unter Schmerzen die Treppe zum Vordeck hinaufging und sich fragte, was zum Teufel los sei. Er hatte gerade einen Matrosen gesehen, der vor ihm die Treppe hinaufgelaufen und auf das Deck gestürzt war. Über sich hörte er aufgeregtes Getrampel. Niemand rannte auf einem vereisten Schiff, es sei denn, er war tatsächlich in Gefahr.

Als er auf der Brücke eintraf, hatte Schmidt trotz der Wetterbedingungen ein Fenster geöffnet und starrte durch ein Nachtfernglas. Beaumont warf einen kurzen Blick auf den Schiffsführer. Und Da Silva bedeutete ihm, daß der Augenblick für Fragen nicht gerade günstig war. Das Verhalten beider drückte mehr als normale Angst aus. Er bekam die Antwort auf seine ungestellte Frage, als er an das offene Fenster trat und die schwache Stimme einer Wache hörte.

»Eisberge backbord! Eisberge steuerbord! Eisberge voraus!«

»Nein!« brauste Tuchewsky auf. »Ich würde bitten, des Kommandos enthoben zu werden, bevor ich nur daran dächte, einen solchen Befehl auszuführen. Und ich werde das sogar sofort einleiten. Ich werde den Befehl geben, die Funkstörung zu unterbrechen – bis ich nach Moskau gefunkt und Antwort erhalten habe...«

»Das können Sie nicht!« Papanins Ton war sehr nüchtern. »Sie wissen genau, daß wir ein Kommando des Sicherheitsdienstes an Bord dieses Schiffes haben – es hat bereits die Kontrolle über die Funkstörabteilung übernommen.«

In dem großen Navigationsraum hinter der Brücke der *Revolution* war es sehr warm. Der Streit wütete seit zehn Minuten. Papanin versuchte, diesen pedantischen Kapitän zu zermürben. Schon bei der ersten Begegnung hatte er gewußt, daß diese Taktik notwendig werden würde. Tuchewsky protestierte wieder.

»Als ich das Kommando über die *Revolution* übernahm, war die eigentliche Absicht, Forschungsaufträge auszuführen, Meeresforschung...«

»Heuchler! Sie haben amerikanische Satelliten kontrolliert. Das ist natürlich auch Forschung – militärische Forschung!«

»Wir führen auch Experimente für die Meeresforschung durch«, entgegnete Tuchewsky patzig. »Wassertemperatur, Salzgehalt...«

»Was alles mit den Operationen der U-Boote zu tun hat! Sie widern mich an, Tuchewsky! Sie wissen so gut wie ich, daß alle Daten, die Sie sammeln, an die militärischen Nachrichtendienste weitergereicht werden – die ihrerseits entscheiden, welche Fetzen sie an die Professoren weitergeben...«

»Ich tue es nicht!« rief Tuchewsky. »Ich werde den amerikanischen Eisbrecher nicht versenken. Sie sind wahnsinnig – das würde nicht ohne Folgen bleiben.«

»Auch hier sind Sie im Unrecht«, bemerkte Papanin zynisch. »Die *Elroy* fährt ohne Radar in südliche Richtung – das wissen wir von dem Hubschrauber, der sie vor zwei Stunden gesichtet hat. Sie kann auch mit niemanden Verbindung aufnehmen – die Sperrstörung hat sie total isoliert.«

»Sie hat einen Hubschrauber«, sagte Tuchewsky boshaft. »Das haben Sie wohl übersehen.«

»Nein, habe ich nicht.« Papanin ging zu dem Navigationstisch, um seine Gereiztheit zu verbergen. Tuchewsky hatte einen empfindlichen Nerv getroffen; seit Stunden überlegte der Sibirier, wie er die Sikorsky der *Elroy* unschädlich machen konnte. »Gorow und die Katharina-Karten sind an Bord dieses Schiffes«, erklärte er geduldig. »Wenn wir sie nicht zurückholen, müssen wir sie zerstören...«

»Das werden wir nicht tun...«

»Ich kann mich nicht entsinnen, Sie um etwas gebeten zu haben. Aber diese Gewässer sind von Eisbergen übersät – und Unfälle passieren jeden Tag. Und Sie sollten einmal an Ihre Familie denken«, fügte Papanin beiläufig hinzu.

»Meine Familie? Was hat denn dies mit meiner Familie zu tun?«

»Insbesondere mit Ihrer Frau«, antwortete der Sibirier ausdruckslos. »Sie ist Jüdin...«

»Das ist eine Lüge!«

Papanin seufzte. »Sie ist Halbjüdin. Ihre Mutter war Jüdin. Sie scheinen vergessen zu haben, daß eine meiner Aufgaben darin besteht, jüdische Agitation in Leningrad ganz besonders im Auge zu behalten...«

»Damit hat sie nichts zu tun...«

»Tuchewsky! Bitte bleiben Sie ruhig! Haben Sie den Funkspruch mit dem Befehl vergessen, alle meine Anweisungen zu befolgen?« Papanin setzte seine Erklärung geduldig fort. »Wenn man feststellen sollte, daß Ihre Frau etwas mit gewissen antisowjetischen Tätigkeiten zu tun hätte, könnte ich es leicht arrangieren, daß man sie nach Israel schickt. Sie würden sie nie wiedersehen, nicht wahr?«

»Das würden Sie nicht wagen.«

»Wie würde es weitergehen? Einige Jahre lang würde sie noch hoffen, hoffen, daß auch Sie kommen. Frauen liegt das Hoffen sehr. Aber nach einiger Zeit würde sie einsehen, daß alles vorbei ist, daß sie ein eigenes Leben leben muß. Wir könnten sogar eine Scheidung arrangieren, wenn sie es wünschen würde...«

»Sie Schweinehund...«

»Das muß ich sein«, stimmte Papanin ihm ruhig zu. »Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für meinen Job.«

»Es muß eine andere Möglichkeit geben...«

»Wenn Ihnen eine einfällt, lassen Sie's mich wissen.«

»Ihre Sikorsky ist auf dem Rückweg«, sagte Schmidt.

Beaumont, der mit Grayson und Langer auf der Brücke der *Elroy* stand, gab keine Antwort. »Ihr Hubschrauber...« Beaumont hatte Schmidt gedrängt, Quinn wieder in die Luft zu schicken, um festzustellen, was vor ihnen lag – falls Quinn einverstanden war. Quinn hatte tatsächlich darauf gebrannt, seine Maschine zu starten, seitdem sie aus dem Eisnebel herausgekommen waren. Schmidt war im Augenblick verständlicherweise mit Problemen der Navigation beschäftigt.

Sie waren rundherum von Eisbergen umringt, die kaum sichtbar waren in dem schweren Nebel, der über der plötzlich ruhig gewordenen See trieb. Vor zwei Stunden hatte das

verschrammte und zerbeulte Schiff in dreizehn Meter hohen Wellen um seine Existenz gekämpft, und jetzt fuhr es langsam vorwärts durch eine See wie kalte Milch. Noch kippte es stark nach Backbord und trug das ungeheure Gewicht der großen Eismengen, die gegen die Backbordreling drückten. Und immer noch herrschte eine mörderische Kälte.

Ein massiver Eisberg, über dreißig Meter hoch und wie eine zerklüftete Klippe aus schwimmendem Eis, driftete in einer Entfernung von weniger als fünfhundert Metern vor der Backbordseite des Buges. Nebelschwaden kreisten um ihn nahe der Wasseroberfläche, ein zweiter weißer Gürtel hatte sich um seine Mitte gelegt, aber seine deutlich erkennbare Spitze stach in die mondhelle Nacht. Ein kleinerer Eisberg mit einem Gipfel, zinnenförmig und turmartig wie eine maurische Burg, trieb in gleicher Entfernung vor Steuerbord. Von der Brücke aus gesehen, erschienen sie wie berghohe Inseln, die auftauchten, verschwanden und dann wieder auftauchten.

Langer ging näher an Beaumont heran und flüsterte: »Du hast mich gebeten, Da Silva zu fragen, ob es Sprengstoff an Bord gibt. Er sagt ja...«

»Später«, murmelte Beaumont. Er machte sich um Quinn Sorgen und fühlte sich für diesen letzten Flug verantwortlich. Er würde erst beruhigt sein, wenn der Hubschrauber sicher auf der Landerampe aufgesetzt hatte. Auf seinen Vorschlag hin hatte man einen der starken Scheinwerfer am Bug angeschaltet und fast senkrecht in die Nacht gerichtet. Es war dieses Leuchtfeuer, das den Nebel durchdrang und das Quinn von Süden her anpeilte. Noch war seine Maschine nur als ein winzig kleiner Punkt in der Ferne zu erkennen, der das Mondlicht reflektierte, Nebelschwaden trieben dazwischen, und der Punkt verschwand. Beaumont trat unruhig von einem Bein auf das andere.

»Ich bin gespannt, ob er die Schiffe gefunden hat«, grübelte Grayson laut vor sich hin.

»Wenn sie immer noch mit Volldampf Richtung Norden fahren, wird er sie gesehen haben«, vermutete Beaumont. »Es sind sieben Schiffe, nach denen er suchen sollte – eins davon wird er gesichtet haben...«

»Mir ist es scheißegal, wo sie sind«, knurrte Schmidt, der nach Steuerbord schaute. »Wir sind auf hoher See – wir werden einfach an ihnen vorbeifahren.«

Hinter dem Rücken des Kapitäns fing Beaumont Da Silvas Blick auf, einen sehr skeptischen Blick. Der Maat teilte Schmidts über alle Zweifel erhabenes Vertrauen auf Freiheit der Meere nicht. Beaumont hatte dies bereits vorher bemerkt und sich dadurch ermutigt gefühlt, Langer zu Da Silva zu schicken. »Versuch mal rauszukriegen, ob sie irgendwelchen Sprengstoff an Bord haben«, hatte Beaumont vorgeschlagen. »Sehr wahrscheinlich haben sie irgend etwas, um sich aus dem Eis herauszusprengen. Du bist Sprengstoffexperte, deswegen wird er die Frage nicht so abwegig finden.«

Das Schiff zitterte langsam vorwärts durch die dunkle See, die im Mondlicht glänzte wie eine riesige Öllache. Der Nebel hing bis jetzt nur vereinzelt in Fetzen in der Eisbergzone zu beiden Seiten des Schiffes. Um diese Jahreszeit war der Seegang in diesen Gewässern oft so ruhig wie jetzt. Möglicherweise war es das enorme Gewicht der schwimmenden Eismassen, das der See diese Ausgeglichenheit verlieh. Sie konnten das leise Pochen von Quinns Hubschrauber hören, der ihnen entgegenflog; aber er war noch unsichtbar für sie.

Beaumont sah nach Steuerbord hinüber, wo ein Scheinwerfer über den nächstliegenden Eisberg tastete. So illuminiert, erschien er riesig und noch mehr wie eine Burg, da das Licht durch fensterartige Löcher hoch oben in den Türmen schien,

die sich von einer Seite zur anderen durch das Eis hindurchgebohrt hatten. Er war in seiner Größe und aus so unmittelbarer Nähe fast erschreckend.

»Könnte es nicht zufällig ein Hohleisberg sein, oder?« murmelte Grayson.

»Hoffentlich nicht – sie können in sich zusammenfallen, wenn man ihnen nur ein unhöfliches Wort zuruft.«

Was buchstäblich stimmte, dachte Beaumont, so unglaublich es jemand erscheinen mußte, der mit den Verhältnissen in der Arktis nicht vertraut war. Tatsächlich konnte eine unbedachte menschliche Stimme diesen Koloß, der mehrere Millionen Tonnen wog, zu Fall bringen. Die Eskimos wußten das; sie glitten in ihren Kajaks an einem Hohleisberg vorbei, ohne nur ein Flüstern zu wagen, so zerbrechlich waren diese schwimmenden Riesen kurz vor dem Einsturz. Beaumont beobachtete, wie der Scheinwerfer den schloßähnlichen Eisberg erleuchtete und über seiner Spitze schwebte. Plötzlich zerbarst die Spitze.

In diesem Augenblick war der Gipfel noch da, im nächsten verschwand er in einer Kaskade aus Eis, die nach allen Richtungen stob. Das Echo der Detonation hallte über den Ozean von Eisberg zu Eisberg. Eisfragmente schossen im Lichtstrahl herab und versanken in der von Eisschollen übersäten See. Mindestens sieben Meter von der Spitze des Eisberges waren zerfallen. Schmidt erteilte rasch Befehl, den Kurs um einige Grad nach Backbord zu ändern, fort von dem Monolithen.

»Es war zwar kein Hohleisberg, aber ein explodierender Eisberg«, sagte Grayson. »Ich hoffe, wir begegnen nicht noch mehr von der Sorte.«

Quinns Sikorsky kam in Sicht und war jetzt nahe genug, daß man die vom Mondlicht umspülten Drehflügel erkennen konnte. Er war weniger als fünfhundert Meter entfernt und

stieg allmählich auf siebzig Meter herab mit dem Ziel auf die *Elroy*. Sein Kurs führte ihn über die Spitze des riesigen Eisberges. Schmidt gab Befehl, für die Landung Quinns die Motoren zu drosseln. Die Nebelschwaden um die Mitte des Eisberges waren fortgetrieben, so daß die immense Größe des riesigen Eisblocks deutlich wurde, der steil aus dem Nebel an der Wasseroberfläche in die Höhe ragte.

»Hoffentlich hat er die *Revolution* gefunden«, sagte Langer.

Der Eisberg explodierte, als Quinn ihn überflog. Er detonierte wie eine gigantische Bombe, die dem Druck im Innern nicht länger widerstehen konnte. Aber diesmal verschwand nicht nur die Spitze, sondern der ganze Eisberg. Er detonierte mit einem donnernden Getöse, das weit über den Ozean rollte und die Männer an Deck unter der Brücke taub machte. Selbst die Brücke vibrierte von der Stoßwelle. Das Zifferblatt des Kompasses an der Wand zersplitterte, und Glassplitter hagelten auf den Schiffsführer herunter. Schmidt packte das Steuerrad, um den Kurs beizubehalten.

Das Tosen prallte von Eisberg zu Eisberg und erreichte das Schiff immer wieder als ohrenbetäubendes Echo. An der Stelle, wo der Eisberg gewesen war, schossen Gischt und Dampf fast zweihundert Meter hoch in die Nacht, wie ein Geysir. Als die Dampfsäule auf die Wasseroberfläche zurückfiel, war nichts zu sehen außer brodelndem Wasser. Der Eisberg war fort und mit ihm – die Sikorsky und Quinn.

Beaumont ging zu Schmidt, der das Steuerrad dem Schiffsführer wieder überlassen hatte und jetzt am Fenster stand. Er starrte auf die schäumende See. »Er war direkt über dem Gipfel, als er explodierte...«

»Weiß ich«, antwortete Schmidt leise. »Mein Gott...Quinn.« Er richtet sich auf und sprach die Worte, ohne den Mann neben ihm anzublicken. »Wenn Sie noch weitere brillante Ideen

haben, Beaumont, wissen Sie ja, was Sie damit anstellen können.«

Es waren nicht so sehr die Worte als vielmehr die Ruhe, mit der er sprach, die seine Bitterkeit zum Ausdruck brachte. Beaumont entfernte sich von der Brücke und nickte Grayson und Langer zu, die ihm folgten. Er war über Quinns Tod entsetzt, aber noch entsetzter, falls das möglich war, über den Verlust des Hubschraubers. Das Radar war verloren, die Funkstörung machte es unmöglich, jegliches Signal zu senden oder zu empfangen, und jetzt war ihnen ihre allerletzte Verbindung mit der Außenwelt genommen worden. Papanin, der sie weiter südlich erwartete, machte die Isolation vollkommen. Eine Stunde später lief die *Elroy* auf einen Eisberg auf.

Freitag, 25. Februar

»Fünzig Kilogramm Sprengstoff, Zeitzünder und einige hundert Meter Kabel...«

»Wo wird es aufbewahrt, Horst?«

»Du wirst es kaum glauben – in einer kleinen Kabine auf dem Hauptdeck.« Langer grinste Beaumont an. »Völlig gegen die Vorschriften, sagte Da Silva; aber er sagt auch, daß er, wenn er schadhaftes Zeug über Bord werfen muß, es nicht den ganzen langen Weg von der Sprengstoffkammer hinauftragen möchte.«

»Da Silva hat schon recht«, sagte Grayson. »Die Leute in Washington, die sich die Vorschriften ausdenken, brauchen nie mit dem Zeug umzugehen.«

Die drei Männer in Beaumonts Kabine aßen ihr Mittagessen, das aus Fischsuppe und Zimtkuchen bestand. Daß ihnen die Mahlzeit in die Kabine gebracht worden war, ließ erkennen,

daß ihre Popularität an Bord schon wieder im Schwinden war. »Wir sind wohl in Ungnade gefallen«, meinte Grayson, während er die Kaffeetasse hinstellte. »Als ob du Quinn extra raufgeschickt hättest, damit er von dem Eisberg in die Luft gejagt würde...«

»Schmidt ist besorgter, als er zugeben möchte«, erwiderte Beaumont. »Er tut so, als würde er sich ganz auf die Navigation konzentrieren, aber meiner Meinung nach macht er sich wegen all der russischen Schiffe genauso viele Sorgen wie wir. Es ist hauptsächlich die *Revolution*, die mir Kopfzerbrechen macht – mit ihren sechzehntausend Tonnen. Die Trawler könnte die *Elroy* einfach beiseite schieben. Was ist das, Horst?« Der Deutsche zeigte ihm mit einem verschmitzten Gesichtsausdruck einen Schlüssel in seiner Hand.

»Der Schlüssel zu der Sprengstoffkabine. Da Silva und Schmidt sind nicht so ganz ein Herz und eine Seele, jedenfalls nicht, was diese Einstellung ›wir sind auf hoher See, und deswegen kann uns nichts passieren‹ betrifft. Und irgendwie sind die fünfzig Kilo Sprengstoff in ein paar Rucksäcke geraten – nur für den Fall...«

Die Kabine bebte plötzlich bei einem schweren Zusammenstoß und erzitterte, als ob die Schotten zusammenbrechen würden. Die Kabinenwände kippten nach Backbord, zurück nach Steuerbord, dann standen sie wieder aufrecht. Ein furchtbares Malmen kam vom Schiffsrumpf, als ob der Kiel herausgerissen würde. Das malmende Geräusch schien nicht aufhören zu wollen. »Um Gottes willen...« Grayson riß die Kabinentür auf. Sie hörten Rufe, das Poltern rennender Matrosen und ein furchtbares Krachen hinter der Backbordschotte. Plötzlich stand das Schiff still, während die Motoren im Leerlauf weiterdröhnten. Das Licht flackerte und

drohte ganz zu verlöschen, dann nahm es zögernd die ursprüngliche Leistung wieder auf.

»Wir sind aufgelaufen«, rief Horst.

»Oder die *Revolution* hat uns gerammt...«, meinte Grayson.

»Das hörte sich eher nach Eisberg an!« Beaumont warf sich in seinen Parka. »Los, auf die Brücke!«

Beaumont rannte den verlassenen Niedergang entlang und blieb an der untersten Stufe stehen, um seinen Parka zuzuknöpfen und seine Fäustlinge und Handschuhe überzustreifen. Vom Deck über ihnen hörte er Männerstimmen, die von Panik erfaßt waren. Er eilte die Treppe hinauf und öffnete die Tür. Sofort traf ihn der Nebel, kalter, feuchter Nebel, in dem Schatten durcheinanderrannten. Es war unmöglich zu sehen, was passiert war, was hinter der Backbordreling los war. Beaumont konnte noch nicht einmal die Backbordreling ausmachen, während er sich zur Leiter vortastete, die auf die Brücke hinaufführte. Eine große, stämmige Gestalt kam ihm entgegen und rempelte ihn an. Borzoli.

»Wir sind aufgelaufen!« keuchte er heiser.

»Sinken wir?« fragte Beaumont, während er nach dem Bohrkern in seiner Parkatasche tastete.

»Wer weiß...«

Beaumont stieg die Leiter zur Brücke hoch und hatte die oberste Sprosse fast erreicht, als er durch den wehenden Nebel vor dem Bug etwas wie einen Berg auftauchen und verschwinden sah, nur wenige Meter entfernt. Er ging zögernd auf die Brücke. Grayson und Langer kamen hinter ihm die Leiter hoch. Schmidt stand vorn auf der Brücke an einem offenen Fenster. Die eiskalte Luft verjagte die Wärme in wenigen Minuten. Der Schiffsführer umklammerte das Rad noch, obwohl das Schiff festsaß. Der Boden war nach

Steuerbord geneigt, und die Motoren standen still. Schmidt warf einen Blick über die Schulter und bemerkte Beaumont.

»Kommen Sie einen Augenblick hierher, Beaumont«, rief er ihm zu. Sein Ton war wieder neutral, die wütende Stimmung verflogen. »So was Verrücktes – wir sind auf einen Eisberg aufgelaufen.«

Es dauerte eine Stunde, bis sie ihre Lage eingeschätzt hatten – eine höchst außergewöhnliche Lage. Die *Elroy* war sehr langsam durch den dichten Nebel gefahren und dabei in eine kleine Bucht innerhalb eines riesigen Eisberges geraten. In weniger als einer Minute hatte sie die Bucht durchquert. Der Bug war in einen breiten Gully aus Eis gefahren, der aus der Seite des Eisberges ausgewaschen worden war und eine große, natürliche Rampe bildete, die sich schräg nach oben aus dem Wasser heraushob. Beim ersten malmenden Knirschen hatte Schmidt reagiert, aber bis dahin waren der Bug und das ganze Vorderteil des Schiffes wie von einem Trockendock herausgehoben worden, während am Heck die Schraube noch tief im Wasser steckte.

Schmidt hatte die Maschinen gestoppt. Das 6500-Tonnen-Schiff war festgefahren. Der Bug und ein Drittel des Rumpfes lagen auf dem Eisschacht, während die restlichen zwei Drittel des Schiffes und das Heck noch im Wasser lagen. Am Ende der Rampe ragte die Wand des Eisberges steil in den Nebel hinauf – im Strahl des Scheinwerfers grünlich und massiv wie ein Felsen. Für Schmidt war die Situation unfassbar, für Beaumont nur ein seltener Zufall: Vor einem Jahr hatte ein britischer Trawler ein ähnliches Erlebnis vor Spitzbergen durchgestanden. Er hatte seinen Bug tief in einen Hangar Rande des Eisfeldes gerammt. Der gesunde Menschenverstand des Kapitäns angesichts dieser einmaligen Situation hatte die Lage gerettet: Er hatte einfach den Rückwärtsgang eingelegt,

und die Schraube hatte den Trawler in die See zurückgeschleppt.

»Mein Gott!« entfuhr es Da Silva, der im hinteren Teil der Brücke stand. »Wie zum Teufel sind wir hier reingeraten?«

Sie gingen zu dem hinteren Fenster; Schmidt blinzelte. Der Nebel hatte sich für einen Augenblick gelichtet, und hinter dem Heck konnte er eine kleine Bucht erkennen. Sie wurde von zwei Armen umringt, die nur eine schmale Einfahrt freigaben. Es war fast ein Wunder, daß die *Elroy*, die blind durch den Nebel gefahren war, beide Arme der Bucht verfehlt hatte und direkt in die Bucht hineingeraten war. Der Nebel wurde dichter und ließ die Arme aus massivem Eis verschwinden.

»Mit ein wenig Augenmaß und einer Menge Glück mußten wir es eigentlich schaffen«, sagte Schmidt nachdenklich. »Der größte Teil des Schiffes liegt noch im Wasser. Wenn ich den Rückwärtsgang einlege, müßte die Schraube uns von dem Eisberg herunterziehen können.« Er atmete hörbar aus. »Ist das nicht das Verrückteste, was Sie je gesehen haben?«

»Wissen Sie, daß wir das Eis losgeworden sind?« fragte Da Silva Beaumont. »Es ist abgefallen, als wir aus dem Hang gefahren sind. Sie können es gerade sehen.«

Beaumont schaute aus dem Backbordfenster nach unten. Der Nebel hatte sich verzogen. Kein Wunder, daß er die Backbordreling nicht gesehen hatte, als er an Deck gekommen war – die Backbordreling war einfach nicht da gewesen. Als der Kiel sich in die Mulde hineingefressen hatte, waren die Eismassen, die sie seit so vielen erschöpfenden Stunden zu bewegen versucht hatten, abgebrochen und hatten die Reling mitgerissen. Auf dem Hang lagen neben dem Schiff enorme Mengen von Eis aufgeschüttet, aus dem hier und da noch ein Stück Reling herausragte. Pelzbekleidete Gestalten, Matrosen, die Schmidt an Strickleitern hinuntergelassen hatte, um den

Eisberg zu erkunden, bewegten sich wie Geister im Nebel. Ein Kopf tauchte nahe dem Bug über dem Schiffsrand auf. Dort war die Reling noch intakt. Langer kletterte die Leiter hoch und gesellte sich zu ihnen auf der Brücke.

»Keith, es ist kein Hohleisberg, ich bin sicher...«

»Ganz sicher?«

»Todsicher. Sam und ich sind so hoch geklettert, wie es nur ging, und er ist massiv – ein Eisfelsen...«

»Das kann man jetzt erkennen«, rief Schmidt ihnen zu, der wieder am vorderen Fenster auf der Brücke stand. Der Nebel war in ständiger Bewegung, so daß die Sicht vor dem Bug für einige Minuten frei war und die Herrlichkeit des Eisbergs, auf dem sie festsäßen, sichtbar wurde. Hundert Meter vor dem Bug konnte man das steil aufragende Eis erkennen – den weißen Klippen von Dover ähnlich. Der Nebel lichtete sich weiter, und jetzt konnten sie sehen, wie auf beiden Seiten der Eisfelsen auslief, bis er in dem driftenden Weiß verschwand.

Sie waren auf eine schwimmende Insel aus purem Eis aufgelaufen, ein Ungeheuer von einem Eisberg, der gut einen Kilometer lang war, vielleicht sogar länger.

»Rufen Sie die Männer zurück«, sagte Schmidt knapp zu Da Silva. »Benutzen Sie das Megaphon. Wir verschwinden von hier.«

»Ich nehme an, wir müssen den Eisberg sofort verlassen?« fragte Beaumont gelassen.

»So schnell wir können...« Schmidt brach ab und starrte Beaumont an. »Für einen Augenblick habe ich gedacht, Sie hätten wieder eine Ihrer großartigen Ideen gehabt.«

»Es könnte für uns sicherer sein, wenn wir erst mal blieben, wo wir sind.«

»Festgefahren? Ohne weiterzukommen? Sie möchten doch irgendwann auch zu Hause ankommen, oder nicht?«

»Wir kommen schon weiter«, korrigierte ihn Beaumont. »Ich weiß, es kommt uns nicht so vor, als würden wir uns bewegen, aber wir beide wissen, daß es so ist. Dieser riesige Eisberg wird ständig von der Grönland-Strömung nach Süden getragen – so über den Daumen gepeilt, bewegt sich dieser Eisberg mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Meilen pro Tag...«

»Nicht gerade geeignet, nautische Rekorde zu brechen, was?« bemerkte Schmidt trocken.

»Müssen wir das denn?« beharrte Beaumont. »Vor einigen Stunden hat uns Quinn berichtet, daß die sowjetischen Trawler vierzig Seemeilen südlich von uns wären und daß die *Revolution* nur dreißig Meilen entfernt wäre –, jetzt werden sie noch viel näher sein. Dieser Eisberg fungiert als riesiger Transporter für die *Elroy*. Wenn wir auf ihm bleiben, wird er uns irgendwann während der Nacht an diesen Schiffen vorbeitragen.«

»Wir wären hier vollkommen festgefahren – unfähig, zu steuern...«

»Was macht das?« unterbrach Beaumont ungeduldig. »Wenn sie uns nicht sehen? Die *Revolution* ist mit dem modernsten Radargerät ausgestattet, aber was wird ihr Radar aufzeichnen, wenn wir ganz nah bei ihr sind? Nur einen weiteren Eisberg!«

»Der Eisberg als riesiger Transporter!« Da Silva war aufgeregt. »Mir gefällt die Sache...«

»Mir nicht!« Schmidt ging zu einem Sprechrohr, um mit dem Maschinenraum zu sprechen. Nachdem er das Rohr wieder zugestöpselt hatte, blickte er zu Da Silva hinüber. »Chiefy berichtet, daß der Maschinenraum keinen wesentlichen Schaden abgekriggt hat. Das Glas über den Anzeigern ist zersplittert, ein Mann hat Dampfverbrennungen, aber er meint, daß die Motoren in Ordnung sind. Und ich glaube, Mr. Da Silva, ich habe Sie gebeten, die Männer auf dem Eis

zurückzurufen. Ich werde die Motoren jetzt starten, um sie zu überprüfen...«

»Das halte ich nicht für ratsam«, sagte Beaumont unverblümt. »Die Hydrophone der *Revolution* werden die Vibrationen registrieren...«

»Und danach«, fuhr Schmidt fort, Beaumont unterbrechend, »werden wir rückwärts hinausdampfen, genauso, wie wir hereingekommen sind.« Er wandte sich Beaumont zu. »Sie gehen mir mit Ihrer Nörgelei langsam auf die Nerven. Dieses Schiff wird in zwei Stunden in See stechen!«

»Die *Elroy* ist sehr nah – wir haben das Schlagen ihrer Motoren auf unseren Hydrophonen registriert!«

Kramer war mit dieser Nachricht auf die Brücke der *Revolution* gerannt und kaum zu Atem gekommen, als er die Worte hervorkeuchte. Der Sibirier, der neben dem schweigenden Tuchewsky stand, nahm seine Pfeife aus dem Mund und ließ sie vor dem Gesicht des Balten tanzen.

»Immer mit der Ruhe, Kramer – und Sie melden sich von nun an alle fünf Minuten bei mir.«

Tuchewsky reckte seine Schultern, als Kramer die Brücke verließ, und wandte sich an Papanin. Er sprach langsam und deutlich, um seine Worte zu unterstreichen: »Nun darf ich wohl die Motoren wieder starten – ich habe Sie wiederholt gewarnt, daß es äußerst gefährlich ist, im Leerlauf in diesen Gewässern zu treiben...«

»Das werden Sie nicht tun! Sie haben das bestentwickelte Radargerät der Welt – benutzen Sie es! Wir müssen weiter driften, damit die Techniker an den Hydrophonen die besten Voraussetzungen haben – ich will, daß die genaue Position des amerikanischen Eisbrechers festgestellt wird.«

Papanin steckte die Pfeife wieder in den Mund und ging zum Brückenfenster, Tuchewsky sich selbst überlassend. Durch das Klarsichtfenster sah er auf eine Welt aus Nebel und Wasser. Irgendwo außer Sicht lagen Eisberge. Die Radartechniker waren in diesem Augenblick dabei, den Kurs der Riesen zu bestimmen, die mit der Grönland-Strömung unaufhörlich weiter südlich trieben. Die Männer starrten auf den grünlichen Schimmer in den Gummimanschetten, auf dem die Abtaststrahlen immer wieder kreisten und unaufhörlich Echos aufzeichneten, die von mehr als einem Dutzend riesiger Eisberge reflektiert wurden.

Alle Männer waren wieder an Bord, die Motoren liefen regelmäßig im Leerlauf, und die Brücke war voll bemannt. Die Beobachtungsposten waren besetzt. Die *Elroy* war startklar. Schmidt, die Hände im Rücken verschränkt, mußte zum erstenmal in die verkehrte Richtung schauen – durch das Rückfenster zum Heck. Er konzentrierte sich auf zwei bevorstehende gefährliche Manöver: das Schiff von der Rampe herunterzuholen und es rückwärts aus den Armen der Bucht zu steuern. Beaumont stand neben ihm und übersah den eisigen Ausdruck auf dem Gesicht des Kapitäns, der in die Ferne starrte hinter die Bucht.

Der Nebel war genau im falschen Augenblick zurückgekehrt und ballte sich direkt hinter den zwei weißen Halbinseln aus Eis zusammen, die die Bucht fast völlig schlossen. Beaumont stand zwischen Schmidt und Da Silva, er überragte beide. Da Silvas Gesichtsausdruck war fast so trostlos wie derjenige Schmidts. Er lehnte Schmidts Entscheidung völlig ab, konnte aber nichts sagen; noch war er nur stellvertretender Obermaat und durfte sich nicht so viel Kritik erlauben, wie Carlson an seiner Stelle vielleicht vorgebracht hätte. Die Motoren heulten

auf und würden das Schiff, Heck voraus, bald in Bewegung setzen, falls die Schraube es so tief ins Wasser zu ziehen vermochte.

Grayson hätte die Szene lieber vom Beobachtungsposten am Heck aus verfolgt. Jetzt platzte er, jede Form vergessend, in die Brücke hinein. Noch respektloser als sein Verhalten war sein Befehl gegenüber einem Mann, dessen Wort auf seinem Schiff Leben oder Tod bedeuten konnte. »Sie müssen noch etwas warten! Draußen ist irgend etwas – gerade im Nebel versteckt!«

»Was?«

Dies ein Wort aus Schmidts Mund explodierte im Raum und verriet etwas von der inneren Spannung, unter der er litt. Er starrte Grayson mit einem Blick an, den die Crew kannte und fürchtete.

»Ich weiß es nicht – irgend etwas...«

»Ich kann es jetzt auch sehen«, sagte Beaumont düster. »Sie setzen dieses Schiff besser nicht in Bewegung, Schmidt.«

»Mein Gott, es ist die *Revolution*...«, murmelte Da Silva.

Aber die *Revolution* war es nicht, dafür war es zu groß, selbst für ein 16000-Tonnen-Schiff entschieden zu groß. Es kam durch den Nebel langsam auf den Ausgang der Bucht zu. Es ragte wie ein bewegliches, zehnstöckiges Gebäude steil in die Höhe. Seine unsichtbare Spitze steckte im Nebel und war weit höher als die Mastspitze der *Elroy*. Die Beobachtungsposten am Heck riefen jetzt, so laut sie konnten, während Schmidt das Fenster öffnete und sich in die Nacht hinauslehnte. Die eiskalte Luft von draußen fühlten sie kaum, während sie nach vorn starrten, von der drohenden Gefahr hypnotisiert. Es sah jetzt aus wie eine hochragende Landzunge aus Eis, die den Nebel zur Seite schob, während sie immer näher kam, direkt auf die Bucht zu. Sogar von dieser Seite der Bucht aus schien er direkt

über ihnen zu hängen, ein Mammuteisberg, der auf den Riesen zusteuerte, auf dem sie gestrandet waren.

Schmidt reagierte sehr schnell und gab eine Warnung ab. Er schien sich kaum zu bewegen, sprach dann doch in das Bordfunksystem, das jede Ecke des Schiffes erreichen würde. »Festhalten! Festhalten! Kollisionsgefahr!«

Da Silva packte Beaumont am Arm. »Sehen Sie, dort in der Bucht!«

»Ein Ausläufer des Eisberges!«

Aus dem riesigen Eisberg ragte ein Eisspier hervor, der gut zwanzig Meter im Durchmesser sein konnte. Der Ausläufer glitt durch die Bucht, nachdem er durch den Eingang geschlüpft war. Er brachte Unruhe in das Wasser, das im bleichen, nebligen Mondlicht lag. Dem ›Bein‹ des Eisberges folgte der ›Körper‹. Die Männer auf der Brücke klammerten sich an die Reling und bereiteten sich auf die bevorstehende Kollision vor. Unter ihnen auf dem Deck hielten sich die Wachposten an der Reling fest, die noch intakt war. Beaumont sah zu, wie irgendein Brocken aus dem Nebel fiel ein Brocken, größer als ein Wohnhaus. Er stürzte von dem Gipfel des Eisberges, noch bevor dieser auf den gegenüberliegenden Eisberg stieß.

Der riesige Eisblock schlug direkt hinter der Bucht, ins Wasser und schleuderte eine riesige Wasserfontäne hoch.

»Mein Gott!« stieß Langer hervor. »Ein Hohleisberg...«

Das bedeutete, daß das gesamte Gebäude aus Millionen Tonnen Eis im Augenblick der Kollision zusammenfallen und eine Lawine über die Bucht und das Schiff einbrechen könnte, die sie verschütten würde. Sie standen da wie Wachsfiguren, während sie den Zusammenstoß erwarteten. Im letzten Augenblick gab Schmidt den Befehl, die Motoren abzuschalten. Der Koloß trieb aus dem Nebel hervor und zeigte sich ihnen in seiner ganzen Größe. Der Ausläufer

erreichte den Strand der Bucht, und die Eisberge trafen aufeinander.

Ein unglaubliches Krachen und Donnern brach über sie herein, als ob sich der Weltuntergang ankündigte. Der tosende Zusammenprall ließ den getroffenen Eisberg und die *Elroy* erbeben, daß der Rumpf vibrierte, die Beplankung klapperte und Nieten auf das Eis geschleudert wurden. Da Silva wurde von der Wucht des Aufpralls auf die andere Seite der Brücke geschleudert. Ein Mann im Maschinenraum wurde von einer Laufplanke sieben Meter tief in den Tod geschleudert. Geschirr und Armbanduhren zerklirrten, das noch intakte Glas auf den Meßgeräten im Maschinenraum zersplitterte, die Kompaßnadeln kreisten wie wild. Plötzlich war es still, unheimlich still.

Niemand wagte ein Wort zu sagen, und einige Minuten lang rührte sich niemand. Sie alle starrten auf den Ausgang der Bucht, der nicht mehr existierte. Der Eisfelsen blockierte die Lücke. Es steckte in der Öffnung wie ein Korken in einer Flasche. Aus der Bucht war eine Lagune geworden, ein See ohne Zulauf. Sie waren in ihrem großen Transporter gefangen, in einem Eisberg, der in der Grönland-Strömung driftete, mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen am Tag. Der Hohl eisberg war trotz des Zusammenstoßes noch nicht zusammengefallen. Beaumont brach als erster das Schweigen; alle Männer auf der Brücke starrten ihn an, als hätten sie nicht erwartet, jemals wieder eine menschliche Stimme zu hören.

»Jetzt werden wir uns mit dem Eisberg treiben lassen müssen, Schmidt. Keine Wahl!«

»Keine Wahl«, stimmte Schmidt ihm grimmig zu. »Und wir warten nur, bis das Ding über uns zusammenbricht.«

»Ihre Motoren haben ausgesetzt!«

Kramers Stimme klang alarmiert und verwirrt, und Papanin verließ die Brücke mit dem Balten, um nach unten zu gehen und selbst in der Hydrophon-Abteilung nachzusehen. Der Matrose, der in Unterhemd und Shorts an dem Gerät horchte, schaute auf, als Papanin hereinkam. »Kramer erzählt mir, daß Sie sie nicht mehr hören können. Stimmt etwas mit Ihrem Gerät nicht?«

»Nein. Ihre Motoren laufen nicht mehr. Wir empfangen keine Echoanzeigen.«

»Aus welcher Entfernung?«

»Eine Meile, vielleicht noch näher...«

»Vor zehn Minuten waren sie genauso weit entfernt!« Papanin warf Kramer einen wütenden Blick zu. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu! Vor zehn Minuten waren sie schon eine Meile entfernt. Ihre Motoren liefen noch vor ein paar Sekunden. Und sie sollen immer noch eine Meile entfernt sein? Das ist nicht möglich! Wir driften – sie fahren in südlicher Richtung. Sie müssen uns näher gekommen sein!«

»Aber es stimmt«, sagte der Matrose.

»Das kann nicht stimmen – technisch unmöglich!« tobte der Sibirier.

»Mir ist das auch ein Rätsel«, begann der Matrose.

»Das nutzt mir viel!« Papanin verschränkte die Arme und beobachtete den Seemann. »Wenn Sie sich mit der Strömung treiben lassen, könnte es stimmen – wir würden in derselben Entfernung voneinander bleiben. Aber sie lassen sich nicht treiben! Sie haben das Geräusch ihrer verdammt Motoren aufgezeichnet!«

»Klar und deutlich – bis vor einer Minute.«

»Wie erklären Sie sich das?« Papanin zeigte auf die Hydrophon-Ausrüstung. »Es ist Ihre Aufgabe, das zu erklären.«

»Kann ich nicht...«

Der Sibirier sagte nichts. Er stand da mit verschränkten Armen und versuchte, das Gefühl der Ohnmacht zu überwinden. Als er wieder anfang zu reden, war sein Ton so gelassen, daß es dem Matrosen Angst einjagte. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen – bleiben Sie an Ihrem Kopfhörer.« Er wandte sich an Kramer.

»Da sie so nah sind, schicken Sie den Hubschrauber hoch. Der Pilot kehrt nicht eher zurück, bis er die *Elroy* gefunden hat.«

Die *Elroy*, die auf ihrem Riesentransporter festsaß, von zwei zusammengekoppelten Eisbergen eingezwängt, driftete weiter mit der Strömung nach Süden. Sie driftete viele Stunden lang, zeitlose Stunden, denn die Männer, die innerhalb des Eises gefangen waren, hatten keine Möglichkeit mehr, die Uhrzeit exakt festzustellen.

Zuerst schien es unglaublich, so unmöglich, daß Schmidt angeordnet hatte, jeden Zeitmesser an Bord des Schiffes zu kontrollieren. Aber als die Kontrolle durchgeführt worden war, mußten sie feststellen, daß das Unglaubliche wahr war: Jede Uhr und Armbanduhr war stehengeblieben, wahrscheinlich durch irgendeine seltsame Vibration, die im Augenblick des Zusammenstoßes der beiden Eisberge durch das Schiff gelaufen war. Man suchte verzweifelt nach einer richtiggehenden Uhr. Aber es gab keine.

Sie waren daher gezwungen, die Uhrzeit zu schätzen. Von diesem Zeitpunkt an enthielt das Logbuch des Schiffes ungewöhnliche, ungenaue Eintragungen. »Ungefähr achtzehn Uhr...«

»Zirka zweiundzwanzig Uhr...« Daß sie die Uhrzeit nicht wußten, ging den Männern allmählich auf die Nerven; die

Nähe des Hohlleisberges ging ihnen auf die Nerven, und das Wissen darum, daß jede Sekunde Millionen Tonnen von Eis auf sie herabstürzen und das Schiff und sie alle plattdrücken könnten.

Nichts konnten sie tun, nichts gab es, was sie zu tun wagten. Jede sonst übliche Arbeit blieb liegen: Sie konnten sich noch nicht einmal damit beschäftigen, das restliche Eis an Deck über Bord zu werfen, da sie Angst hatten, ein unvorhersehbares Echo vom Hämmern eines Werkzeuges könnte gerade ausreichen, den Koloß zu Fall zu bringen. Die Stimmung verschlimmerte sich spürbar, als Beaumont und Langer von einer Erkundigungstour des bedrohlich nahen Eisbergs zurückkehrten.

»Er hat zwar das Aussehen eines Hohlleisberges«, hatte Beaumont gesagt, als er Schmidt die Tour vorgeschlagen hatte. »Und das riesige Stück Eis, das von dem Gipfel herabgefallen ist, war auch ein Hinweis dafür, aber ich halte es doch für besser, wenn wir nachsehen, bevor wir alle verrückt werden...«

Es war tatsächlich ein Hohlleisberg, der größte, den Beaumont je gesehen hatte. Die andere Seite des siebzig Meter hohen Felsens, die der See abgekehrt war, sah aus wie ein Schloß aus ›Tausendundeiner Nacht‹. Um dorthin zu gelangen, hatten sie den großen Ausläufer überquert, der aus der Bucht herausragte, und waren einen schmalen vorstehenden Rand am Fuße des Felsens entlanggegangen. Als sie um die Ecke bogen, erstarrten sie vor Entsetzen. Riesige Nischen und Höhlen waren aus dem von außen so massiv aussehenden Eisberg ausgehöhlt worden. Zwanzig bis dreißig Meter über ihnen ruhten große Eisdächer gefährlich auf gefrorenen Säulen. Weiter unten, wo sie stehengeblieben waren, aber noch weit über dem Meeresspiegel, war ein riesiges Loch, mindestens dreihundert Meter im Durchmesser, das von einem

Meteoriteneinschlag hätte stammen können. Das Loch war ein schwarzer See, und während sie horchten, konnten sie das leise Plätschern von Wasser hören, das Schwappen der Grönland-Strömung gegen das Eis. Der wenigstens einen Kilometer lange Eisberg war hohl, ein gefährliches Trugbild – ein riesiger Fels, wie von Termiten zerfressen. Er war ungefähr so sicher wie ein Berg aus Dynamit.

»Ich begreife nicht, wieso er nicht zusammengefallen ist, als er uns traf«, flüsterte Langer.

»Sie vertragen eine Menge, bis sie ganz plötzlich runterkommen«, antwortete Beaumont. »Wir haben genug gesehen. Kehren wir zurück.«

»Um Gottes willen, Keith, guck mal da oben...«

Der Nebel hatte sich über einer großen Eissäule gelichtet und einen gut siebenzig Meter hohen Turm freigelegt. Seine Spitze war noch vernebelt. Der Turm selbst war massiv und mindestens dreißig Meter breit. Große Fenster waren hineingebohrt, so viele Löcher im Eis, daß Beaumont sich fragte, wie der Turm überhaupt noch senkrecht stehen konnte. Als der Nebel sich weiter oben lichtete, verdüsterte sich Beaumonts Gesichtsausdruck. Der Turm stützte einen großen Überhang vom hinteren Teil des Felsens, stützte wahrscheinlich den ganzen verdammten Felsen.

»Der hält nicht mehr lange«, sagte er. »Wir gehen besser zurück.«

Nur einige Männer an Bord des Schiffes waren in das Ergebnis ihrer Expedition eingeweiht worden; aber innerhalb einer Stunde hatte sich ihr niederschmetternder Bericht hinter vorgehaltener Hand ausgebreitet und die ganze *Elroy* erreicht. Ab sofort wurde die Spannung unerträglich. Wenn ein Mann mit dem Ellbogen gegen die Schotte stieß, blickte sein Kamerad ihn böse an; keiner hatte Appetit, sie konnten nicht schlafen, sie konnten nichts anderes tun als sich still und ruhig

verhalten. Die Untätigkeit quälte sie. Für die Matrosen, die an die Bewegung eines Schiffes gewöhnt waren, war die Bewegungslosigkeit ein zusätzlicher Spannungsherd. Die Eisberge bewegten sich ständig, drehten sich langsam in der Strömung, aber man spürte sie nicht. Irgendwann in kurzer Zeit – Zeit, die sie nicht messen konnten – würden sie alle ein Haufen kreischender Neurotiker werden.

»Warum interessieren wir uns so sehr für Sprengstoff?« fragte Grayson, als sie in Beaumonts Kabine saßen.

»Wenn wir jemals von hier wegkommen, werden wir vielleicht irgendeine Art Waffe brauchen, um uns zu verteidigen. Ich weiß nicht, wie oder wo oder wann – aber ich teile Schmidts Optimismus nicht. Ich denke dabei an so eine Art schwimmende Mine – ich habe deswegen schon mit Da Silva gesprochen.«

»Er macht sich keine Sorgen – wegen Schmidt?« wollte Langer wissen.

»Da Silva ist in Meutererstimmung«, erzählte Beaumont. »Unter normalen Bedingungen wäre er das nicht – das liegt an der Stille und der Ruhe, die ihn schafft, die uns alle schafft«, fügte er mit einem traurigen Grinsen hinzu. »Die *Elroy* knarrt nicht einmal mehr.«

»Meinst du, daß wir irgendwann hier herauskommen?« fragte Grayson.

»Wenn überhaupt, dann nur, wenn der Hohlisberg auf der Südseite treibt und von der Strömung gezogen wird. Es gibt eine kleine Chance, daß er sich losreißen und wegtreiben könnte.«

»Und du glaubst immer noch, daß du einen Hubschrauber gehört hast, als du auf dem Eisberg warst?« fragte Grayson. »Schmidt sah nicht aus, als ob er dir glaubte.«

»Nur, weil Horst ihn nicht gehört hat. Ich habe ihn nicht nur gehört – ich glaube, ich habe ihn ganz kurz gesehen, als der Nebel sich einige Sekunden lang verzog.«

»Und das bedeutet, daß Papanin weiß, wo wir sind?«

»Ich fürchte – ja. Mit der Zeit – wann auch immer – werden wir es wissen, vielleicht, wenn der Hohlreisberg sich löst.«

Der Hohlreisberg brach irgendwann am Freitag, den 25. Februar, los. »Ungefähr zweiundzwanzig Uhr...«, berichtete das Logbuch. Sein Abzug war nicht spektakulär; es gab kein Entzweireißen von Eis und keine Überflutung. Es gab einfach ein lautes, erschreckendes Krachen, bei dem allen an Bord der Puls stockte. Von seinem Posten hinten auf der Brücke sah Da Silva, was geschehen war. Die große Spier, die sich in die Bucht hineingezwängt hatte, war auseinandergebrochen; der Hohlreisberg, noch intakt, löste sich vor dem Eingang der Bucht. Da Silva schaute ihm nach. Und wie ein halbuntergetauchtes Ungeheuer folgte der riesige, abgebrochene Spier im Sog dem Haupteisberg.

Als Schmidt, zusammen mit Beaumont, die Brücke erreichte, hatte sich der Anblick, an den sie sich gewöhnt hatten – die umschlossene Lagune mit dem hochaufragenden Felsen auf der anderen Seite – verändert. Der Ausgang stand wieder offen. Dahinter war der Koloß in dem sich zusammenballenden Nebel kaum noch sichtbar. Er verschwand ganz, während sie zuschauten. Schmidt erlaubte sich ausnahmsweise einen Ausdruck des Gefühls: Er atmete geräuschvoll aus.

»Das wär's. Wir starten, sobald ich die Schraube in Bewegung kriege – egal, was da draußen auf uns wartet.«

Die Situation in der Eisberg-Gasse – soweit sie bekannt war – hatte Leonid Breschnew in Moskau seit Tagen verfolgt, immer

besorgt, daß etwas geschehen könnte, was den Besuch des amerikanischen Präsidenten im Mai in der russischen Hauptstadt verhindern würde. Plötzlich war jede Verbindung mit Oberst Papanin abgebrochen: Die Funkstörung, die die *Elroy* so wirkungsvoll isolierte, schnitt auch die *Revolution* von der Außenwelt ab.

Am Freitag, den 25. Februar 1972 – während der amerikanische Eisbrecher noch an Bord seines Riesentransporters driftete –, beriet sich Breschnew zweifellos mit Marschall Andrej Gertschko, und der sowjetische Verteidigungsminister entschloß sich zu einem Ablenkungsmanöver. Er wollte irgend etwas finden, um gewisse Journalisten, die Gerüchten über Ereignisse in der Arktis nachgingen, auf andere Gedanken zu bringen. Ganz gleich, was kam – die Krise durfte in der Weltpresse nicht erwähnt werden, und deswegen passierte etwas anderes – etwas, das nah genug bei der Eisberg-Gasse geschah, um die Gerüchte plausibel zu machen, aber weit genug entfernt, um die Aufmerksamkeit von den Ereignissen abzulenken, die sich Hunderte von Kilometern weiter nördlich abspielten.

Die Times vom Mittwoch, dem 1. März, veröffentlichte den ersten Bericht, der überschrieben war:

Washington, 29. Februar

Ein havariertes sowjetisches Unterseeboot, das vier Tage lang in einem schweren nordatlantischen Sturm bei Windstärke 8 trieb, wurde heute von einem russischen Schlepper ins Schlepptau genommen, wie ein Sprecher der amerikanischen Marine bekanntgab.

Starker Seegang... der sich inzwischen wieder gelegt hat, erschwerte es dem Schlepper, eine Schleppleine auf das Schiff zu werfen, das neunhundert Kilometer nordöstlich von Neufundland liegt.

Das U-Boot, das zu der ›Hotel‹-Klasse gehört, hat eine neunzigköpfige Crew an Bord. Es wurde zuerst von einem Aufklärungsflugzeug des amerikanischen Stützpunktes Keflavik auf Island gesichtet...

Weitere sowjetische Schiffe, der Tanker *Liepaya* und der Fischverarbeitungstrawler *Ivan Chigrin*, sind ebenfalls unmittelbar in das Gebiet vorgestoßen.

Die Ursache für die Manövrierunfähigkeit des sowjetischen Schiffes ist bisher unbekannt.

Obwohl die Zeitungen der Welt voll von Berichten über die Rückkehr des amerikanischen Präsidenten von seinem kürzlichen Besuch in Peking waren, erschien der Bericht über das sowjetische Unterseeboot, das knapp der Katastrophe entronnen war, in vielen Zeitungen, zusammen mit Luftaufnahmen, die angeblich das in Not befindliche Schiff zeigten, das in fünfzehn Meter hohen Wellen trieb und von stürmischem Wind hin und her gepeitscht wurde. Das Ablenkungsmanöver funktionierte – nicht eine Zeile wurde über die vermißte *Elroy* geschrieben, die längst auf ihrem Weg durch den St.-Lawrence-Strom zu ihrem Heimathafen Milwaukee hätte sein sollen.

Das amerikanische Flugzeug aus Keflavik mußte das sowjetische U-Boot ungefähr zu der Zeit gesichtet haben, als die *Elroy* den Eisberg verließ und in die vernebelte Fahrrinne steuerte.

Freitag, 25. Februar: die letzten Stunden

Die riesige Schraube am Heck der *Elroy* rotierte. Sie peitschte das Wasser, schleuderte kleine Eisschollen zur Seite und

wühlte weißen Schaum auf. Schmidt gab das Kommando, und der Eisbrecher bewegte sich langsam rückwärts. Dann blieb er stecken; Schmidt steigerte die Motorleistung. Die Schraube drosch, und die Motoren dröhnten, als ob sie durch das Deck hindurchbrechen würden. Die *Elroy* war wieder in Bewegung. Sie glitt sehr langsam die Rampe hinunter, wie ein Schiff, das in falscher Richtung vom Stapel läuft. Mit ungeheurem Krachen und Splittern bohrte sich der Kiel immer tiefer in das stahlharte Eis.

Die Schraube drehte sich weiter, und ihre Zugkraft war nun stärker, nachdem ein größerer Teil des Schiffes wieder im Wasser lag. Die *Elroy* glitt in die See zurück. Als der Bug ins Wasser schlug, spritzten die Wogen haushoch auf, aber die Crew, die sich hinter Beaumont auf dem Achterdeck versammelt hatte, gab keinen Laut von sich, während das Schiff sich langsam quer über die Bucht und durch den schmalen Ausgang schob. Beaumont ging über das vibrierende Deck zum Bug.

Sie hatten den Zeitpunkt ihres Abzuges sorgsam gewählt. Der Nebel über ihnen hatte sich für einige Augenblicke gelichtet, und in den treibenden Schollen vor der Steuerbordreling spiegelte sich der Mond. Als Schmidt das Schiff langsam wenden ließ, sahen sie dichten Nebel, nur etwa einen Kilometer entfernt, vor sich. »Mir gefällt das nicht«, sagte Grayson, der nahe dem Bug neben Beaumont stand. »Ich finde, wir hätten auf dem Eisberg bleiben sollen. Da Silva auch. Und warum zum Teufel müssen wir mit Festbeleuchtung fahren wie ein Vergnügungsdampfer?«

Der Vergleich war treffend. Auf Schmidts ausdrücklichen Befehl hin brannten die Lichter der *Elroy*. Jedes nur erdenkliche Licht, das noch funktionierte, wurde angeschaltet, und Scheinwerfer strahlten nach Backbord, Steuerbord und voraus über den Bug. »Wir werden auf hoher See sein«, hatte

Schmidt zum hundertstenmal wiederholt. »Wenn ich in voller Beleuchtung und mit tutendem Nebelhorn die Eisberg-Gasse herunterfahre, gibt es keinen ersichtlichen Grund für einen Zusammenstoß.«

»Glauben Sie, daß die einen Grund brauchen – wo wir Gorow und die Katharina-Dokumente an Bord haben?« war Beaumont aufgebraust. »Wo wir keinerlei Verbindung aufnehmen können, was möglicherweise hier passiert?«

Er hatte den Streit verloren – und er hatte es im voraus gewußt. Bis zu einem gewissen Punkt waren Schmidts Argumente vernünftig: Wenn sie ohne Licht und Nebelhorn versuchten, weiter nach Süden an ihnen vorbeizugleiten, würde Papanin später behaupten, daß die Schuld für den Zusammenstoß bei den Amerikanern zu suchen sei, wie hätte man sie im Nebel hören oder sehen sollen. Während sie immer weiter südlich fuhren, suchte Beaumont mit seinem Nachtfernglas das Wasser ab.

»Siehst du irgend etwas?« fragte Langer besorgt.

»Nur Ozean. Und Nebel.«

»Sehen Sie irgend etwas?«

Diesmal war es Da Silva, der die Frage stellte. Er war leise von der Brücke heruntergekommen und hatte sich links neben Beaumont gestellt.

»Mit Ihren Augen«, fügte er hinzu, »sollten Sie da oben sein, wo sie schon einmal waren.«

Beaumont blickte zu dem fast dreißig Meter hohen Mast hinauf, wo ein Matrose mit Kopfhörer unter der Pelzkappe an der Saling hing. Dieser Mann hatte die Aufgabe, Schmidt jedes Hindernis vor dem Kurs der *Elroy* zu melden. »Vielen Dank«, sagte Beaumont. »Nicht wieder. Und noch kann ich da draußen nichts erkennen – noch nicht.«

»Das Carley-Floß ist achtern steuerbord«, murmelte Da Silva. »Nicht weit von der Kabine mit dem Sprengstoff, und Langer

hat den Schlüssel. Falls wir ihn brauchen, wird uns Borzoli mit der Barkasse helfen – er schiebt Wache in der Nähe des Floßes. Hätten Sie was dagegen, mir Ihre Pläne zu verraten für den Fall, daß etwas passiert?«

»Ich werde versuchen müssen, Sie zu verscheuchen«, antwortete Beaumont unbestimmt.

»O.k. Sie lassen sich nicht gern in die Karten gucken.« Da Silva hielt inne und schaute auf die Brücke zurück. »Vielleicht ist es besser so – wenn man bedenkt, daß Schmidt noch keine Ahnung hat. Ich könnte dafür als kleiner Angestellter in einem Reedereikontor enden.«

»Besser als eine Leiche auf dem Boden der Eisberg-Gasse.«

»Sie fährt raus«, sagte Papanin. »Der andere Eisberg, den wir auf der Luftaufnahme gesehen haben, muß sich losgelöst haben.«

Der Sibirier stand auf der Brücke der *Revolution* und beugte sich über die Manschette des Radarschirms, wobei er seinen Kopf fast ganz hineinsteckte. Der grünliche Schimmer des Schirms fiel auf das glatte Gesicht, den kahlrasierten Kopf und seine Hände und verwandelte ihn in ein grünes Gespenst.

»Wie lange noch?« fragte Kramer nervös.

Papanin blickte kurz vor dem Radarschirm auf und schaute zu Tuchewsky, der auf der anderen Seite der Brücke stand und – die Hände hinter sich verschränkend – Papanin den Rücken zuwandte. »Sie können jetzt Ihre Maschinen starten«, rief Papanin ihm zu. »Ab sofort können wir sie mit dem Radar verfolgen.« Er konzentrierte sich wieder auf die Manschette, während er Kramers Frage beantwortete. »Bis Mitternacht schätze ich – bis Mitternacht wird alles vorbei sein.«

Die *Elroy* dampfte auf südlichem Kurs die Eisberg-Gasse hinunter. Ihre Motoren liefen mit halber Kraft. Ihr Bug glitt

durch das milchige Wasser; sie war hell erleuchtet. Es gab jetzt eine zusätzliche Möglichkeit, ihre Position genau festzustellen: Ihr kräftiges Nebelhorn dröhnte pausenlos, ein tiefes, trauriges Tuten, das über den Ozean widerhallte, und der Widerhall war von Bedeutung. Denn irgendwo in dem Nebel mußte es Wände geben, Wände aus Eis, von denen das Echo abprallte.

Vier Männer, durchgefroren und vor Kälte erstarrt, standen am Bug und versuchten, ständig in Bewegung zu bleiben. Nur Beaumont rührte sich kaum, sondern starrte unentwegt durch sein Fernglas und suchte die See ab. Hinter ihnen knirschten Schritte.

»Kaffee für euch...«

Da Silva und Borzoli gossen ihnen aus einer Thermosflasche dampfenden Kaffee in Pappbecher, aber als sie ihn hinunterschluckten, war der Kaffee lauwarm. Der Obermaat schickte Borzoli zurück auf seinen Posten in der Nähe des Floßes und bat den Beobachter, achtern backbord etwas zu überprüfen, bevor er sprach. »Schmidt hat das Gefühl, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.«

»Freut mich, daß wenigstens einer glücklich ist«, meinte Beaumont.

»Bis jetzt läuft alles ganz glatt.«

Beaumont sagte nichts, trank seinen Kaffee aus und hob wieder das Fernglas an die Augen. Seine Arme waren vom Hochhalten des Glases ermüdet, seine Augen schmerzten von der Kälte und von dem fortwährenden Schauen durch die Linsen. Eine eineinhalb Kilometer lange, schmale Fahrrinne lag vor ihnen, eine ruhige, mondbeschienene See. Dahinter verlor sich alles im Nebel. Auf der Backbordseite tauchte ein riesiger Eisberg auf, ein häßliches Monstrum mit einem Plateau. Vor Steuerbord lag eine große Nebelbank, ein dichter Schleier, der fast siebenzig Meter hoch über dem Ozean hing

und, soweit sie sehen konnten, sich die ganze Länge der Fahrrinne entlangstreckte.

»Nichts zu sehen auf dieser Seite«, meldete Da Silva, als Beaumont sein Glas auf die Nebelbank richtete. »Nur ein Haufen Nebel.«

»Ist die Funkstörung noch so stark wie bisher?« erkundigte sich Beaumont.

»Noch stärker. So schlimm wie noch nie.«

»Das bedeutet, daß wir sehr nah an der Störungsquelle sind.«

Die *Elroy* kam dem Engpaß, der von dem großen Eisberg backbord und der Nebelbank steuerbord gebildet wurde, immer näher und änderte geringfügig den Kurs, um genau durch die Mitte zu fahren. Das Eis unter Graysons Stiefeln knirschte; er bewegte seine gefühllos gewordenen Füße. Langer versuchte sich aufzuwärmen, indem er die Arme um seinen Körper schlug. Hinter ihnen knallte eine Tür zu; Da Silva war auf die Brücke zurückgegangen; jetzt waren sie mit dem wachhabenden Matrosen allein.

Langer beobachtete Beaumont, der mit dem Ellbogen auf der Reling lehnte, durch das Glas starrte und es dabei langsam nach Steuerbord schwenkte. Offensichtlich irritierte Beaumont die riesige, undurchdringliche Nebelbank. Sie war jetzt weniger als fünfhundert Meter entfernt und zwang die *Elroy* in den Engpaß zwischen sich und dem Eisberg.

»Was ist das in dem Nebel weiter südlich vor Steuerbord?« rief Grayson.

Beaumont hatte die große Masse schon im Visier, die wie ein schwimmender Felsen aus dem Nebel kam. Es war der Hohleisberg, der ihnen einen trügerischen Eindruck von festen Klippen bot. Sie waren jetzt in dem Engpaß mit dem Plateaueisberg backbord angelangt. Beaumont sah kurz zur Nebelbank hinüber. Ein Schauer lief ihm über den Rücken.

Der Bug der *Revolution* durchbrach den Nebel und steuerte wie ein Schlachtschiff auf sie zu.

»Das amerikanische Schiff steuert direkt Süd.«

»Halten Sie sich bereit«, befahl Papanin Tuchewsky.

Die *Revolution* war vom Nebel verschluckt, der direkt vor dem Brückenfenster hing. Tuchewsky neigte sich tiefer über den Radarschirm, beobachtete das Schattenbild und entdeckte plötzlich die sich nähernde *Elroy*. Er mußte Maßarbeit leisten – er mußte ein riesiges Schiff genau im richtigen Augenblick aus dem Nebel bringen –, wenn er nicht versagen wollte.

»Kurs beibehalten«, befahl er dem Seemann.

Die *Revolution* kroch mit niedrigster Geschwindigkeit vorwärts. Das Dröhnen ihrer Motoren wurde vom Nebel gedämpft. Ihr Kurs mußte der *Elroy* den Weg abschneiden. Tuchewsky blickte unentwegt auf das Schattenbild. Sein Gesicht glänzte von Schweiß; sein Bart war feucht. Er mußte die Geschwindigkeit der *Elroy*, seine eigene Geschwindigkeit und die Entfernung, die sie trennen würde in dem Augenblick, in dem sie sich gegenseitig entdeckten, einkalkulieren. Er spürte die Anwesenheit des Sibiriers hinter sich.

»Sie müssen sie mittschiffs rammen...«

Der Abtaststrahl in der Manschette zeichnete ununterbrochen Lichtpunkte auf, die laufend die Position der *Elroy* vermittelten, die sich der Durchfahrt zwischen Nebelbank und dem Eisberg näherte. Tuchewsky hörte Papanins Stiefel ruhelos hin und her tappen. »Sind wir nicht zu langsam?«

»Wollen Sie, daß wir zu früh aus dem Nebel kommen?«

Auf der *Revolution* herrschte völlige Dunkelheit, kein einziges Licht brannte, aber Papanins Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt. Das Schiff kroch weiter vorwärts. Er konnte gerade noch die Fensterrahmen und etwas Fahles,

Verschwommenes dahinter erkennen. Sie hätten in einem vernebelten Hafen sein können, so glatt war die See, so ruhig das Summen der langsam drehenden Schiffsmotoren.

»Momentane Geschwindigkeit beibehalten«, sagte Tuchewsky eintönig.

»Wie lange noch?« wollte der Sibirier wissen.

»So lange wie nötig.«

Papanin kochte, sagte aber nichts. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Sie mußten das amerikanische Schiff beim ersten Anlauf zerstören. Ein vernichtender Schlag aus dem Nebel heraus, Stahl gegen Stahl, den Bug der *Revolution* in die Steuerbordseite der *Elroy* hineinbohren, die *Elroy* glatt durchtrennen. Er stellte sich vor, wie es sein würde – das russische über dem amerikanischen Schiff, es untertauchend, das zerbrochene Heck zu seiner Linken, der zerstörte Bug zu seiner Rechten. Welcher Teil, fragte er sich, würde wohl zuerst untergehen?

»Papanin, gehen Sie zum hinteren Teil der Brücke! Halten Sie sich an der Reling fest!«

Der Sibirier folgte der Aufforderung und hielt sich mit beiden Händen fest, während der Schiffsführer, einer von Papanins Mannschaft, das Steuerrad fester griff. Papanin schaute auf den Nebel vor der Brücke. Wenn es heller wurde, würden sie aus dem Nebel sein und die *Elroy* vor ihrem Bug sehen. Warum erhöhte Tuchewsky nicht die Geschwindigkeit? Der Kapitän ging vom Radarschirm weg und drückte den Stellhebel auf ›halbe Fahrt‹. Dann ging er zum Radarschirm zurück.

»Gegenwärtigen Kurs beibehalten.«

Ein schwach flackerndes Licht war durch das Brückenfenster zu sehen. Der Nebel lichtete sich, während das Motorengeräusch lauter wurde. Auf der Brücke war es sehr warm, und Papanin wischte sich mit einer kurzen Bewegung den Schweiß von der Stirn. Das Klagelied des Nebelhorns der

Elroy, das sie schon früher gehört hatten, wurde sehr laut, es war direkt vor ihnen. Tuchewsky blickte weiter auf den Radarschirm und betete. Dann waren sie aus dem Nebel heraus.

Mondlicht überflutete die Brücke. Die Lichter der *Elroy* waren blendend hell, direkt vor ihnen. Die Bugwelle der *Revolution* breitete sich mit der gesteigerten Geschwindigkeit weiter nach Backbord und Steuerbord aus. Der Rumpf des Eisbrechers raste ihnen entgegen. Tuchewsky hielt sich am Radarschirm fest und starrte aus dem Fenster. Nie zuvor hatte er sich mit solcher Intensität auf einen Radarschirm konzentriert – und er hatte alles richtig berechnet. Oder doch nicht? Schneller, um Gottes willen! Er betete, daß der Kapitän der *Elroy* rechtzeitig reagieren würde, und er versuchte, diesen Befehl dem Gehirn des Amerikaners einzugeben. Geschwindigkeit heraufsetzen! Geht aus dem Weg! Ich gebe euch eine Chance, eine Warnung, bitte – bitte!

Die *Elroy* fuhr schon schneller. Der Befehl wurde in dem Augenblick erteilt, als die *Revolution* aus dem Nebel auftauchte. Trotz seiner Erschöpfung hatte Schmidt mit der Entschiedenheit reagiert, auf die Tuchewsky gehofft hatte. Der Russe hielt den Kurs bei, steuerte schnurgerade auf das Ziel, wie es Papanin schien, der hinter der Brücke stand und die Situation nicht exakt abschätzen konnte. Die *Revolution* raste vorwärts, der Rumpf des amerikanischen Schiffes glitt im rechten Winkel vorbei. Sein Mast überragte die Brücke des russischen Schiffes. Tuchewsky lief zur Steuerbordseite und schaute über die Reling seines eigenen Schiffes nach unten. Er sah die Schraube der *Elroy*, die das Wasser aufpeitschte. Sein eigener Bug schnitt durch das aufgewühlte Wasser.

»Sie haben sie verfehlt!« Papanin verlor endgültig die Beherrschung. »Das nächste Mal übernehme ich das Kommando!«

Blind vor Wut stampfte er auf die andere Seite der Brücke und fluchte wild auf Tuchewsky, wobei er auf ihn hinunterschaute. Der kleine Kapitän schob ihn zur Seite, Papanin verlor das Gleichgewicht und stolperte. »Sie Idiot – wir werden den Eisberg rammen!« Papanin schrak zusammen, als er aus dem vorderen Fenster blickte. Der riesige Plateaueisberg füllte das Fenster aus.

Beaumont stand am Heck der *Elroy*, als der Bug der *Revolution* ihnen entgegenschoß. Ein Zusammenstoß schien unvermeidbar. Die *Elroy* war dem russischen 16000-Tonnen-Schiff noch mittschiffs zugewandt, als die Bugwelle schon auf sie zurauschte und sein riesiger Bug sich vor die Reling der *Elroy* auftürmte. Beaumont war noch im letzten Augenblick sicher, daß der Bug die Schraube der *Elroy* zerschmettern und damit ihren Antrieb zerstören würde. Dann rauschte das russische Schiff hinter dem Heck vorbei und verfehlte sein Ziel nur um Meter. Es raste auf den riesigen Eisberg zu.

»Sie wird den Eisberg treffen«, sagte Grayson.

»Zu schön, um wahr zu sein...«

Beaumont blieb in der Nähe des Hecks, beobachtete den verzweifelten Versuch der *Revolution*, rechtzeitig zu wenden, sah das hohe Kielwasser hinter ihr, das den extremen Kurs andeutete, zu dem sie gezwungen war, und sah schließlich, daß sie in Sicherheit war. Er erteilte Grayson, Langer und Borzoli knappe Anweisungen und ging direkt auf die Brücke der *Elroy*. Sein Gesichtsausdruck war düster, seine Stiefel stampften über das Deck. Als er die Brücke erreichte, wandte Schmidt sich von dem hinteren Fenster ab, durch das er geschaut hatte.

»Sie hatten recht, Beaumont«, sagte er kurz. »Sie haben versucht, uns zu versenken.«

»Sie werden es noch einmal versuchen. Sie können nicht schneller fahren als sie.«

»Schneller? Mit meiner Höchstgeschwindigkeit von sechzehn Knoten?«

»Also muß sie möglichst aufgehalten werden. Um der Crew willen, um unser aller willen...«

»Da Silva leistet Ihnen Hilfe mit dem Sprengstoff?« Beaumont starrte Schmidt an, der bedeutungsvoll grinsend nickte. »Glauben Sie, ich wüßte nicht, was sich an Bord meines Schiffes abspielt, Mr. Beaumont?«

»Sie muß aufgehalten werden!« wiederholte Beaumont.

»Ich werde vergessen, dies in das Logbuch einzutragen.« Der Kapitän blickte zu Beaumont auf der anderen Seite der Brücke und sagte nur: »Halten Sie sie auf.«

Das Carley-Floß, das für den Fall, daß ein Schiff aufgegeben werden muß, über Bord geworfen wird, war mit einhundert Pfund Sprengstoff geladen und zur Zündung präpariert. Die Zeitzünder waren angebracht und die Uhren so eingestellt, daß die Detonation nach zehn Minuten erfolgen konnte. Sie waren jedoch noch nicht aufgezogen. Das Floß war jetzt eine potentielle Mine.

Schmidt mußte die Geschwindigkeit erheblich reduzieren, als die Barkasse vom Achterdeck seitlich heruntergekurbelt wurde. Es war ein nervenaufreibender Entschluß gewesen, denn die *Revolution*, die zwar noch mit einigem Abstand der *Elroy* folgte, kam immer näher und drohte den Eisbrecher einzuholen. Der Blick von der Brücke nach vorn war kaum ermutigender als der nach hinten. Schwerer Nebel driftete noch steuerbord und verdeckte halb den Hohleisberg, der etwa fünfhundert Meter vor ihnen lag. Backbord war eine ganze Kette von Eisbergen aufgetaucht, die die offene Rinne einengten. In einiger Entfernung direkt voraus standen außerdem zwei sehr große Eisberge zu beiden Seiten der Fahrrinne wie zwei Wachposten vor einem Tor. Es war in der

Tat eine Eisberg-Gasse, durch die Schmidt sein Schiff führen mußte.

»Wie lange wird es noch dauern, bis sie uns einholt?« fragte Beaumont Da Silva.

»Ich schätze ungefähr zehn Minuten – aber nur geschätzt.«

»Mir sieht es eher wie fünf Minuten aus«, sagte Grayson düster.

Er runzelte die Stirn und schaute nach Steuerbord. »Schmidt ändert den Kurs – er bringt uns näher an diese Kette von Eisbergen heran.«

»Ich habe ihn darum gebeten«, erklärte Beaumont kurz. »Er wird mehr Abstand zwischen der *Elroy* und dem Hohleisberg lassen.«

»Damit die *Revolution* auf der Seite vorbeischlüpfen kann? Er muß verrückt sein...«

»Dann bin ich auch verrückt. Wir steigen jetzt am besten ins Boot.«

Da Silva ging mit ihm über das Deck zu Borzoli und den anderen Matrosen. Sie warteten bei der Barkasse, die an Davitskabeln hing. »Beaumont – ich habe Sie noch immer nicht gefragt, was Sie vorhaben, ich vermute, Sie hoffen, daß dieses Ding direkt unter dem Bug der *Revolution* in die Luft geht.«

»Das geht nicht – sie hat zuviel Fahrt. Lassen Sie uns jetzt herab – und seien Sie um Himmels willen vorsichtig mit dem Floß, wenn Sie es runterschicken.«

Die ganze Aktion war höllisch und heikel. Die Barkasse, in der Beaumont, Langer und Grayson saßen, mußte mit einer Winde über die Seite des fahrenden Schiffes herabgelassen und dann festgehalten werden, bis das Floß hinzukam. Der ruhige Seegang war das einzige, was ihnen als günstiger Umstand zu Hilfe kam. Mit einem heftigen Klatsch trafen sie auf das

Wasser. Sie hielten sich an den Kabeln fest und schauten nach oben. Das Floß war schon unterwegs zu ihnen.

An Deck hatte Langer kurz vorher Da Silva noch gewarnt. »Technisch gesehen kann nichts passieren, wenn das Floß gegen den Rumpf schlägt.«

Er hatte aufgehört zu sprechen und ohne ironischen Unterton hinzugefügt: »Doch der Himmel ist voll von harfenspielenden Sprengstoffexperten, die Ähnliches gesagt haben.«

Die Mine schwebte mit entsetzlicher Langsamkeit auf sie herunter. Sie hing an Seilen, die die Matrosen über ihnen Stück für Stück herabließen. Langer, der ein Windenseil fest umklammert hielt, beobachtete das herabgleitende Floß. Es brauchte nur aus dem Gleichgewicht zu geraten und in Schräglage herunterzukommen, dann konnte es, ganz gleich, wie sicher der Sprengstoff vertäut war, ihre Vernichtung bedeuten. Plötzlich glitt einem Mann das Seil aus der Hand, und die schwere Waffe über ihren Köpfen kippte zur Seite. Wütend und erschreckt zischte Langer durch die Zähne: »Sie werden Papanin seine Aufgabe schon abnehmen.«

Das gekippte Floß schwankte und stieß mit einem dumpfen Aufschlag, der sehr leicht die Ladung[^] hätte losrütteln können, gegen den Rumpf des Schiffes. Beaumont schaute am Schiffsheck vorbei und versuchte, seine Ungeduld zu unterdrücken. Die *Revolution* hatte jetzt ihren Kurs geändert und steuerte schnell auf die offene Rinne zu, in der sie sich an die Steuerbordseite der *Elroy* heranmachen könnte. Herrgott noch mal, beeilt euch! Seinem Flehen wurde entsprochen – mit entnervender Geschwindigkeit. Das Floß fiel weiter, fast auf ihre Köpfe herunter.

Einen Meter über ihnen kam es ruckartig zum Stehen, immer noch in einem gefährlichen Winkel, wurde dann etwas sanfter herabgelassen. Langer setzte die Uhren in Betrieb – die einzigen Uhrwerke an Bord, die nicht zerstört worden waren,

weil sie nicht liefen, als der Hohleisberg sie gerammt hatte. Das Floß wurde über das Heck gehievt und mit Seilen an die Barkasse gekoppelt. Beaumont ließ den Motor an, übernahm das Steuerrad und rief Da Silva etwas zu. Die Windenseile wurden ausgehängt, und mit halber Geschwindigkeit entfernte sie sich von der *Elroy*, das Floß hinter sich herziehend.

»Ich glaube, wir kommen zu spät«, rief Langer, der zu dem russischen Schiff zurückblickte.

Beaumont gab Gas, und die Barkasse raste über die ruhige See direkt auf den Hohleisberg zu. Sie fuhren im rechten Winkel zu der verschwindenden *Elroy* und der herannahenden *Revolution*. Der Nebel teilte sich jetzt und legte den hochragenden Wall aus Eis frei, auf den sie zujagten. Der Eisberg türmte sich vor ihnen auf wie der Rand irgendeines großen Kontinents. Er erschien ihnen jetzt noch größer als vorher, als sie über seine trügerische Oberfläche hinter der Felswand gestiegen waren.

Als sie sich einem Teil des Felsen näherten, den sie früher nicht hatten sehen können, entdeckte Beaumont, daß er an der Basis ausgehöhlt war, daß sich Höhlen gebildet hatten, die im Felsen verschwanden. Jetzt erst war ihm klar, wie der Ozean den See erreichte, den sie auf der andern Seite des Felsens entdeckt hatten: Es gab unterirdische Verbindungen zwischen den Grotten, die zu dem See führten. Fast ohne weitere Überlegung stand sein Entschluß fest.

»Wir gehen näher ran – am Randes des Eisschelf es lassen wir das Floß los«, rief er.

»Wir werden nie zu der *Elroy* zurückkommen.« Angst lag in Graysons Stimme. »Wir werden sie nie wieder einholen.«

»Das müssen wir riskieren. Ich werde das Floß in einen der Kanäle schieben – dann wird es vielleicht auf der andern Seite des Eisberges detonieren.«

Beaumonts Plan war einfach, aber eine gewagte Sache. Der Hohleisberg war kurz vor dem Zusammensturz. Er hätte eigentlich zusammenstürzen müssen, als er gegen die Bucht schlug, in der die *Elroy* aufgelaufen war. Erst recht hätte er zusammenfallen müssen, als er sich von dem anderen Eisberg losriß. Aber er war noch intakt, doch jede Stunde, die er weiterdriftete, brachte ihn dem endgültigen Zerfall näher. Es war möglich, daß die Detonation einer großen Menge Sprengstoff in der Nähe des Eises die Katastrophe herbeiführen würde. Unter Umständen würde es aber nicht mehr als ein Kitzel für den Eisberg bedeuten und nur ein paar Pfund Eis lossprengen.

Und trotzdem gab es aktenkundige Fälle, wonach der unbedachte Ruf eines Eskimos in seinem Kajak eines dieser Ungeheuer zersprengt und im Ozean versenkt hatte. Beaumonts Plan, seine einzige schwache Hoffnung, war, den Hohleisberg vor der *Revolution* zu Fall zu bringen und die Fahrinne mit kleineren Eisbergen zu verstopfen. Es war tatsächlich ein kühnes Unternehmen mit geringer Aussicht auf Erfolg.

»Wir holen sie ein! Wenn es soweit ist, werde ich selbst das Steuerrad übernehmen«, brummte Papanin. Er stand an dem Klarsichtfenster und beobachtete die entfernte Silhouette der *Elroy*, die durch Nebelschwaden fuhr. »Sie werden den Maschinentelegraf übernehmen und die Geschwindigkeit kontrollieren«, befahl er Kramer.

»Wir werden nicht genug Raum haben, um irgendwelche Manöver auszuführen«, wandte Tuchewsky ein. Im Gegensatz zu dem Sibirier schaute er ständig abwechselnd von Backbord nach Steuerbord und zurück. Die enorme Größe des herannahenden Rieseneisberges vor Steuerbord imponierte ihm

außerordentlich, aber er ahnte noch nichts von seiner Zerbrechlichkeit. »Eine Barkasse ist von dem amerikanischen Schiff abgefahren«, sagte er plötzlich. »Sie überquert die Fahrrinne vor uns...«

»Kümmern Sie sich nicht darum! Geschwindigkeit heraufsetzen...«

»Das ist gefährlich – wir kommen zu nah an den Eisberg...«

»Volle Fahrt!« rief Papanin Kramer zu. »Volle Fahrt...«

Über ihren Köpfen ragte der Felsen senkrecht auf, während die Barkasse sich zwischen Eisschollen in der Nähe des Eisschelfs vortastete, wo der Ozean gegen die Basis des Hohlisberges plätscherte. Mit gedrosseltem Motor schaukelte die Barkasse zwischen den Schollen – ein kleiner Punkt im Windschatten des Eisberges. Zwanzig Meter südlich vor ihnen lag die Öffnung zu einer großen Höhle, und die Strömung floß in den Eisberg hinein.

Beaumont konnte den Verlauf des mondbeschienenen Wassers erkennen und gab laut Befehl. »Floß loslassen!«

Grayson stand mit seinem Messer bereit. Er zerrte an dem Seil, das er mit einer Hand festhielt, während er es mit der anderen zu zerschneiden versuchte. Aber das Durchtrennen der zähen Fäden dauerte länger als erwartet. Hinter ihm unterdrückten Beaumont und Langer mit Mühe ihre Ungeduld. Beaumont schätzte, daß ihnen etwa fünf Minuten bis zur Detonation blieben – aber ohne laufende Uhr war es nicht sicher.

Grayson schnitt wild entschlossen an dem ausgefranstem Seil – ein paar letzte Fäden ketteten sie noch an das Floß. Langer fluchte – und versuchte mühsam, sein eigenes Messer aus der Scheide in seinem Parka herauszuholen. Beaumont schaute hilflos zu, denn er konnte es nicht riskieren, das Steuerrad

loszulassen. Die gewölbte Öffnung kam näher. Langer fand das Messer, zog es heraus und schnitt an dem Seil, das Grayson ihm hinhielt. Die Fasern waren durchtrennt, und das Floß trieb ab. Beaumont gab Gas; das Beiboot brauste mit aufgedrehtem Motor von dem Hohleisberg fort. Die Motoren der *Revolution* übertönten ihn, als Beaumont die Fahrrinne entlangsteuerte und der *Elroy* nachjagte, die kaum noch zu sehen war.

Grayson klammerte sich achtern am Dollbord fest. Er schaute nach hinten, um das Carley-Floß zu beobachten, das in der Strömung schaukelte und an dem Grotteneingang vorbeizugleiten schien. Im letzten Moment fing sich das Floß am Eis, saß einen Moment fest und wurde dann von der Strömung hineingesogen und in den Eistunnel geschickt, der zu dem See auf der anderen Seite führte.

»Es ist drin!« rief Grayson den anderen zu.

Beaumont gab jetzt Vollgas, und die Barkasse raste die gefährliche eisübersäte Fahrrinne hinunter. Er mußte das Steuerrad herumreißen und verfehlte eine größere Eisscholle um Zentimeter. Immer mehr Eis tauchte auf, kleine Schollen, die im Mondlicht schwappten, und kleine Eisberge, die mit der Eisbergkette vor Backbord drifteten. Hohe Geschwindigkeit in solchen Gewässern war höchst gefährlich – und eine hohe Geschwindigkeit war lebensnotwendig für sie. Der Hohleisberg zeichnete sich noch zu ihrer Rechten ab, erstreckte sich weit vor ihnen nach Süden, endlos, wie Beaumont schien. Er gab Vollgas und hatte darum schwer mit dem Steuerrad zu kämpfen.

Ein einzelnes Licht leuchtete weit entfernt am Heck der *Elroy*, das einzige sichtbare Licht an Bord des Eisbrechers, seitdem Schmidt befohlen hatte, alle Lichter zu löschen bis auf den Scheinwerfer, der die Barkasse zum Schiff zurückführen sollte. Die graue Gischt ihres auslaufenden Kielwassers

erschien backbord. Die bitterkalte Luft peitschte ihre Gesichter. Die Barkasse steuerte im Zickzackkurs, um weitere Eisschollen zu umfahren. Hinter ihnen kam die *Revolution* immer näher und fuhr jetzt neben dem Hohleisberg – sie alle hatten ihre Geschwindigkeit unterschätzt.

»Das Tor schließt sich«, rief Langer Beaumont ins Ohr. In der Ferne veränderte sich die Silhouette hinter der *Elroy*. Es sah aus, als würde Schmidt zu spät kommen. Die zwei riesigen Eisberge, die den Ausgang aus der Fahrrinne säumten, kamen sich immer näher und waren in einer Gegenströmung gefangen. Bis Schmidt sie erreichte, würde es keinen Ausweg mehr geben. Das Tor schloß sich, wie Langer gesagt hatte.

Beaumont mußte plötzlich einem kleinen Eisberg ausweichen, der aber doch groß genug war, das Dollbord zu zerschmettern, wenn es zum Zusammenstoß käme. Er wich in die entgegengesetzte Richtung aus, um einem zweiten Eisberg zu entkommen; er ging mit der Barkasse um wie mit einem Rennboot. Es schien nur eine Frage der Zeit, bis sie gegen eine der Schollen krachten, aber das Hecklicht der *Elroy* war jetzt schon etwas größer und näher. Als er wieder einen Blick nach Steuerbord riskierte, war er überrascht: Sie hatten den Hohleisberg passiert, hatten ihn bereits hinter sich gelassen und brausten davon.

»Mehr Fahrt!« wütete Papanin. »Wir müssen sie einholen!«

Tuchewsky sagte nichts. Er führte nicht mehr das Kommando über sein eigenes Schiff. Hinter dem Steuerbordfenster türmte sich der riesige Eisberg auf, überragte sie, und zum erstenmal bemerkte Tuchewsky die gewölbten Öffnungen an der Wasserlinie.

Hinter dem Eisfelsen hatte das Carley-Floß den Tunnel verlassen und war in den dunklen See dahinter getrieben. Es schwamm um eine Ecke und stieß gegen das Eis. Das Floß war mit Reif bedeckt, der sich im Tunnel auf ihm niedergeschlagen

hatte. Es fing sich an einem Eisspier und blieb hängen. Der ausgehöhlte Eisturm ragte steil über ihm in die Luft, der Turm, der den Überhang stützte.

Beaumont war der totalen Erschöpfung nah; er verfehlte eine Eisscholle; aber die Scholle verfehlte nicht die Barkasse. Der Bug prallte gegen einen Eisspier, der unter der Wasseroberfläche schwamm, schnellte hoch, und die Barkasse flog über sie hinweg. Als sie in der Luft hingen, stockte Beaumonts Herzschlag – die Schraube konnte an dem Eis hängenbleiben, abknicken und vielleicht aus dem Boot herausgerissen werden. Die Barkasse fiel zurück ins Wasser; der Spier zerbrach unter dem Aufprall. Er ging unter, als die intakte Schraube über ihm kreiste und dann wieder durch das Wasser quirlte. Hinter dem Eisfelsen detonierte die schwimmende Mine.

Der Eisturm, der den Übergang abstützte, erzitterte. Die wabenartig durchlöchernte Säule brach langsam in sich zusammen und löste Stück für Stück, wobei riesige Mengen von Eis in den See herabfielen. Dann knickte sie in der Mitte ein und brach vollständig auseinander. Das enorme Gewicht des Eises darüber donnerte hundert Meter tief herab und zersplitterte an der Kante des Sees in tausend Stücke, die wie eine Eislawine in den See rutschten. Der Turm und der mächtige Überhang waren verschwunden – und damit der Strebepfeiler, der den Eisfelsen aufrecht gehalten hatte. Jetzt kippte auch der Eisfelsen selbst und löste eines der erschreckendsten Naturschauspiele aus.

Der Felsen fiel nach innen – in die der *Revolution* entgegengesetzte Richtung –, und dieser Anblick von der Brücke des russischen Schiffes aus überwältigte die Männer an Bord. Der ganze Felsen, der noch vor einem Augenblick steil über ihnen geragt hatte, fiel nach rückwärts. Einen Moment lang traute Papanin seinen Augen nicht, dann bemerkte er den

entsetzten Gesichtsausdruck des Kapitäns. »Es ist ein Hohlisberg...« Das Tosen des krachenden Eises hallte noch nach, als Tuchewsky sich zusammenriß und das Bordfunksystem einschaltete, das seine Worte über das ganze Schiff verbreitete. »Es gibt keinen Grund zur Panik – kein Grund zur Panik...«

Er täuschte sich; und Beaumont, der die Eisberg-Gasse so gut kannte wie kaum ein Arktisforscher, hätte ihm sagen können, wie furchtbar im Unrecht er war. Das gewaltige Spektakel, das der Russe mit angesehen hatte, war erst der Auftakt zu einem dramatischen Geschehen.

»Das verdammte Biest ist in die falsche Richtung gefallen!« rief Grayson. »Es ist rückwärts gefallen...«

»Haltet euch fest!« brüllt Beaumont zurück.

Das Wasser war jetzt turbulent geworden durch die Wellen, die der Eisberg verursacht hatte, als er an der Wasserlinie vibrierte. Beaumont beachtete das jedoch kaum. Sorge machte ihm vielmehr die Flutwelle. Verzweifelt versuchte er, mehr Geschwindigkeit aus dem dröhnenden Motor herauszuholen. Die Flutwelle würde der endgültigen Katastrophe folgen und von hinten auf sie zuschießen. Wenn sie das Schiff nicht rechtzeitig erreichten, würde die Welle sie überrollen.

Die *Revolution* blieb auf Kurs und fuhr noch neben dem zerbrochenen Eisberg, als das Ungetüm das Gleichgewicht verlor. Der ehemals hochaufragende Felsen am einen Ende des Eisberges war plötzlich verschwunden und über ein großes Gebiet verstreut. Die übriggebliebene riesige Plattform mit einer Länge von fast fünfhundert Metern schlug um. Der Felsen, der über der Oberfläche zu sehen gewesen war, schien immens gewesen zu sein, aber er war nichts im Vergleich zu der Masse, die unter der Wasseroberfläche verborgen lag. Dieser Unterwasser-Eisberg tauchte jetzt aus der See herauf wie ein Urheber einer Erdoberflächenverschiebung. Riesige

Kaskaden von Wasser schossen auf ihm herab wie die Niagarafälle.

Die See selbst begann zu brodeln und zu schäumen, als ob sie spürte, was aus der Tiefe heraufkam. Riesige Eisklippen aus gefrierenden Kaskaden türmten sich hoch über der Brücke der *Revolution* auf, wo Papanin und Tuchewsky voller Entsetzen das Geschehen beobachteten. Die Wasserfälle überfluteten das Schiff, und Eisbrocken, größer als Wohnhäuser, zerschmetterten am Rumpf, rissen Stücke aus der Reling, die zurückblieb wie eine ausgezackte Zahnreihe. Der Eisberg wälzte sich weiter. Millionen Tonnen Eis waren in Bewegung und türmten sich hoch auf, während er seine Massen um hundertachtzig Grad kippte.

»Mein Gott! Als ob der ganze Meeresboden hochkäme!« Grayson war von dem Anblick erschüttert. Die Barkasse raste immer näher auf die *Elroy* zu, und Beaumont, der nur ein einziges Mal zurückschaute, konzentrierte sich einzig und allein darauf, zur *Elroy* zu gelangen. Die Flutwelle konnte jede Sekunde anrollen. Sie mußten das Schiff unbedingt rechtzeitig erreichen. Hinter ihnen kippte der Hohleisberg endgültig um.

Er schwankte, baute sich über der *Revolution* auf, und dann krachten Millionen Tonnen Eis herab wie ein Bergmassiv. Auf der Brücke des russischen Schiffes sah man nur einen riesigen, rotierenden Schatten. Papanin stand noch auf der Brücke, als der Schatten zuschlug. Eine massive Wand aus Eis stürzte auf die Radarkuppel, die augenblicklich zusammensackte und völlig verschwunden war. Die Brücke wurde auf die Ebene des Decks gequetscht und das Deck unter Wasser gedrückt. Der Bug ging sofort unter, während das Heck nach oben kippte, wie von einem unsichtbaren Hebel gehoben.

Das Heck stieg im steilen Winkel auf, bis es senkrecht stand. Die Schraube rotierte immer noch. Zwei Drittel des Schiffes waren verschwunden, begraben unter dem umstürzenden

Eisberg. Das Heck mit der rotierenden Schraube, die jetzt ohne Antrieb langsam auslief, ragte immer noch senkrecht aus dem Wasser heraus. Grayson sah, wie das Heck nur zögernd, einem U-Boot vergleichbar, das senkrecht auf den Meeresboden untertauchen wollte, der versunkenen Hälfte des Schiffes folgte. Dann wurde es von einem Ausläufer des Eisberges getroffen, der es mit einem einzigen wuchtigen Schlag dreitausend Meter tief auf den Grund der Arktis beförderte. Die Flutwelle rollte heran.

»Springt ab!« rief Beaumont.

Die Barkasse hatte das Heck der *Elroy* passiert. Beaumont drosselte den Motor und brachte die Barkasse mittschiffs bei. Sie prallte gegen den Rumpf, als Beaumont versuchte, mit gleicher Geschwindigkeit neben dem langsam fahrenden Schiff zu bleiben. Schmidt hatte sie von weitem kommen sehen und die Geschwindigkeit lange vor der Zerstörung der *Revolution* herabgesetzt. Einige Männer beobachteten sie von der Reling aus. Sie zeigten auf die Strickleitern, die an der Seite des Schiffes herabhingen.

»Springt ab!« rief Beaumont zum zweitenmal.

Langer schnappte eine der baumelnden Leitern und begann hochzuklettern, während Grayson sich die nächste schnappte. Beaumont blieb am Steuerrad, um die Barkasse neben dem fahrenden Schiff zu halten. Hinter dem Heck der *Elroy* tobte der Ozean. Innerhalb von Sekunden war aus einer ruhigen See ein wildes Chaos geworden. Da Silva warf geschickt eine weitere Leiter über Bord. Sie schlug gegen Beaumonts Brust. Er ließ das Rad los, klammerte sich an die Leiter und fühlte, wie die Barkasse sich unter ihm fortbewegte. Er stemmte seine Stiefel in die schaukelnden Sprossen. Über ihm an der Reling schrie Da Silva ihm zu, er solle sich beeilen.

Die herantossende Flutwelle, die nicht mehr weit vom Heck war, hatte schon eine Höhe von sieben Metern erreicht und

wurde von Sekunde zu Sekunde größer. Sie bestand nicht nur aus Wasser. Auf ihrem Weg die Fahrrinne herunter hatte sie riesige Eisschollen zusammengetragen. Sie stürzten mit dem Wellenkamm heran wie mächtige Rammböcke aus Eis, die einen Menschen mit einem einzigen flüchtigen Schlag zermalmen konnten. Langer sprang gerade über die Reling, als Da Silva seine letzte Warnung ausrief. Grayson folgte ihm. Aber irgend etwas für den Mann zu tun, der noch an der Schiffsseite hing – dazu war es zu spät. Das wußte Da Silva.

Als Beaumont die Leiter zur Hälfte hochgekllettert war, schaute er zum Heck und sah eine schäumende grüne Wand, die ihn überragte; er sah einen kleineren Eisberg aus der Gischt auftauchen. Er würde zu Brei zermalmt und vom Rumpf weggefegt werden. Die Flutwelle riß das Heck hoch und schleuderte es mit furchtbarer Wucht in die Luft. Der Bug tauchte unter. Beaumont krallte seine Handschuhe fest um das Seil, grub seine Ellbogen in die Rippen und preßte seinen Kopf zwischen die Unterarme, als er fühlte, wie das Heck in die Luft schoß wie ein Aufzug.

Eine Flut von eiskaltem Wasser ergoß sich über ihn, ein zentnerschweres Gewicht drückte auf seine Schultern und versuchte, ihn von der Strickleiter loszureißen. Es brauste und tobte in seinen Ohren. Irgend etwas rammte mit ungeheurer Wucht gegen den Rumpf neben ihm. Er erbehte von dem Zusammenprall; gleichzeitig prasselten Eissplitter gegen sein Gesicht wie tausend Nadeln. Die Wucht der Welle fegte die Leiter zur Seite und peitschte Beaumont in Richtung des Bugs, wo die Barkasse zerschellt war.

Beaumont war halb erfroren, seine Lungen drohten zu bersten von dem langen Einhalten der Luft. Er war wie gelähmt vor Entsetzen und Grauen, nachdem die Eisscholle so dicht neben ihm zerschmettert war. Er war völlig durchnäßt. Sein Körper war von dem Schlenkern der Strickleiter, die ihn fast bis an die

Reling hochschwang, wundgescheuert. Das Tosen in seinen Ohren wurde stärker. Er fühlte, wie ihm die letzten Kräfte schwanden, wie sein Griff an der Leiter immer schwächer wurde, während die See an ihm zerrte und riß. Der Bug kam wieder hoch; die Leiter schwang in die andere Richtung zurück, wobei sein Körper brutal gegen den Rumpf geschleudert wurde. Nur die nackte Angst und sein letzter Funken Selbsterhaltungstrieb hielten ihn bei Bewußtsein und sagten ihm, daß seine erstarrten Hände noch die Leiter umschlossen hielten. Die See fiel zurück, und Beaumont hatte den Eindruck, als würde er stürzen und dabei um seine eigene Achse wirbeln. *Das ist Einbildung, du bist noch auf der verdamnten Leiter...!*

Wie aus weiter Ferne rief eine Stimme ihm immer wieder zu: »Festhalten! Wir holen Sie rauf. Festhalten!« Er schlug sehr hart gegen irgend etwas, dann fühlte er sich plötzlich von mehreren Händen ergriffen. Irgend jemand versuchte, seine Finger zu lösen, die sich noch an die Leiter klammerten. Er öffnete die Augen und sah einen gebrochenen Mast als Schattenbild gegen den mondhellen Himmel. Der Mast peitschte hin und her, und plötzlich fiel etwas herunter auf Beaumont zu und schlug kaum zwei Meter von ihm entfernt dumpf auf das Deck. Der Wachposten war aus dem Ausguck gestürzt. Beaumont glaubte, sich das alles nur einzubilden; aber es war ein toter Matrose, der zwei Meter von ihm entfernt auf dem Deck mit zertrümmertem Schädel lag.

Er war unfähig, sich zu rühren, als sein geprellter und blutbefleckter Körper aufgehoben und eine Treppe hinuntergetragen wurde. Da Silva mußte ihn bitten, seine Worte zu wiederholen, um ihn zu verstehen. »Grayson und Langer sind in Sicherheit«, versicherte ihm der Obermaat. »Alles in Ordnung. Wir sind auf dem Weg nach Hause.« Diesen Optimismus teilte Kapitän Alfred Schmidt in diesem

Augenblick keineswegs. Er ordnete jedoch volle Fahrt um jeden Preis an. Der Eisbrecher steuerte mit fast tödlicher Gewißheit seinem Untergang entgegen.

Rundherum trieben Eisberge zusammen, in Gegenströmungen verfangen. Sie drohten die *Elroy* einzuschließen, deren Motoren nun schneller liefen. Vor allem waren es zwei riesige Eisberge direkt vor ihnen, die Schmidt mit wachsender Besorgnis beobachtete. Die Silhouetten der Eisberge ragten backbord und steuerbord hoch auf, Burgen aus Eis im Mondlicht, die in der gefährlichen schmalen Fahrrinne, durch die die *Elroy* fuhr, aufeinander zutrieben. Noch fünf Minuten, und sie würden wissen, ob sie es geschafft hatten. Noch fünf Minuten, und sie würden durch das Tor hindurch sein oder zwischen den sich schließenden Eisbergen zermalmt werden. »Volle Fahrt...«

Da Silva kam auf die Brücke, als der Kapitän den Befehl wiederholte, was er bisher noch nie getan hatte. Es sollte dem Ersten Maschinisten unten im Maschinenraum klarmachen, daß es sich um Leben oder Tod handelte. Schmidt wandte seinen Kopf dauernd hin und her, wie bei einem Tennisspiel: backbord, geradeaus, steuerbord. Die Aussicht blieb die gleiche – Eisberge in Bewegung; und jedesmal, wenn Schmidt hinschaute, schienen sie näher gekommen zu sein. Der Bug drängte sich vorwärts, war auf das sich verengende Tor gerichtet und schob riesige Eisschollen zur Seite.

Die Wiederholung desselben Befehls hatte die Dringlichkeit in den Maschinenraum vermittelt, und ohne daß ein weiteres Wort notwendig gewesen wäre, wußten die Männer unten, was los war. Der Erste Maschinist starrte auf die Reihe der Meßinstrumente, aber seine Gedanken waren nicht bei dem Schiff. Er stellte sich die grausamen Eisklauen vor, die ihnen entgegenkamen, und die ungeheure Wucht, wenn das Eis auf Stahl traf. Er stellte sich vor, wie der Rumpf nach innen brach,

der Eisklotz sich hindurchbohrte und wie unmittelbar die Überschwemmung folgte. Die Mannschaft im Maschinenraum beobachtete ihn; er versuchte also, eine gleichgültige Miene aufzusetzen. Sie würden natürlich nie rechtzeitig herauskommen. Der Maschinenraum war der Friedhof eines Schiffes. Wie schon bei anderen Gelegenheiten, schwor er sich wieder einmal, nie wieder zur See zu fahren, wenn er diesmal heil davonkommen sollte.

Zu beiden Seiten des Buges lagen die Eisberge so nah beieinander, daß es aussah wie die Einfahrt in einen schmalen Fjord oder in den Isthmus von Korinth, wo zu beiden Seiten steile Felswände hochragen – nur, daß es sich hier um Eiswände handelte, die außerdem auch noch in Bewegung waren. Schmidt starrte geradeaus, weigerte sich, noch einmal zur Seite zu schauen. Er spürte, daß Da Silva, der Schiffsführer und der wachhabende Offizier entsetzt zu ihm herübersahen. Er zog ein Taschentuch aus seiner Tasche, betupfte seine Stirn und sagte beiläufig: »Ein bißchen warm, nicht wahr?« Er hätte eine Flasche aus dem Brückenfenster werfen und achtern vor Backbord den Eisberg treffen können. Das Vordeck lag im Dunkel, im Schatten der Eisberge. Da Silva, der seine Hände verkrampft hinter dem Rücken verschränkt hielt, hätte vor Anspannung schreien können; aber Schmidts aufrechte Gestalt, seine jüngste Bemerkung und seine Weigerung, weder nach Backbord noch nach Steuerbord zu sehen, gaben ihm Selbstbeherrschung. Genau wie der Kapitän, starrten die anderen Männer auf der Brücke mit steinernem Blick geradeaus.

»Schauen Sie durch das hintere Fenster, Mr. Da Silva«, forderte Schmidt ihn auf.

»Wir sind durch! Wir sind durch das Tor!«

»Kurs beibehalten.«

Am Himmel vor ihnen schien ein schwaches kaltes Licht – die Sonne, die in die Arktis zurückkehrte und von der auch der blasseste Schimmer seit Tagen von der schweren Wolkenbank geschluckt worden war. Da Silva sah noch einmal durch das hintere Fenster. Die Passage zwischen den Eisbergen war so schmal, daß sie nicht einmal mehr eine Barkasse hätten passieren können. Die Silhouetten verschmolzen ineinander, und ein entsetzlicher Knall hallte über den Ozean, ein furchtbares Krachen und Tosen, als die Eisberge gegeneinanderprallten. Ein donnernder Widerhall breitete sich über die ganze Arktis aus. Da Silva zuckte zusammen, als er Schmidts Stimme wahrnahm.

»Volle Fahrt voraus. Wir fahren nach Hause!«

Am Mittwoch, den 7. März, ging Beaumont in Quebec an Land. Er humpelte mit Hilfe eines Stockes die Gangway herunter. Sein Gesicht war so gründlich mit Verbänden umwickelt, daß nur seine Augen, trostlose, unnahbare Augen, zu sehen waren. Schmidt Grayson und Langer lehnten aus einem der Brückenfenster, um ihm nachzusehen; aber er schaute sich nicht um, als er sich zum Deck schleppte. Matrosen, die ihm zuwinken wollten, säumten schweigend die Reling, aber er warf ihnen noch nicht einmal einen Blick zu.

Es war kalt an diesem Märztag, der inzwischen lange vorbei ist. Eis trieb im St.-Lorenz-Strom, Schnee glitzerte auf den Dächern des Hotels Château Frontenac. Lemuel Dawes und Adams, die auf Beaumont warteten, eilten ihm entgegen, zögerten aber, als der große, starkgebaute Engländer sie aus seiner Vermummung heraus anstarrte. Beaumont schüttelte ihnen steif und kurz die Hand. »Ich muß weg«, brummte er. »Grayson kann Ihnen die gewünschten Details geben – und ich habe einen Bericht für Sie geschrieben.«

Er holte den Bohrkern aus seinem Parka und überreichte ihn Dawes. »Was Sie suchen, befindet sich in diesem Kern – heben sie das obere Stückchen des Steins mit einem Messer heraus, dann haben Sie es.« Er sprach nicht weiter, als Dawes den Bohrkern nahm. Dann sagte er nur noch: »Ich hoffe, es hat sich gelohnt – eine Menge Männer sind dafür gestorben.«

Bevor Dawes antworten konnte, humpelte er davon, an dem Regierungsflugzeug vorbei, und stieg in ein Taxi. »Flughafen«, sagte er zum Fahrer. Er schwieg während der ganzen Fahrt und starrte aus dem Fenster, ohne wahrzunehmen, was an ihm vorüberzog. Als sie sich dem Flughafen näherten, fragte er lediglich: »Wissen Sie zufällig, wann der nächste Flug nach Miami geht?

Nachspiel. Mai bis Juli 1972

Die Eisinsel Target 5 driftete weiter südlich in die Eisberg-Gasse hinein, ihrer Zerstörung entgegen. Am 7. März, dem Tag, an dem Beaumont in Quebec an Land ging, landete ein Transporter vom Typ C-130 sicher auf der Piste und kam einige Meter vor dem ausgebrannten Wrack seines Vorgängers zum Stehen. Die Gefahr einer ähnlichen Katastrophe, wie sie der früheren Maschine widerfuhr, bestand nicht mehr, denn die Steine waren von der Piste verschwunden.

Die Männer, die aus dem Flugzeug stiegen, beeilten sich, die in Kisten verpackte Ausrüstung an Bord zu bringen. Die Nähe der Insel zur offenen See machte sie nervös. Der Nebel drohte sich wieder zusammenzuziehen. Als sie die Leiche Matthew Conways unter dem zertrümmerten Schneepanzer fanden, nahmen sie an, daß er im Nebel von der Rampe herabgestürzt war. Sie luden die Leiche schnell in die Maschine. Später wurde sie zur Beisetzung nach Cincinnati geflogen. Den

Männern war nur eins unverständlich: Sie konnten keine Spur von Rickard, dem Funker, oder von Sondeborg, dem Schwerkraftspezialisten, finden. Ihr Verschwinden war ein Rätsel geworden.

Im Mai besuchte der amerikanische Präsident Moskau. Eines der abgeschlossenen Abkommen besagte, daß es kein nahes Beschatten – das zu einem Zusammenstoß führen könnte – mehr geben dürfe zwischen amerikanischen und russischen Schiffen. Niemand außerhalb der Regierungskreise fragte sich, warum zu diesem Zeitpunkt ein solches Abkommen unterzeichnet wurde, da Beinah-Kollisionen zwischen amerikanischen und sowjetischen Schiffen, die einander nachspionierten, seit Jahren an der Tagesordnung waren, obwohl in der Presse selten davon berichtet wurde.

Ebenfalls im Mai zerbrach Target 5, die sich schon früher in vier Stücke gespalten hatte, weiter in acht einzelnen Eisplatten, die zwischen Grönland und Island trieben. Amerikanische Flugzeuge aus Keflavik beobachteten in erster Linie das Fragment, auf der die Baracken standen. Als dichter Nebel sie wieder einhüllte, verloren sie die Insel zwei Monate lang aus den Augen.

Im Juli meldete ein dänisches Linienschiff, das vor Frederikshab an der Westküste Grönlands kreuzte, daß es eine Eisscholle mit Gebäuden darauf gesichtet hatte. Polizeiboote wurden vom Hafen ausgeschickt, und die Passagiere an Bord des Schiffes konnten von der Reling aus beobachten, wie die Polizei in die noch intakten Baracken eindrang. Es war Inspektor Gustaffson, der in die Forschungsbaracke hineinging und sie eingehend untersuchte. Als er die Bretter über dem Bohrloch abhob, war ein vier Monate altes Rätsel gelöst.

Jeff Rickard und Harvey Sondeborg lagen erfroren auf den unteren Bohlen, die das Loch zudeckten, das in das arktische Wasser führte. Es wurde eine Autopsie durchgeführt, und man

kam zu dem Schluß, daß Rickard wahrscheinlich von Sondeborg umgebracht worden war. Sondeborg hielt noch einen Eisstichel in der Hand, als die Leichen entdeckt wurden. Gustaffson folgerte weiter – Beweise hatte er nicht –, daß Sondeborg seinen Landsmann getötet und versucht hatte, die Leiche in dem Loch zu verstecken.

Gustaffsons Meinung nach hatte Sondeborg vorgehabt, die Leiche unter die zweite Plattform in das Eis fallen zu lassen, war aber ausgerutscht und selbst gestürzt und schließlich an den Verletzungen neben seinem Opfer gestorben. In Washington wurde Gustaffsons Bericht als unglaublich zu den Akten gelegt. Mit Sicherheit wird man nie wissen, auf welche Weise die zwei Männer ums Leben kamen.

Es war Juli, als ein Londoner Schiffahrtskorrespondent sich mit einer routinemäßigen Anfrage an die sowjetische Botschaft auf Kensington Palace Garden wandte. Er suchte Material für einen geplanten Artikel über moderne Schiffe und erbat Informationen über den gegenwärtigen Aufenthaltsort der *Revolution*. Er hegte die leise Hoffnung, eines Tages vielleicht das Paradestück besichtigen zu dürfen. Der sowjetische Beamte, der ihn empfing, zog einen Vorgesetzten zu Rate und teilte dann dem Journalisten mit, daß die *Revolution* zu erheblichen Instandsetzungsarbeiten in einen Hafen am Schwarzen Meer zurückgekehrt sei. Sie sei offenbar bei Forschungsarbeiten in arktischen Gewässern mit einem Eisberg kollidiert.

Und es war ebenfalls im Juli 1972, daß in Reykjavik auf Island die Schachweltmeisterschaft zwischen Spassky und Fischer stattfand, ein Wettkampf, dem ein gewisser Igor Papanin beiwohnen sollte, offiziell als einer von Spasskys Schachberatern, inoffiziell als der Chef für Sicherheitsfragen für die Dauer des Wettkampfes. Ein anderer Mann, auf beiden

Gebieten weniger qualifiziert, nahm in aller Stille seinen Platz ein.